

SCIENCE FICTION
SPECIAL

Orson Scott Card

Capitol

**Der neue
Roman
des originellen
SF-Erzählers**



**BASTEI
LÜBBE**

SCIENCE FICTION SPECIAL

Orson Scott Card

Capitol

An der äußersten Grenze der Galaxis befindet sich Capitol, eine Welt der Rätsel und Geheimnisse. Von jeder Dekade verschläft die geistige Elite neun Jahre – im verzweifelten Bemühen, die Unsterblichkeit zu erlangen.

Beherrscht werden die Bewohner von der geheimnisvollen Droge *Somec*.

Und alle zehn Jahre erwacht die bildschöne Herrin von Capitol für wenige Stunden, um die Staatsgeschäfte zu führen.

Spätestens mit seinem Roman MEISTERSÄNGER (Bastei-Lübbe-Taschenbuch 24 018) hat Orson Scott Card bewiesen, daß er mit Recht zu den besten Nachwuchsautoren der Science Fiction gezählt wird. In CAPITOL gelingt es ihm meisterhaft, Glück und Grauen der menschlichen Sterblichkeit lebendig werden zu lassen und dem Leser hautnah bewußt zu machen. Erschienen sind von Orson Scott Card bisher: DER SPENDER-PLANET (Bastei-Lübbe-Taschenbuch 22 026), MEISTERSÄNGER (Bastei-Lübbe-Taschenbuch 24 018) und PLAY KOSMOS (Bastei-Lübbe-Taschenbuch 22 043).

Deutsche Erstveröffentlichung

Science Fiction Special

**BASTEI
LÜBBE**

Österreich S 52.-

DM 6,80

Orson Scott Card

Capitol

Science Fiction-Roman



BASTEI-LÜBBE-TASCHENBUCH
Science Fiction Special
Band 24 032

© Copyright 1979 by Orson Scott Card
All rights reserved
Deutsche Lizenzausgabe 1982
Scan by Brrazo 09/2006
Bastei-Verlag Gustav H. Lübbe, Bergisch Gladbach
Originaltitel: CAPITOL
Ins Deutsche übertragen von: Harro Christensen
Titelillustration: Bob Layzell/Agentur Thomas Schlück
Umschlaggestaltung: Quadro-Grafik, Bensberg
Druck und Verarbeitung:
Mohndruck Graphische Betriebe GmbH, Gütersloh
Printed in Western Germany
ISBN 3-404-24032-6

Der Preis dieses Bandes versteht sich einschließlich der gesetzlichen Mehrwertsteuer.

*Für Jay A. Parry,
die alles gelesen
und verbessert hat.*

Inhalt

Vorwort.....	7
Ein Schlaf und ein Vergessen.....	8
Tausend Tode	48
Hüpfende Steine	78
Zweite Chance	109
Spielunterbrechung.....	133
Life – Show	179
Verbrennen	209
Und was werden wir morgen tun?.....	235
Kinder töten	267
Zieht Gott sich zurück, wenn niemand mehr seinen Namen kennt?	308
Die Sterne verlöschen.....	347

Vorwort

Ein Buch sollte normalerweise keiner Erläuterung bedürfen, aber gelegentlich kann ein erklärendes Wort dem Leser helfen, eine Arbeit so aufzufassen, wie der Autor es beabsichtigt.

Capitol ist kein Roman; es ist aber auch keine Sammlung von Kurzgeschichten. Zwar sind alle Geschichten in *Capitol* in sich abgeschlossen, aber im Buch stehen sie in chronologischer Reihenfolge, um allmählich die Biographie einer Welt mit ihrer Lebensweise auszubreiten, wie sie in »Ein Schlaf und ein Vergessen« entsteht und in »Die Sterne verlöschen« untergeht.

Auch überschneidet sich *Capitol* in der Zeit und in einigen Charakteren mit »*Hot Sleep*« einem Buch, das tatsächlich ein Roman ist und das in Kürze erscheint. Zusammen machen sie das aus, was bisher von der Worthing-Chronik vorhanden ist.

Ein Schlaf und ein Vergessen

Es bleibt kein Erinnern an die Früheren und auch für die Späteren, die kommen werden: Es gibt kein Erinnern an sie bei denen, die noch später kommen.

Ecclesiastes 1:11

Es war nicht bemerkenswert, daß eine Ratte den Lauf durch das Labyrinth nicht schaffte. Bemerkenswert war nur, daß fünf Ratten es perfekt hinkriegten – und fünf versagten.

»Mein Gott«, flüsterte George Rines.

»Noch mal versuchen?« fragte Vaughn Shirten, der Laborassistent, der die Ratten pflegte.

»Natürlich.«

Die fünf Ratten, die vorher versagt hatten, versagten wieder. Die anderen bewältigten den Durchlauf perfekt.

»Vaughn, hast du fünf Ratten, die noch nie durch das Labyrinth gelaufen sind?«

»Ich habe Ratten aller Art. Gescheite, dumme und psychologisch jungfräuliche.« Er holte fünf Jungfrauen aus dem Rattenraum und schickte sie in das erste Labyrinth. Die Jungfrauen schafften es ebensowenig wie die fünf, die vorher versagt hatten.

»Mein Gott«, flüsterte George Rines. »Was haben wir getan?«

»Wir haben wahrscheinlich aus fünf intelligenten Ratten dumme gemacht.«

Zwei Tage vorher hatten alle zehn Ratten den Durch-

lauf geschafft. Sie waren dann beliebig in zwei Gruppen eingeteilt worden. Fünf Ratten bekamen eine Droge, einen Tag später noch einmal. Das waren die fünf, die vergessen hatten, wie man durch ein Labyrinth läuft.

»Um die Ratten mache ich mir keine Gedanken«, sagte George.

»Ich aber«, sagte Vaughn.

»Wir haben die Droge auch Menschen gegeben.«

Vaughn sah ihn verblüfft an. »Menschen? Seit wann braucht man eine Droge, um Menschen dumm zu machen?«

»Somec, Vaughn, Somec.«

Jetzt war Vaughn schockiert. »Ich dachte, die hätten das getestet!«

»Dies ist der letzte Test, Vaughn.«

»Aber – hat man denn noch keinen von den Leuten aufgeweckt, die Somec bekommen haben?«

»Noch nicht.« George lächelte müde. »Sie hatten alle Krebs. Sie wollten erst geweckt werden, wenn er geheilt werden kann.«

»Somec.« Vaughn lachte. »Eine Wunderdroge!«

»Das ist nicht lustig«, sagte George.

*

»Sie haben einen Vertrag unterschrieben«, sagte Dr. Tell.
»Sie dürfen ohne meine Zustimmung nichts veröffentlichen.«

George schüttelte den Kopf. »Ich darf keine wissenschaftlichen Arbeiten veröffentlichen. Wenn Sie mir also

verbieten, mich an meine Wissenschaftlerkollegen zu wenden, werde ich eben die Presse informieren. Sie wird die Geschichte drucken.«

Tell sah ihn wütend an; er zwang sich dazu, nicht loszubrüllen und sagte: »Das sieht Ihnen ähnlich, Sie Schuft.«

»Es genügt nicht, die Genehmigung zurückzuziehen. Die Formel ist öffentlich bekannt – was soll einen graduerten Studenten daran hindern, es in seinem Labor für einen Freund schnell zusammenzurühren? Selbst die Überlebensausrüstung läßt sich leicht arrangieren.«

»Sie scheinen nicht zu verstehen.« Dr. Tell sprach langsam und betont. Das Lächeln, mit dem er tausend Forschungsprojekte in Angriff genommen hatte, wollte in seinem Gesicht erscheinen, aber es mißlang. »Es geht um mehr als um Somec.«

George schloß die Augen.

»Es gibt so etwas wie unabhängige Forschung. Wir haben alles geprüft. Wir waren so *vorsichtig*, George. Wir haben sogar Rattentests gemacht. Einigen Ratten gaben wir Somec, anderen nicht. Dann brachten wir ihnen bei, durch Labyrinth zu laufen. Wir erkannten keine Wirkung. Wie sollten wir wissen, daß Somec das Gedächtnis beeinträchtigt?«

»Es beeinträchtigt nicht, Dr. Tell. Es eliminiert.«

»Das wissen Sie nicht.«

»Ich bin verdammt ziemlich sicher.«

»*Verdammt ziemlich* ist nicht sicher genug. Da gibt es diesen Dummkopf von Senator. Er wird sich hinstellen und heuchlerisch die aus Bundesmitteln geförderten Pro-

jekte kritisieren, die aus Leuten Gehirnamputierte macht, die ohnehin schon Probleme haben. Sie wissen, daß er das tun wird, und das bedeutet, daß man uns diese Mittel entzieht.«

»Was wollen Sie also unternehmen? So tun als ob alles in Ordnung sei? Man ist doch schon fast so weit, daß gewisse Krebsarten geheilt werden können. Sobald das möglich ist, wird man die Schläfer, die Krebs haben, wecken und feststellen, daß sie nur noch Pflanzen sind.«

»Ich weiß noch nicht, was wir tun werden!« schrie Dr. Tell.

»Wir werden die Öffentlichkeit warnen.«

»Wir werden darüber Stillschweigen bewahren, bis wir wissen, was wir tun werden.«

»Und wann wird das sein?«

»Das weiß ich nicht.«

George stand auf. »Ich weiß es aber, Dr. Tell. Wir könnten natürlich die Presse verständigen, wenn die Katastrophe eingetreten ist, können wir uns aber einen solchen Aufschub leisten? Wir werden die Leute warnen, und zwar sofort. Wir werden ihnen sagen, daß Somec genau die von uns behauptete Wirkung hat, mit einer Nebenwirkung: Es löscht das Gedächtnis aus.«

»Verdammt, George, das wissen wir nicht!«

»Wir vermuten es. Das genügt.«

»Wenn Sie das tun, George, kann ich Ihnen versprechen, daß Sie in den Vereinigten Staaten von Amerika oder in Großbritannien oder sonstwo nie wieder einen Forschungs- oder Lehrauftrag bekommen werden!«

»In fünf Jahren wird es in Amerika von russischen

Truppen wimmeln, und *keiner* von uns wird dann einen Lehrauftrag haben, außer denen, die sich in einem Labor auskennen. Dann gibt es keine Experten für die Beschaffung von Mitteln mehr. Insofern schreckt mich Ihre Drohung kaum.«

»Und wenn die Russen nicht kommen, Cassandra?«

»Dann werde ich wenigstens einigen Menschen das Leben gerettet haben.«

»Sie sind auf Schlagzeilen aus, Sie Dreckskerl, und wenn Amerikas Wissenschaft darüber vor die Hunde geht! Sie wollen einen Kreuzzug führen! Sie wollen –«

Die Tür knallte ins Schloß, und den Rest der Ansprache hörte George nicht mehr. Er wußte, daß Dr. Tell in gewisser Weise recht hatte. Die Entdeckung geheimzuhalten, war auch Georges erster Impuls gewesen. Die ganze Nacht hatte er sich mit dem Problem herumgeschlagen, hatte kaum geschlafen, war dann um etwa vier Uhr morgens zu der Überzeugung gelangt, daß ihm eigentlich keine Wahl blieb. Entweder führte er diesen Kreuzzug und wurde von anderen Wissenschaftlern gehaßt, oder er konnte eins von den Schweinen sein, die alles vertuschten und von der ganzen Welt gehaßt wurden. Die ganze Welt aber war größer, und unter den Wissenschaftlern würde sowieso niemand das Gedächtnis verlieren.

Er ging in sein Büro zurück, um seinen Schreibtisch auszuräumen und seine Bücher in Kisten zu packen. Die Reporter wollten ihn in drei Stunden in seiner Wohnung aufsuchen. Es hatte keinen Sinn, so zu tun, als bliebe er im Institut. Sein Entlassungsgesuch lag schon auf dem

Schreibtisch des Direktors. Es war nur noch eine Formalität, Dr. Tell zu verständigen, aber er leitete das Somec-Projekt und mußte es natürlich erfahren.

Ich fühle mich wie ein Mörder. Wir hatten so große Hoffnungen in Somec gesetzt. Aber ist es meine Schuld? Nein. Wir waren zu aufgeregt. Wir dachten, wir hätten alles getestet. Wir verdienen es, für unsere Voreiligkeit und mangelnde Gründlichkeit bestraft zu werden.

Bestraft? Bei dem Gedanken runzelte George die Stirn. Dies ist keine Frage von Strafe oder Schuld. Das Somec muß einfach weg, und wir müssen eine Möglichkeit finden, das Problem zu lösen.

Als er seine Exemplare des *Scientific American* aus dem Regal zog, verstreute er sie in alle Richtungen auf den Fußboden. Es waren eine ganze Menge. In den jüngeren Ausgaben hatte er die Artikel, die er demnächst lesen wollte, durch Eselsohren gekennzeichnet. Ihre Lektüre war für ihn die einzige Möglichkeit, sich auf fachfremden Gebieten auf dem laufenden zu halten.

Vielleicht um zu vermeiden, an die Aussagen zu denken, die er in ein paar Stunden den Reportern gegenüber machen wollte, vielleicht weil es ihm unangenehm war, sein Büro zu verlassen, nahm George das obere Exemplar auf und öffnete es beim ersten Eselsohr. Er überflog den Artikel, las zwei weitere und öffnete das nächste Exemplar.

Aufzeichnung von Gehirninhalten war der Titel des ersten Artikels, den er sich vornahm: »Unmittelbares Lehren durch die Erzeugung von Strömen im Gehirn? Es rückt in den Bereich der Möglichkeit.« Er fesselte

George so sehr, daß er sich ausgiebig mit ihm beschäftigte, und was er dort las, bedeutete, daß er trotz allem nicht aufgeben würde.

Er brauchte eine halbe Stunde, um den ganzen Artikel zu lesen. Er brauchte weitere zehn Minuten, um sich telefonisch mit Doran Waite, dem Mann, der als Verfasser ausgewiesen war, in Verbindung zu setzen. Und es dauerte drei Minuten, die Hoffnung, die der Artikel in ihm geweckt hatte, bestätigt zu bekommen.

»Ja, Dr. Rines, das ist richtig. Bei komplizierten Säugetieren wie den Primaten geht es nicht, aber bei Ratten können wir das gesamte Wissen einer Ratte in den Kopf einer anderen verpflanzen. Eine Zeitlang sind sie dann okay.«

»Und anschließend?«

»Anschließend nicht mehr. Sie werden verrückt.«

»Dr. Waite, könnten Sie herkommen? Oder besser noch, könnte ich zu Ihnen rauskommen?«

Nach weiteren fünf Minuten war die Reise gebucht, und George verließ das Büro, ohne zu Hause anzurufen. Die Reporter konnten bis morgen warten. Dann würde er genau die Hoffnung auf eine Lösung anbieten könnten, die Dr. Tell brauchte, um drastischen Maßnahmen der Regierung zuvorzukommen, die Hoffnung, Hunderte von Menschen zu retten, deren Gedächtnis bereits unwiderruflich verloren war.

Als den Reportern, die zu seinem Haus gekommen waren, klar wurde, daß George Rines nicht da war und auch nicht kommen würde, riefen sie sein Büro an und erhielten die Auskunft, daß er gekündigt hätte und schon

gegangen sei. Die meisten gaben daraufhin auf, einige aber nicht; einer ging sogar ins Institut und sprach mit jedem. Keiner wollte reden. Außer dem Rattenmann, dem Laborassistenten, der die für Verhaltenstests bestimmten Ratten betreute. Vaughn Shirten.

Es gab eine fette Schlagzeile – der Herausgeber war bereit, die Geschichte zu bringen, als er die Kopie der Presseverlautbarung sah, die der Reporter auf Georges Schreibtisch gefunden hatte – es war die nicht zur Veröffentlichung bestimmte. Aus ihr wurde ausführlich zitiert, zusammen mit Vaughns noch saftigeren Zitaten. »Höchstwahrscheinlich wurden mindestens einige derjenigen, die Somec genommen haben, ihres Gedächtnisses ganz oder teilweise beraubt«, teilte George mit. »Das bedeutet, daß eine Menge Leute nicht mehr wissen, wie man spricht oder die Toilette aufsucht«, fügte Vaughn hilfreich hinzu. »Es bedeutet, daß ihnen nur noch ihr Instinkt geblieben ist, und Menschen haben weniger Instinkt als ein Plattwurm.«

*

In Berkeley war es drei Uhr morgens, als das Girl in der Vermittlung des Motels endlich bereit war, den Anruf zu Zimmer 215 durchzustellen.

»Ja?« fragte George verschlafen.

»Es tut mir schrecklich leid, Mr. Rines, aber sie behaupten, es handelt sich um einen Notfall. Ich habe gesagt, daß es nicht geht, weil wir nicht wissen, daß der G. Rines mit dem gesuchten George Rines identisch ist, aber

ein Mann von der Regierung ist am Apparat, und ein Senator hat angerufen und ihre Frau.«

»Sie machen wohl Witze«, sagte George. »Lassen Sie mich mit meiner Frau sprechen.«

»Sie *sind* es also? Ich bin ja so erleichtert.«

»Ja, sehr schön, aber jetzt lassen Sie mich mit meiner –«

»George!« Aggies Stimme klang gequält. »Oh, George, wie konntest du einfach so abreisen –«

»Es tut mir leid. Ich hatte nicht erwartet, über Nacht zu bleiben.«

»Du hättest anrufen können!«

»Es war nach Mitternacht, als ich im Motel ankam. Bei euch wäre es zwei Uhr morgens gewesen. Ich wollte dich nicht wecken.«

»Glaubst du, ich konnte schlafen?«

»Es tut mir leid. Nun weißt du ja, wo ich bin –« er gähnte –, »können wir jetzt weiterschlafen?«

»George!« schrie sie. »Schlaf nicht ein! Du kannst mir nicht erzählen, daß du nicht wußtest, daß Anrufe kommen würden!«

»In welcher Angelegenheit denn?«

»Es geht um dein Zeitungsinterview.«

»Ich habe keins gegeben –«

»Das habe ich dem Senator auch gesagt, aber er rief immer wieder an, bis der Reporter diesen Artikel und die Telefonnummer auf deinem Schreibtisch fand, und ich rief Dr. Waite an und –«

»Du hast Dr. Waite angerufen?«

»Und er sagte, du seist den ganzen Tag dort gewesen,

und, George, Dr. Tell rief an und auch Ron Hubbard, und sie sagten, daß du *gefeuert* bist, auch wenn du selbst gekündigt hast, und George, den ganzen Abend kamen Anrufe –«

»Welcher Senator?«

»*Maxwell!* Dieser Anti-Wissenschaftsmann, den alle so hassen. Er hält dich für einen Helden.«

»Das kann ich mir denken. Dieses Schwein.«

»George, was kann ich tun?«

»Sag ihnen, sie sollen warten, bis ich nach Hause komme. Ich habe einiges mit Waite zu besprechen.«

»George, hast du denn kein Verantwortungsgefühl?«

»Ich habe das Gefühl, schrecklich müde zu sein. Sag den Reportern, daß wir für einen Teil des Problems schon eine Lösung haben. Sag dem Institut, daß sie mich morgen nachmittag empfangen müssen, ob sie mich nun hassen oder nicht. Und sag dem Senator, er soll sich seine Gesetzesvorlage in den Arsch –«

»George, mußt du so profan sein?«

»Unanständig und vulgär, Aggie, aber niemals profan. Es ist vier Uhr früh. Wir sehen uns morgen.«

»Was ist, wenn ich nicht zu Hause bin, wenn du ankommst, du niederträchtiger –«

Er legte auf. Es war seine Gewohnheit, ein Gespräch sofort zu beenden, wenn die Leute ausfallend wurden. Das ersparte ihm eine Menge Ärger. Zumal sie oft recht hatten.

*

Nach zwei Wochen war er kein Paria mehr und auch nicht länger arbeitslos. Der Kongreß hatte die Schaffung eines Forschungsbüros zur Lösung des Somec-Problems bewilligt. Und George Rines leitete es. »Wir brauchen Ihre Art, Wissenschaft zu betreiben«, sagte der Senator zu George. »Mutig. In neuen Dimensionen denken.«

Den Dreck aufwühlen, ergänzte George stumm. Aber er akzeptierte den Job und machte sich an die Arbeit. Es bedeutete, nach Kalifornien zu gehen, denn Waite und dessen ganzes Gerät waren in Berkeley. Aggie und die Mädchen machten ihm wilde Szenen.

»Diana hat in der Oberschule nur noch ein Jahr!« klagte Aggie.

»Dann bleibt doch hier«, explodierte George zuletzt. »Nicht, daß ich euch dort draußen brauchte! Ich kann doppelt soviel arbeiten, wenn ich nicht mit der ganzen Familie umziehen muß.«

Sofort taten ihm seine Worte leid, und er entschuldigte sich, aber es half nichts. Aggie, Diane und Anita blieben zurück, und er war noch keine Woche in Berkeley, als ihn ein Beschluß ihrer gesetzlichen Trennung erreichte. Er versuchte anzurufen. Er flog sogar zurück. Aber sie waren ebenfalls ausgezogen und hatten keine Adresse außer einer Postfachnummer hinterlassen, an die er besser jeden Monat Geld überweisen möge, wenn er nicht wegen böswilligen Verlassens vor Gericht zitiert werden wolle, wie der Anwalt sorgfältig formulierte.

Während des ganzen Rückfluges war George sehr bestürzt.

Für ihn brach eine Welt zusammen. Er und Aggie hat-

ten einander jahrelang alles bedeutet.

Dann kam er in Berkeley an und dachte nicht mehr an seine Familie, außer wenn er ins Motel ging und später in seine Wohnung und sich vergegenwärtigte, daß dort niemand war. Trotzdem zur Hölle mit ihnen. Wer braucht schon einen Klotz am Bein? Ich leiste Dinge von bleibendem Wert. Ich nehme mich einer gefährlichen Droge an und Sorge dafür, daß nur ihre heilsame Wirkung zum Tragen kommt. Und wenn das nicht genauso wichtig ist wie das stinkende letzte Jahr an irgendeiner blöden Oberschule ...

Die Regierungsmittel begannen zu fließen, und die Forschung benötigte bald ein ganzes Gebäude des neuen Forschungskomplexes für ihre Zwecke. Eine Abteilung ermittelte sorgfältig das Ausmaß des Somec-Schadens: auch Schimpansen fielen trotz einer enormen Menge vorher erlernten Verhaltens wieder auf das Verhalten von Neugeborenen zurück. Der Gedächtnisverlust war total.

Eine andere Abteilung spielte ständig mit den Techniken der Aufzeichnung von Gehirninhalten und mit entsprechenden Apparaturen. Eine Forschungsgruppe versuchte, gewisse Arten von Wissen und Gedächtnis von anderen zu trennen – es gab wiederholte Fehleinschläge und am Ende überhaupt keinen Erfolg. Eine weitere Gruppe vereinfachte die Methode der Aufzeichnung von Gehirnmustern und übertrug sie auf ein anderes Subjekt. Zuletzt konnte man sogar komplexes Verhalten von Schimpansen mit Hilfe der Übertragungsapparaturen in drei Minuten anderen Schimpansen beibringen. Das Dumme war nur, daß die Schimpansen innerhalb von

fünfzehn Minuten hoffnungslos verrückt waren.

Die dritte Abteilung überwachte George persönlich. Hier wurde Somec zusammen mit der Technik der Aufzeichnung von Gehirninhalten angewendet, und hier gab es auch die erste Hoffnung auf Erfolg.

Die Somec-Geschichte hatte Schlagzeilen gemacht. Aber jetzt war sie begraben; jeder neue Erfolg schien zeitlich perfekt auf die Weltereignisse abgestimmt zu sein, von denen Rundfunk und Presse voll waren.

Als George zum Beispiel entdeckte, daß, wenn man den Gehirninhalt einer ausgebildeten Ratte aufzeichnete, bevor sie Somec bekam, und ihn nach ihrem Aufwachen wieder auf das Gehirn derselben Ratte übertrug, sie sofort alle ihre früheren Fähigkeiten wiedererlangte, und zwar ohne jede meßbare Beeinträchtigung. Und noch sechs Wochen später gab es keine Anzeichen einer Geisteskrankheit. Die Ergebnisse waren so ermutigend, daß eine Pressekonferenz einberufen wurde. Die Reporter erschienen.

Aber am selben Tag erklärte der Präsident, Luftaufnahmen hätten gezeigt, daß, während die Raketen aus Quebec abgezogen worden seien, über die Schiffsroute Leningrad – Montreal starke Konzentrationen russischer Truppen gelandet würden. Es gab nur einen Grund für den Aufenthalt russischer Truppen in Quebec. »Verteidigung«, sagte der Premierminister von Quebec, bevor er wußte, daß die Russen versuchten, alles zu dementieren. »Aggression«, sagte der US-Präsident und versetzte die Truppen in Alarmzustand. »Versuchen Sie es nur«, sagte der russische Generalsekretär.

Der US-Präsident verzichtete, und keiner bemerkte die Somec-Meldung.

Als George feststellte, daß man bei ausgebildeten Schimpansen die Aufzeichnung vornehmen und ohne ungünstige Auswirkungen auf andere übertragen konnte, vorausgesetzt, diese hatten vorher Somec bekommen, war dies eine beachtenswerte Geschichte. Die Reporter meinten das auch, obwohl der Versuch erst eine Woche zurücklag – denn schließlich war in solchen Fällen jedesmal schon innerhalb einer Stunde die Geisteskrankheit aufgetreten.

Aber die Öffentlichkeit erfuhr nichts davon, denn in derselben Woche hatten russische, polnische, ungarische und ostdeutsche Truppen die massiv verteidigte Grenze zu Westdeutschland und die weniger heftig verteidigte zu Österreich überrollt. »Stopp«, sagte der amerikanische Präsident. »Zwingen Sie uns doch dazu«, sagte der Generalsekretär. »Setzen Sie ihre Raketen ein«, rief der westdeutsche Kanzler. »Wir können nicht als erste Nuklearwaffen einsetzen«, antwortete der gequälte amerikanische Präsident. »Das hat Ihnen schon de Gaulle gesagt!« schrie es gedruckt aus den französischen Zeitungen, die plötzlich wieder gaullistisch waren. Aber niemand in Deutschland las sie – die russischen Truppen waren mittlerweile in Italien, die Schweiz, die Niederlande und Dänemark eingedrungen. Und obwohl amerikanische Soldaten starben, konnte der Präsident nicht auf den Knopf drücken oder es anderen befehlen. Er fand nicht einmal Leute, die bereit gewesen wären, es für ihn zu tun. »Amerikanische Versprechen sind wie ein Furz im Wind«,

sagte der prominente Tory-Abgeordnete, und der Labour-Abgeordnete rügte nicht einmal die Grobheit.

George Rines machte Aufzeichnungen aus den Gehirnen der nächsten Verwandten der gesündesten unter den Schläfern. Sie wachten auf und glaubten, sie seien die andere Person, aber Georges Personal – und die Verwandten – halfen den Aufgewachten behutsam dabei, ihre wahre Identität zu erkennen und in diese Rolle zu schlüpfen. Die Schimpansen, die ein anderes Schimpansen Gedächtnis bekommen hatten, wurde alle verrückt. Mit einem Schlag. Wie auf Stichwort.

Und nur eine Woche später folgten die Schläfer.

Dialog mit Thomas N. Cortia, dem letzten, der von den fünf noch normal war.

»Guten Morgen, Tom.«

»Guten Morgen, George.«

Es hat keinen Zweck, es Ihnen zu verheimlichen.

»Mrs. Feean ist schon verrückt geworden.«

Sie sind jetzt der Wundermann, Tom. Wie machen Sie das bloß?

»Ich bin vielleicht ganz einfach stur. Vielleicht bin ich zu alt, verrückt zu werden. Vielleicht bin ich schon halb verrückt, und wir wissen es noch nicht.«

Es gibt nicht viel Hoffnung.

»Ich kann nicht sagen, daß es mir viel ausmacht.«

Was für ein Gefühl ist das, Tom?

»Normal ist es nicht. Zum Beispiel hört es sich komisch an, daß Sie mich immer noch Tom nennen, wo in meinem Gedächtnis mich doch alle Bill nennen. Mein Bruder, nicht wahr? Ich fühle mich nicht wie mein Bru-

der. Es fühlt sich an, als ob ich es selbst bin.«

Wirklich?

»Nein.«

Also eigentlich nicht?

»Ich wollte sagen, ich fühle mich nicht wie ich selbst. Das heißt, all diese Erinnerungen – sie sind einfach nicht richtig. Überhaupt nicht. Ich kenne Billy jetzt ziemlich gut, und ich weiß, wie sehr er die Vorstellung hassten würde, daß ich jetzt so viel über seine Vergangenheit weiß. Ich wußte früher nicht, daß er meine Cousine Sally gebumst hat. Bei einem Familientreffen, einfach gleich im Badezimmer. Mich ärgert diese Erinnerung, George. Denn ich hätte es nie getan. Nie im Leben wäre ich auf eine Frau so geil gewesen. Das ist nicht mein Stil.«

Was ist denn Ihr Stil, Tom?

»Ich *weiß* es nicht, verdammt. Alle Erinnerungen sagen mir, daß es mein Stil ist, aber das stimmt nicht. Es ist völlig verkehrt. Ich weiß nicht warum.«

Und was ist mit Ihnen selbst, Tom, ich meine jetzt nicht Bills Erinnerungen.

»Über mich weiß ich nur, wie sich Bill an mich erinnert. George, es ist mir nicht möglich, in mir selbst den stinkigen kleinen Kerl zu sehen, der weniger wert ist als Pferdemit. So *war* ich nicht. Aber Bill kennt mich besser als jeder andere Mensch. Das stimmt doch. Ich bin es trotzdem nicht. Herrgott, ich bin es nicht. Und ich hätte nie *gesagt* was Bill sagt.«

Wann?

»Immer! George, Sie wissen nicht, wie das ist. Soweit ich weiß, bin ich Bill. Aber jede verdammte Erinnerung,

die ich habe, ist falsch. Falsch, falsch, falsch. Ich würde nicht so handeln. Ich würde solche Dinge nicht tun. Ich hätte nie die verkommene kleine Hure geheiratet, die er in New York aufgegabelt hat. Ich hätte meine Kinder nie so sorglos erzogen, daß aus ihnen allen nichts werden konnte. Mein ganzes Leben stellt sich als falsch heraus, George, und damit werde ich nicht fertig. Ich habe alles im Leben falsch gemacht, wenigstens sagt mir das mein Gedächtnis, und Sie können mir sagen, daß es nicht wahr ist und daß ich in Wirklichkeit Tom bin und nicht Bill, aber das ändert nichts an dem, an das ich mich erinnere, und das, woran ich mich erinnere, ändert nichts an der Tatsache, daß Bill einfach nicht so handelt wie ich handeln würde und ...«

Beruhigen Sie sich jetzt, Tom. Lassen Sie sich nicht gehen.

»Während der ersten paar Tage war es leichter. Verdammt, George, ich war wie ein Mann, der einen völlig neuen Körper ausprobierte. Meine Finger bewegten sich nicht richtig. Meine Beine nahmen zu kurze Schritte. Es gab so viel, mit dem ich mich gedanklich beschäftigen konnte. Besonders den Krebs, den er, wie sie wissen, nie hatte.«

Den kann man heilen.

»Aber nicht meinen Kopf, George, ich verspreche Ihnen, ich werde so lange durchhalten, wie es nur geht, aber ich werde trotzdem bald verrückt.«

Tun Sie es nicht meinetwegen.

»No, Sir, ich werde mir doch Ihretwegen kein Bein ausreißen.«

Tom, wenn Sie verrückt werden, falls überhaupt, werden wir Ihnen einfach wieder Somec geben. Anschließend bringen wir Sie dann in Ordnung. Wir müssen nur erst, wissen, wie das am besten geht.

»Vergessen Sie es, George. Wenn es bedeutet, daß mir wieder der Kopf eines anderen aufgepfropft wird, können Sie es vergessen. Es ist die Hölle. Wenn ich sterbe, fahre ich zur Hölle, und das wird genauso sein wie jetzt.«

Bis morgen, Tom.

»Da bin ich noch nicht sicher, George. Aber Sie sind ein netter junger Kerl, wenn Sie auch anderen Leuten die Köpfe durcheinanderbringen. Ich wünsche Ihnen einen guten Tag.«

Ich Ihnen auch, Tom.

Sie versuchten es noch einmal. Sie gingen von der Annahme aus, daß es die Leute verwirrte, wenn man nahe Verwandte als Gedächtnisquelle verwendete. Es war zu schwierig, wenn der Patient wußte, daß er vorher jemand anders gewesen war. Sie nahmen also fünf andere; wieder die mit dem am wenigsten vorgeschrittenen Krebs. Sie gaben ihnen Gehirnaufzeichnungen von Leuten ihres Alters und Geschlechts, informierten die Patienten aber nicht über das Experiment. Statt dessen wurde den Patienten erzählt, sie hätten an Gedächtnisschwund und einer ernsten Krankheit gelitten, befänden sich aber auf dem Wege der Besserung.

Es ergab sich kein Unterschied.

Dialog mit Marian Williamson, der letzten, die von den fünf noch normal war. Sie glaubte, sie hieße Lydia Harper.

Lydia, wie haben Sie geschlafen?

»Es war scheußlich.«

Scheußlich? Wieso?

»Ich habe die ganze Zeit geträumt.«

Wovon?

»Sie haben mir doch gesagt, Sie seien kein Psychiater.«

Das war eine Lüge. Haben Sie noch nie gelogen?

»Doch, Dr. Rines, das habe ich.«

Können Sie gut lügen?

»Sehr gut sogar.«

Patientin weint.

Was ist los, Lydia?

»Doktor, ich weiß es nicht, ich weiß es nicht, ich träume immer so schreckliche Sachen, ich sehe mich immer entsetzliche Dinge tun, was ist nur los mit mir?«

Ich weiß es nicht. Sie waren krank.

»So krank nun auch nicht. Oh, ich habe gelegentlich Magenschmerzen, nichts sehr Ernstes, ich bin kein Hypochonder, ich will mich nicht beklagen, aber Doktor, ich kann es nicht ertragen, mit mir zu leben.«

Ich bitte Sie. Sie haben Ihr ganzes Leben mit sich gelebt.

»Ich weiß, wie ich das geschafft habe. Dr. Rines, ist es möglich, daß ein Mensch sein ganzes Leben irgendwelche Dinge tut und dann plötzlich wünscht, er hätte sie nie getan? Sich plötzlich fragt, wie in aller Welt er sie hat tun können?«

Was zum Beispiel?

»Ich bin nicht katholisch. Ich beichte nicht gern.«

Ist es etwas so Schlimmes?

»Einiges schon.«

Dann erzählen Sie mir doch das übrige.

»Es wird sich lächerlich anhören.«

Ich verspreche, nicht zu lachen, wenn Sie es nicht zuerst tun.

»Ich nehme Sie beim Wort, Doktor, denn ich *werde* nicht lachen. Und ich werde Ihnen nichts Albernnes erzählen. Ich fange mit dem Schlimmsten an.«

Nur, wenn sie wollen.

»Ich muß es. Oh, Gott, hilf mir, ich bin doch keine alte Frau, Doktor. Ich bin erst achtunddreißig. Seit ich nach meinem Gedächtnisschwund aufwachte, habe ich noch in keinen Spiegel geschaut, aber selbst wenn ich jetzt häßlich bin, Doktor, früher war ich eine recht hübsche junge Frau. Doktor, ich – auch dies mag albern klingen, aber es stimmt –, ich bin in meinem Leben sexuell nie besonders gehemmt gewesen.«

Das scheint heutzutage auch niemand zu erwarten.

»Und ich bereue es auch nicht. Aber auf dem College war ich ohne Geld. Ich weiß nicht, ob Sie sich an die Rezession der siebziger Jahre erinnern, Doktor. Jedenfalls konnten meine Eltern mich nicht mehr auf der Schule halten, und ich war entschlossen, eine Ausbildung zu absolvieren. Also fing ich an – ich fing an, Geld dafür zu nehmen.«

Für Sex?

»Ich war eine Hure. Meine Verabredungen traf ich über ein paar Männer, die meine Geliebten gewesen waren. Ich nahm zwanzig Dollar. Ich war billig. Aber ich

blieb auf dem College.«

Sie sind nicht die erste Frau, die das getan hätte.

»Das weiß ich. Darum geht es nicht, es ist nicht so, daß ich es mißbillige, obwohl ich es doch tu. Das heißt, *heute* mißbillige ich es, aber bevor ich eben aufwachte, war das nicht der Fall. Wichtig ist, daß ich gar nicht glauben kann, daß ich so etwas je getan habe.«

Aber Sie erinnern sich daran, es getan zu haben.

»Aber ich würde so etwas nie tun!«

Aber Sie haben es getan. Sie wollen sich die Wahrheit nur nicht eingestehen.

»Ich weiß, ich weiß, aber Doktor, ich schwöre im Namen Gottes, daß ich es nie, nie, nie, tun würde. Es ist unmöglich. Ich kann mit mir nicht mehr leben, seit ich das getan habe!«

Patientin weint unkontrolliert.

Nur deswegen, Lydia?

»Nein, auch andere Dinge. Die Art, wie ich mein Make-up trug, um verführerisch zu wirken. Ich sehe mich noch vor dem Spiegel sitzen und mich über den Anblick freuen. Die Erinnerung daran macht mich ganz krank. Und die Art, wie mein Vater immer über mein Leben bestimmt hat. *Jahrelang* habe ich alles getan, was er wollte. Ich war so traurig, als er starb. Heute freue ich mich, daß er tot ist. Und das ist schrecklich, denn ich weiß noch genau, wie gern ich ihn hatte. Warum sollte ich vergessen haben, wie sehr ich ihn liebte?«

Das weiß ich nicht.

»Weil er ein egoistisches Schwein war und mich immer gängeln wollte, darum. Oh, ich kann nicht glauben,

daß ich das gesagt habe. Das ist nicht meine Sprache, Doktor. Ich schlafe für Geld mit Männern, aber ich gebrauche nicht solche Sprache. Ich werde verrückt, Doktor. Ich verliere den Verstand. Nichts in meinem Leben scheint noch zusammenzupassen. Ich will mich immer wieder umbringen.«

Hoffentlich tun Sie das nicht.

»Glauben Sie, daß diese Magenschmerzen vom Krebs kommen?«

Das können wir untersuchen lassen.

»Wenn ich Krebs habe, Doktor, bringe ich mich um. Das wäre nämlich das Letzte.«

Das werden wir untersuchen lassen, aber sagen Sie nicht dauernd, daß Sie sich umbringen wollen.

»Verzeihen Sie. Ich habe noch nie so geredet. Ich weiß nicht, warum ich jetzt so rede. Danke, daß Sie mir zugehört haben, Dr. Rines. Bin ich wirklich verrückt?«

Für mich hört sich alles ganz normal an.

»Wirklich? Sie würden nicht lügen?«

Ich *würde* lügen, wenn ich dächte, daß es nützlich wäre. Aber im Augenblick lüge ich nicht.

»Danke. Recht vielen Dank.«

Bis morgen dann.

Als George sie am nächsten Morgen besuchte, war sie katatonisch und konnte nicht sprechen.

George las das Dossier, das mit ihrem Körper zusammen eingeschlossen war, seit sie auf Somec gesetzt wurde. Es war ein Dossier über Marian Williamson, nicht Lydia Harper. Sie war eine eiskalte Geschäftsfrau, die Dutzende von anderen Leuten ruiniert hatte, um in der

Geschäftswelt nach oben zu kommen. Mit Mißerfolgen wurde sie nicht fertig – wie sie in ihrer Autobiographie schrieb. Sie ließ sich ihre Pläne nicht durchkreuzen, nicht einmal vom Krebs. Deshalb hatte sie Somec genommen.

Die Autobiographie erwähnte auch einen Psychotherapeuten in Boston, und George ließ ihn auf Regierungskosten nach Berkeley kommen.

»Dr. Manwaring, Sie ahnen ja nicht, wie dankbar ich Ihnen bin, daß Sie gekommen sind.«

»Als Sie mir die Situation schilderten, konnte ich nicht gut ablehnen.«

»Ich werde Sie bitten, gegen Ihr Berufsethos zu verstoßen, Doktor. Sie kennen Marian Williamsons Situation. Wir würden viel besser verstehen, was mit ihr los ist, wenn Sie uns sagen könnten, wie sie war, bevor sie Somec nahm.«

»Ganz recht, es entspricht nicht dem Ethos, aber ich wußte, daß Sie das wissen wollten, und deshalb bin ich hergekommen. Ich bin bereit, Ihnen zu helfen. Ich bin überzeugt, daß sie meinen Vertrauensbruch ihr gegenüber gutheißen würde, wenn er dazu beitragen kann, ihr das Leben zu retten. Sie würde gern weiterleben, oder besser: weiterleben unter den bestmöglichen Umständen.«

George Rines zeigte ihm Niederschriften seines Dialoge mit Marian Williamson, die jetzt glaubte, sie sei Lydia Harper.

»Das ist seltsam«, bemerkte Dr. Manwaring.

»Ich weiß«, sagte Georg. »Wie seltsam?«

»Nun, ich sollte Ihnen sagen, daß ich nicht an eine

Seele glaube. Ich glaube nicht einmal an einen Geist, sondern lediglich an Gehirntätigkeit. Aber ich weiß nicht, wie ich es erklären soll, ohne auf dergleichen zurückzugreifen.«

»Sie haben mir noch nicht gesagt, was Sie erklären wollen.«

»Marian Williamson war sehr religiös. Natürlich nicht in formalem Sinne. Sie war in keiner Organisation. Aber sie glaubte aus tiefstem Herzen an Gott. Und sie glaubte, daß er in ihrem Leben ganz direkt eine Rolle spielte. Wann immer sie im Geschäftsleben einen Rivalen ausschaltete, schrieb sie ihren Erfolg Gott zu. In Wirklichkeit hatte sie den armen Teufel natürlich unterboten und ihm so den Boden unter den Füßen weggezogen. Oder auch ihr, denn sie nahm auf das Geschlecht der Kontrahenten keinerlei Rücksicht. Sie machte alle fertig. Sie sehen also, in diesem Dialog könnte es sich um Marian handeln. ›Oh, Gott, hilf mir‹, sagt sie in allen drei Gesprächen, nicht wahr?«

»Ja.«

»Und noch etwas. Die Sache mit dem Sex. Marian führte ein aktives Sexualleben. Sie war nicht prüde. Sie war zwar nie verheiratet und hatte keine Kinder, aber sie kostete sozusagen die Früchte aus dem Garten Eden. Diese Sätze im letzten Dialog allerdings, in denen sie darüber spricht, daß sie sich verkauft hat. Das war für sie sehr wichtig. Geschäft und Liebesleben verstand sie scharf zu trennen. Sie schlief nie mit jemandem, der in ihrer Branche tätig war. Das nahm sie sehr genau – Sex nur aus Liebe und nicht für Geld. Verstehen Sie? Dies

könnte sie gewesen sein.«

»Nicht notwendigerweise die Sprachmuster, auf dem Gebiet bin ich kein Experte. Aber nach dem, was Sie mir über Somec erzählt haben, dürfte doch überhaupt kein Gedächtnis mehr existent sein, oder irre ich?«

»Nur was das Gedächtnis aufgenommen hat wird gelöscht. Der Instinkt bleibt.«

»Ich bin eine Art Behaviorist, Dr. Rines, und es ist mir unmöglich, dies dem Instinkt zuzuschreiben. Bettnässen und Daumenlutschen kann ich akzeptieren. Selbst Homosexualität könnte genetisch bedingt sein, aber die Umwelt hat doch einen gewissen Einfluß.«

»Ich kenne die verschiedenen Lehrmeinungen nicht so gut.«

»Ich vermute, das ist auch nicht so besonders wichtig. Ich sage Ihnen nur, welche Schule ich vertrete, denn daher ist meine Schlußfolgerung aus allem selbst für mich eine Überraschung.«

»Schlußfolgerung?«

»Eine Hypothese. Die Gene sind Träger merkwürdiger Dinge. Dinge, an die wir nie gedacht haben. Eine Neigung zur Überwindung aller Hindernisse. Eine Tendenz, Sex und Geschäft zu trennen. Wie kann das genetisch bedingt sein? Ich kann nur vermuten, daß etwas in der DNA oder eine Beziehung zwischen verschiedenen Proteinen mit gewissen Reaktionen auf die Umwelt vereinbar ist und mit anderen unvereinbar. Es liegt in den Genen. Wenn das der Fall ist, wofür, zum Teufel, braucht man dann einen Psychotherapeuten?«

George zuckte die Achseln. »Das habe ich mich schon

immer gefragt.«

Einen Augenblick schien Dr. Manwaring verärgert. Dann lachte er. »Ich auch. Wir helfen nur wenigen Leuten, und nie helfen wir denen, die unsere Hilfe am dringendsten brauchen. Sie sind kein Psychotherapeut, nicht wahr? Dennoch wäre ich trotz meiner jahrelangen Ausbildung froh gewesen, wenn auch nur eines meiner Gespräche mit Marian Williamson so glatt verlaufen wäre.«

»Ich danke Ihnen. Sie haben mir enorm geholfen.«

»Lassen Sie mich Ihren Bericht lesen, wenn Sie ihn geschrieben haben.«

»Gern. Darf ich die Bandaufzeichnung unserer Unterhaltung verwenden?«

»Selbstverständlich. Wie wollen Sie ihn nennen?«

»Was nennen?«

»Diesen Effekt. Was halten Sie von ›Das Seelensyndrom‹?«

»Wissenschaftler, die ernsthaft über die Seele reden, werden unter Hohngelächter aus jeder Konferenz gejagt, Dr. Manwaring.«

»Dann tun Sie mir wenigstens einen Gefallen und nennen Sie den Artikel ›Die Entdeckung der Seele‹. Denn das, so meine ich, haben wir hier gefunden. Vielleicht lebt sie nach dem Tode nicht weiter, aber ich bin verdammt sicher, daß es sich um eine innere Kraft handelt, die äußere Handlungen steuert. Das echte Unbewußte. Freud wäre stolz auf Sie. Obwohl Freud ein Idiot war.«

Sie lachten. Sie aßen gemeinsam. Und am nächsten Tag, als George Dr. Manwaring zum Flugplatz brachte,

blieb er noch eine Weile und beobachtete die Flugzeuge beim Start. Er war irgendwie überrascht, daß die Maschinen im Inlandverkehr noch die normalen Flugpläne einhielten. Frankreich hatte am Vortage kapituliert – Millionen von amerikanischen Soldaten kehrten entsprechend den Vertragsbedingungen nach Hause zurück. Großbritannien war im Begriff ein Satellitenstaat Rußlands zu werden. Dreißig Wochen lang war ein Krieg geführt und verloren worden, und während dieser ganzen Zeit hatte Amerika weitergemacht, hatte keine Rationierung eingeführt, hatte sich nicht einmal den Gürtel enger geschnallt. Der Flugverkehr funktionierte immer noch reibungslos. Und die Mittel für Georges Forschungsprojekt, das ausgerechnet der menschlichen Seele galt, flossen ununterbrochen weiter.

Kein Wunder, daß wir verloren haben, dachte George. Wir merken es nicht einmal, wenn wir im Krieg sind.

Er ging ins Labor zurück und faßte einen Entschluß. Das nächste Experiment sollte einem völlig anderen Zweck dienen. Die Schläfer waren nicht mehr zu retten. Somec aber. Somec konnte trotz allem von Nutzen sein.

Am nächsten Morgen ließ er seinen eigenen Gehirninhalt aufzeichnen, und während die Assistenten noch darüber rätselten, warum der Boß das wohl getan habe, ging er in ein anderes Labor, füllte eine Spritze mit der normalen Dosis Somec und injizierte sie sich vor den Augen eines entsetzten Graduierten.

Rasch und schmerzhaft gelangte es in seinen Kreislauf, und er war überrascht. »Dr. Rines!« schrie der Student. »Das war Somec!«

»Ich weiß«, antwortete er ungeduldig. »Und es brennt wie die Hölle. Die Gehirnaufzeichner haben ein Band mit meinem eigenen Gehirninhalt. Lassen Sie mich ein paar Tage liegen, führen Sie dann die Wiederbelebung durch und geben Sie mir die Aufzeichnung wieder ein.«

»Warum haben Sie denn diesen Selbstversuch gemacht?«

»Menschen als Versuchskaninchen zu benutzen ist ungesetzlich. Ich habe mir geschworen, mich nicht anzuzeigen.« Heiß spürte er das Somec in den Adern, jede Erinnerung schwand, und er schlief ein.

*

Völlig desorientiert wachte er auf. Er wußte noch, daß er sich hingesetzt hatte, um die Aufzeichnung vornehmen zu lassen, er erinnerte sich an den Helm auf seinem Kopf und an die Nadeln, durch die der Strom floß. Und nun lag er plötzlich von seinen Assistenten umringt auf einem Bett in der Patientenabteilung des Labors.

»Guten Morgen«, sagte er.

»Sie sind ein Idiot«, sagte Doran Waite. »Wissenschaftler probieren heutzutage nicht mehr ihre eigenen Zaubersprüche.«

»Nach dem Gesetz durfte ich keinen anderen bitten, es zu tun, und wir mußten es erfahren.«

»Das werden wir ja jetzt auch. Und wenn wir uns hinsichtlich der Ratten geirrt haben. Und nicht einmal mehr Ihre eigenen Gehirnmuster in Ihren Kopf passen, was werden Sie dann tun?«

»Dann werde ich aus dem Verkehr gezogen sein, bevor die Russen kommen.« George lachte. Die anderen nicht.

Während sie abwarteten, was mit George geschehen würde, arbeiteten sie weiter. Sie untersuchten eine Testgruppe, um festzustellen, ob nach der Anwendung von Somec tatsächlich noch Resterinnerungen blieben. Sie führten bei fünf anderen Patienten eine Wiederbelebung durch, ohne ihnen irgendwelche Gehirnaufzeichnungen wieder einzugeben. Sie verhielten sich wie Kleinkinder und hatten nicht die geringste Kontrolle über ihren Körper. Nach zwei Wochen hatten sie keine größeren Fortschritte gemacht als ein Kleinkind im gleichen Alter, und man gab ihnen erneut Somec.

Aber George verspürte nicht die geringsten ungünstigen Auswirkungen. »Keine Desorientierung«, sagte er seinen Assistenten, die ihn interviewten. »Ich habe nicht das Gefühl, daß meine Erinnerungen falsch sind. Ich fühle mich großartig.«

Als das fünf Wochen lang so blieb, machte er sich daran, seinen Abschlußbericht zu schreiben. Er brauchte mehr als einen Monat, da sehr viele Unterlagen gesichtet und interpretiert werden mußten. Die Schlußfolgerung war im Grunde diese: Den Leuten, die jetzt schliefen, war nicht zu helfen, aber wenn man die Gedächtnisinhalte eines Menschen aufzeichnete, dann Somec verabreichte und ihm nach dem Erwachen das Band wieder einspielte, konnte man diesen Menschen ohne Schädigung für beliebige Zeit am Leben erhalten. Das bedeutete, daß es *jetzt* möglich war, Leute, die an unheilbarem Krebs

litten, gefahrlos einzuschläfern und sie wiederzubeleben sobald eine Heilung möglich war. Es bedeutete, daß man *jetzt* eine Mannschaft in ein Raumschiff stecken konnte, die dann den Sternen entgegenschief, um am anderen Ende wieder aufzuwachen, vermutlich ohne schädliche Auswirkungen – obwohl man natürlich nicht die Zeit gehabt hatte, die Wirkung des Somec über mehrere Jahrhunderte zu testen. Aber es bedeutete, daß es eine Chance gab.

Es bedeutete, daß eine Art Unsterblichkeit in den Bereich des Möglichen gerückt war.

Und mit dem Bericht in der Hand – oder vielmehr in der Aktentasche – flog George Rines nach Washington zurück und suchte sofort Senator Maxwells Büro auf. Der Senator nahm an einer Konferenz teil. George wartete. Und als der Senator zurückkam, ließ George ihm keine Zeit zu einer Begrüßung.

Nachdem George in ein paar Minuten erklärt hatte, was eine Kombination von Somec und dem Aufzeichnen von Gehirninhalten bedeuten konnte, schüttelte der Senator müde den Kopf.

»Raumschiffe, George? Unsterblichkeit? Wer kümmert sich jetzt noch einen Dreck darum?«

So dick hing die Verzweiflung im Raum, daß George sich dabei ertappte, daß er die Luft anhielt, wie um sie nicht einatmen zu müssen. Einen Augenblick vorher war er begeistert gewesen, hatte fest geglaubt, Senator Maxwell mit seiner Begeisterung anstecken zu können.

Statt dessen reichte der Senator ihm eine kurze Pressemitteilung. »Lesen Sie. Der Präsident liest sie gerade

der Presse vor.«

Die Mitteilung besagte:

»Heute sind russische Truppen von Quebec aus in den Staat New York und in Maine eingedrungen. Die Nationalgarde versucht, mit der Notsituation fertig zu werden, während Einheiten der US-Armee sich im Anmarsch auf das bedrohte Gebiet befinden. Wir glauben, daß wir in Kürze der Aggression Herr werden, aber inzwischen erfolgt die geordnete Evakuierung der Städte New York, Buffalo, Rochester und anderer größerer Städte, die für den Feind offenbar die Hauptziele sind.

»Während der ganzen Zeit unserer Administration haben wir uns bemüht, wenigstens den Anschein einer Detente zu wahren. Wir haben für den Frieden gekämpft. Möge das Urteil der Weltmeinung entscheiden, ob unsere Anstrengungen ausreichend waren. Aber die Zeit des Friedens und der Zurückhaltung ist nun zu Ende. Wir werden und müssen um den Bestand unserer großen Nation kämpfen.

»Weil ich weiß, daß die Frage gestellt werden wird, will ich sie gleich beantworten. Werden wir Kernwaffen einsetzen? Die Antwort ist ein uneingeschränktes Nein. Ich wünschte, ich könnte sagen, daß die Gründe dafür altruistischer Natur sind. Aber Blut wird in jedem Fall vergossen werden. Der Grund, warum wir diese Waffen nicht einsetzen ist folgender: Luftaufnahmen zeigen, daß die Russen ihre Raketen schließlich doch nicht aus Quebec und Cuba abgezogen haben. Heute haben sie die Tarnung aufgehoben, damit wir erkennen, daß jeder Versuch, unsere eigenen Raketen zu starten, zum Scheitern

verurteilt wäre. Noch während der Abschlußvorbereitungen würde der Feind uns zerstören. So einfach ist das. So werden wir zu Lande, in der Luft und auf der See den Krieg mit konventionellen Waffen führen und uns, so Gott will, behaupten. Beten Sie für unsere Soldaten, und beten Sie für ihre Kommandeure.«

Langsam ließ George das Papier auf den Schreibtisch des Senators sinken.

»Wir haben über den Tag, an dem die Russen kommen, immer Witze gemacht.«

Der Senator vergrub das Gesicht in den Händen. »Die Pressemitteilung erzählt nicht einmal den Anfang der Geschichte, George. Die Russen treffen auf gar keinen Widerstand.«

»Aber die Nationalgarde –«

»Die Nationalgarde fällt bei jeder Feindberührung auseinander und läuft davon. Die Nationalgarde nimmt ihre Waffen und geht nach Hause, vermutlich, um ihre Familien zu schützen. Und wir haben alle gesehen, was unsere Armee in Europa ausrichten kann. Sie kann laufen. Aber sie kann nicht kämpfen.«

»Aber ich dachte –«

»Niemand hat gedacht. Sie kümmern sich alle einen Dreck darum. Seit fünf Jahren stecken wir in der schlimmsten Situation, die man sich für die Welt nur vorstellen kann, und keiner hörte lange genug mit dem Geldverdienen auf, um es auch nur zu bemerken.« Der Senator nahm ein paar Mappen von Georges Bericht in die Hand. »Raumschiffe. Ich wollte, ich hätte jetzt eins. Ich würde weit, weit wegfliegen. Ich wette mit Ihnen,

George. Ich wette, daß der Feind in zwei Wochen in Washington sein wird. Und ich wette, daß die US-Armee innerhalb eines Monats kapituliert. Und ich wette mit Ihnen, daß wir dem Feind die ganze Zeit zahlenmäßig und in der Bewaffnung um drei oder vier zu eins überlegen waren.«

»Ich hoffe, Sie irren.«

»Ich bin noch optimistisch, George. Und jetzt scheren Sie sich aus meinem Büro und nehmen Sie ihre Raumschiffe mit.«

*

George mußte seine Sekretärin in Berkeley anrufen, was schwierig war, weil das Leitungsnetz überbeansprucht war, aber er bekam die Nummer von Aggies Anwalt. Er erwischte ihn in seinem Büro, als er gerade gehen wollte.

»Nach einem Jahr entschließen Sie sich plötzlich anzurufen«, sagte der Anwalt.

»Die Dinge stehen schlimmer, als alle denken«, drängte George. »Geben Sie mir Aggies Telefonnummer.«

»Sie hat mir verboten, Sie über ihren Aufenthaltsort zu informieren, Mr. Rines, und ich habe keine Zeit, mit Ihnen zu streiten. In einer halben Stunde vertrete ich einen Fall vor Gericht, und ich muß sofort los.«

»*Einen Fall vor Gericht!* Sie Idiot, ich kann einfach nicht glauben, daß Sie ins Gericht gehen! Sie sind in New Jersey! Die Russen sind keine zweihundert Meilen entfernt, und Sie vertreten einen Fall Vor Gericht!«

»Hören Sie doch auf mit der Schwarzseherei.«

»Nun hören Sie mal genau zu. Ich habe eben mit Senator Maxwell gesprochen. Er schätzt, daß uns nur noch ein paar Tage bleiben. Tage, sagte er. Ich habe Pässe und Genehmigungen, die mir mit hoher Priorität ein Flugzeug verschaffen, um Aggie und die Mädchen nach Kalifornien zu fliegen, wo es sicherer ist. Verstehen Sie mich? So kann ich ihnen das Leben retten oder doch wenigstens dafür sorgen, daß sie ohne Belästigungen leben können, und der Himmel weiß, sie schätzen keine Belästigungen, besonders nicht mit Kugeln. Sie werden mir also ihre Telefonnummer und Adresse geben und aufhören, mit mir zu argumentieren.«

Immer noch widerwillig, gab der Anwalt George Telefonnummer und Adresse. Es war eine Nummer aus Virginia, und in Sterling Park. Eine halbe Stunde, wenn die Straßen frei waren.

Und zu seiner Überraschung waren die Straßen fast frei. Es war, als fände überhaupt kein Krieg statt. Lieferwagen, Lastfahrzeuge und die normale Anzahl Privatwagen. Es gab keine Abwanderung aus den Städten. Keine Panik. Nicht einmal wilde Kampfentschlossenheit. Das einzige Wilde waren die gelegentlichen Raser, die sich über jeden Fahrer ärgerten, der die Geschwindigkeitsbegrenzungen einhielt. Zu diesen Rasern gehörte George. Er stellte das Radio an – gewiß, alle Viertel-Stunden wurden Nachrichten hinausgeschmettert. Aber zwischendurch brachten sie immer noch Musik. Auf einigen Kanälen die vierzig Top Hits; auf anderen unterhaltende Wortsendungen. Ein Sender interviewte einen Mann, der einmal wöchentlich die Chesapeake Bay durchschwamm.

»Bald werde ich sie einmal der Länge nach durchschwimmen. Die einzige wirkliche Gefahr ist die Verunreinigung. Ein Schluck von dem Wasser ist genauso, als ob man zehn Jahre lang eine Packung Zigaretten am Tag raucht.« Gelächter von den Zuhörern im Studio.

Lebe ich mit diesen Leuten in einer Welt? George konnte die Gleichgültigkeit gar nicht fassen. Wenn alle Welt verrückt ist, muß ich wahnsinnig sein.

Aber er erreichte Sterling Park und fand seine Frau und seine Töchter, die gerade einen Wagen mit Vierradantrieb beluden.

»Aggie«, sagte er, und als Aggie sich umdrehte, bemerkte er erleichtert, daß sie sich freute, ihn zu sehen, daß sie instinktiv die Arme nach ihm ausstreckte. Er umarmte sie und erzählte ihr, daß er sie sofort nach Kalifornien schaffen könne, und es sei gut, daß sie schon packten, und sie möge sich bitte beeilen.

»Wir *beeilen* uns schon«, sagte Aggie. »Aber du verstehst nicht, George. Wir sind seit einem Jahr darauf vorbereitet. Wir wußten, daß es so kommen würde. Wir wissen auch wohin wir gehen. Nach Kalifornien jedenfalls nicht.«

»Aber dort ist es sicherer.«

»Am sichersten, George, ist es weit weg von den Städten. Wir wußten nicht, daß du kommen würdest, aber wir haben für alle genug. Wir haben sogar einen Schlafsack übrig. Komm doch mit uns, George.«

Sie meinte es ernst. Sie nahm ihn gern mit. Er dachte an die einsamen Nächte in seiner Wohnung, und fast hätte er ja gesagt. Aber dann erinnerte er sich an seine Ar-

beit in Berkeley.

»Ich kann nicht«, sagte er. »Ich muß meine Arbeit machen. Wozu hätte ich sonst die Sondergenehmigungen?«

»Arbeit?« sagte sie, und er sah ihr ihre Verbitterung an. »Mit Ratten spielen?«

»Aggie, ich habe eine Möglichkeit gefunden, wie wir zu den Sternen fliegen können.«

»Und ich habe eine Möglichkeit gefunden, wie wir in die Hügel fahren können. Was glaubst du wohl ist praktischer?«

Sie wandte ihm den Rücken zu und beschäftigte sich wieder mit dem Beladen des Wagens.

Er schaute ihr noch etwa fünfzehn Minuten zu, aber ihm fiel nichts ein, was er ihr sagen könnte. Endlich verabschiedete er sich.

»Auf Wiedersehen, Daddy«, sagte Diane.

»Ich habe Angst um euch«, sagte er.

Aggie wandte sich wieder zu ihm um und entgegnete scharf: »Angst? Du wirst den Krieg doch überhaupt nicht bemerken.«

»Ich bemerke ihn.«

»Du weißt, daß er im Gange ist. Aber das ändert doch nichts, oder? Du mußt deine Arbeit machen. Die Welt retten. Zu den Sternen fliegen. Rattenscheiße aufwischen. Nichts, aber auch nichts kann dich dabei stören.«

Die Worte taten weh. Sie hatte schon früher so gesprochen, während der häufigen Streitereien vor ihrer Trennung, aber jetzt schmerzte es besonders, weil er erkannte, daß er nicht anders war als Aggies Anwalt – bei-

de versuchten, unbeirrt ihrer Arbeit nachzugehen. Beide wollten sie die Stürme nicht wahrhaben, die bald die ganze Welt hinwegfegen würden. Fast hätte er gesagt: »Ich gehe mit euch. Fast. Aber er konnte es nicht. Es war unmöglich.«

»Es ist unmöglich«, sagte er. »Ich bin wie ich bin. Ich kann mich nicht ändern.«

Jetzt lächelte Aggie ein wenig. »Wie schlimm für dich. Ich bin auch wie ich bin. Ich wollte es wäre anders. Ich wollte, ich könnte die Wirklichkeit so vergessen wie du.«

»Ich wollte, ich könnte meine Arbeit für so trivial halten, wie du es tust.«

»Wenn man Wünsche essen könnte.«

»Dann würden wir nie verhungern.« Und sie lachten über einen gemeinsamen Scherz aus einer längst vergangenen Zeit, als es noch gemeinsame Scherze gab. Und George setzte sich wieder in seinen Wagen, und weil er Sondergenehmigungen hatte, konnte er eines der wenigen Flugzeuge nehmen, die nicht Truppen an die Front schaffen mußten, und er hatte gerade Berkeley erreicht, als die Nachricht vor der Kapitulation durchgegeben wurde.

Die Truppen hatten zwar den Kampf aufgenommen, aber auf ihrem langsamen Rückzug erreichten sie immer wieder Städte. Und in jeder Stadt, die sie erreichten, hatte die Bevölkerung es abgelehnt, sich evakuieren zu lassen. »Erklären Sie uns zur offenen Stadt«, verlangten die Bürgermeister. »Wir müßten zu viele Leute evakuieren, und bei einer Schlacht würden Tausende oder Millionen

umkommen. Erklären Sie uns zur offenen Stadt.« Und so erklärten die Militärs sie zur offenen Stadt und zogen weiter.

In knapp einer Woche hatten sie die Außenbezirke von Washington D.C. erreicht, und als der kommandierende General der Division, die gerade Baltimore verlassen hatte, merkte, daß sich der Kongreß nicht einmal jetzt zu einem Entschluß aufraffen konnte, kapitulierte er und ging nach Hause. Und in jener Nacht war der Krieg vorbei, mit Ausnahme einiger weniger sinnloser Widerstandsnester im Süden, Westen und Mittleren Westen.

Die ersten russischen Truppen, die nur drei Tage später Berkeley erreichten, trafen George an, als er mit ein paar gleichgesinnten graduierten Assistenten bei seinen Akten Wache hielt, während andere, unter der Leitung Doran Waites eindringen, um die Papiere zu verbrennen. »Sie dürfen dies nicht den Russen überlassen!«

»Ich dulde es nicht, daß dieses Wissen zerstört wird!« brüllte George zurück. Und dann waren die Maschinenpistolen auf sie gerichtet, und der Kampf war vorüber, und die Akten waren für die Nachwelt sichergestellt, und erst jetzt erkannte George, daß er nicht um Wissen kämpfte sondern um seine Beherrschung dieses Wissens. Die russischen Wissenschaftler kamen erst eine Woche später, und George war seinen Job los. Sie besuchten ihn zwar gelegentlich, um Fragen zu stellen, aber es war ihm nicht mehr gestattet, das Gebäude zu betreten. »Aus Sicherheitsgründen«, meinten die Russen. »Sie könnten versuchen, gewisse Dinge zu zerstören.«

Endlich aber erlaubten sie ihm wieder den Zutritt und

boten ihm eine Stelle als Laborassistent an. Er akzeptierte. Und frustriert mußte er zusehen, wie sie einen Fehler nach dem anderen machten und die einfachsten Verfahrensregeln außer acht ließen. Und er erkannte, daß es eine ernsthafte Forschung hier nicht mehr gab. Es war genug getan worden, um Somec und die Aufzeichnung von Gehirninhalten auf ziemlich breiter Basis anwenden zu können. Aber es fiel den Russen nicht ein – oder sie durften es sich nicht einfallen lassen –, daß hinsichtlich des Problems der menschlichen Seele noch viel zu tun übrigblieb.

»Habe ich recht«, fragte ihn der russische Aufsichtsbeamte eines Tages, »wenn ich glaube, daß in Ihrem Schlußbericht erklärt wird, daß diese Schläfer nicht mehr wiederzubeleben sind?«

»Nicht als das, was sie einmal waren. Nicht als geistig normale menschliche Wesen. Man würde für sie sorgen müssen wie für Kleinkinder.«

»Und sie haben alle Krebs?«

»Oder etwas anderes.«

Gegen Feierabend hörte George einen der Russen beiläufig erwähnen, daß man die Körper der Schläfer alle in die Leichenhalle geschafft habe, um sie zu verbrennen.

»Was?« fragte George. Er habe richtig gehört, wurde ihm bedeutet. »Aber es sind *Menschen!*« schrie er den Aufsichtsbeamten in der Halle des Forschungsinstituts an.

»Unheilbar Kranke, die nie mehr zu einem produktiven Leben erweckt werden können. Nach jedermanns Definition sind sie tot.«

»Nicht nach meiner!« beharrte George.

Der Russe lachte. »Sie sind wütend, nicht wahr? Wenn ihr Amerikaner auf dem Schlachtfeld nur halb soviel E-lan gezeigt hätten, wären wir vielleicht heute nicht hier.« Und er ging.

George ging an den Aktenschrank und las noch einmal die Dialoge. Jetzt konnte er leicht die wirkliche Person hinter der Fassade falscher Erinnerungen erkennen. Jetzt liebte er sie alle und beklagte ihren Tod. Jetzt verstand er, warum Aggie ihn verlassen hatte, denn auf lange Sicht konnte all seine Arbeit so leicht zerstört werden, und am Ende bleiben nur die Menschen. Das einzige wirklich Wichtige sind die Menschen, die er kannte, und ihm wurde klar, daß er die toten Schläfer besser kannte als seine Frau, seine Töchter oder sich selbst.

Selbstmord lag nicht in seiner Natur.

Deshalb ging er in den Aufzeichnungsraum und löschte seine eigene Aufzeichnung. Dann ging er in das Somec-Labor und injizierte sich Somec in die Venen. Sie würden ihn verbrennen, wenn sie erkannten, daß es keine Hoffnung gab, ihn wiederzubeleben. Aber er würde schlafen und es nicht merken.

Und inzwischen waren seine Erinnerungen verschwunden, denn er wußte, wer er wirklich war, und er konnte doch nicht mit sich selbst leben. Wer man ist, mag in den Genen fixiert sein, sagte er sich, während das Somec durch seine Gefäße flutete. Aber das bedeutete nicht, daß es einem gefallen muß.

Tausend Tode

Bin ich denn also euer Feind geworden, daß ich euch die Wahrheit vorhalte?

– Galater 4:16

»Sie werden keine Reden halten«, sagte der Ankläger.

»Ich habe nicht erwartet, daß man es mir gestatten würde«, antwortete Jerry Crove und heuchelte eine Zuversicht, die er nicht empfand. Der Ankläger war nicht feindselig. Er wirkte eher wie der Schauspiellehrer an einer Oberschule als wie der Mann, der Jerrys Tod wollte.

»Sie werden es nicht nur nicht gestatten«, sagte der Ankläger, »sondern wenn Sie etwas Derartiges versuchen, wird es Ihnen noch viel schlimmer ergehen. Wir haben Sie vollkommen in der Hand, wie Sie wissen. Wir brauchen nicht annähernd so viele Beweise, wie wir schon haben.«

»Sie haben überhaupt nichts bewiesen.«

»Wir haben bewiesen, daß Sie davon wußten«, beharrte der Ankläger freundlich. »Argumentieren hat jetzt keinen Sinn. Von einem Verrat zu wissen und ihn nicht zu melden, ist so, als hätte man den Verrat selbst begangen.«

Jerry zuckte die Achseln und schaute weg. Die Zelle war nackter Beton, die Tür aus massivem Stahl. Das Bett bestand aus einer an Wandhaken befestigten Hängematte. Die Toilette war ein Eimer mit einem abnehmbaren Plas-

tiksitz. Eine Flucht war nicht denkbar. Ebenso undenkbar war es, daß sich ein intelligenter Mensch mit irgendwas in diesem Raum auch nur fünf Minuten lang gedanklich beschäftigten konnte. In den drei Wochen, die er hier war, hatte sich jeder Riß im Beton und jeder Bolzen an der Tür seinem Gedächtnis eingeprägt. Außer dem Ankläger gab es nichts zu sehen. Widerwillig hielt Jerry den Blicken des Mannes stand.

»Was werden Sie sagen, wenn der Richter Sie auffordert, zu den Anklagepunkten Stellung zu nehmen?«

»Nolo contendere.«

»Sehr gut. Es wäre allerdings nett, wenn Sie sich dazu bereitfinden könnten, ganz einfach ›schuldig‹ zu sagen«, meinte der Ankläger.

»Mir gefällt das Wort nicht.«

»Denken Sie daran. Drei Kameras werden auf Sie gerichtet sein. Ihr Prozeß wird live übertragen werden. Für Amerika repräsentieren Sie alle Amerikaner. Sie müssen mit Würde auftreten und ruhig die Tatsache akzeptieren, daß Sie sich durch ihre Komplizenschaft bei der Ermordung des Peter Anderson –«

»Andrejewitsch –«

»*Anderson* des Todes schuldig gemacht haben, wo alles von der Gnade des Gerichts abhängt. Ich werde jetzt gehen. Heute abend sehen wir uns wieder. Und vergessen Sie nicht. Keine Reden. Nichts Lästiges.«

Jerry nickte. Dies war nicht die Zeit für Argumente.

Er verbrachte den Nachmittag damit, die Konjugationen portugiesischer unregelmäßiger Verben zu üben und wünschte, er könnte zurückgehen und den Augenblick

ungeschehen machen, da er sich bereit erklärte, mit dem alten Mann zu sprechen, der ihm alle Pläne für die Ermordung Andrejewitschs offengelegt hatte. »Nun muß ich Ihnen vertrauen«, sagte der alte Mann. »*Temos que confiar no senhor americano*. Sie lieben die Freiheit, né?«

Die Freiheit lieben? Wer wußte das schon noch? Was war Freiheit? Die Freiheit, ein paar Dollar zu machen? Die Russen waren schlau genug gewesen, zu wissen, daß die Amerikaner sich einen Teufel darum scheren würden, welche Sprache die Regierung sprach, wenn man sie nur Geld machen ließ. Und tatsächlich sprach die Regierung sowieso englisch.

Die Propaganda, mit der man ihn gefüttert hatte, war gar nicht komisch. Sie hatte nur allzu recht. In den Vereinigten Staaten war es noch nie so friedlich gewesen. Sie waren wohlhabender als vor dreißig Jahren während der Hochkonjunktur des Vietnamkrieges. Und das träge, selbstgefällige amerikanische Volk ging wie üblich seinen Geschäften nach, als wären die Leninbilder an den Gebäuden und Anschlagtafeln genau das, was sie sich immer gewünscht hatten.

Ich habe mich nicht anders verhalten, erinnerte er sich. Ich habe meine Stellenbewerbung zusammen mit der Loyalitätserklärung eingereicht. Bescheiden habe ich die mir angebotene Hauslehrerstelle bei einem hohen Parteifunktionär angenommen. Ich habe sogar drei Jahre lang in Rio seine verdammenswerten kleinen Kinder unterrichtet.

Wo ich Theaterstücke hätte schreiben sollen.

Aber worüber soll ich schreiben? Warum eigentlich keine Komödie – *Der Yankee und der Kommissar*, riesiges Gelächter über einen weiblichen Kommissar, der einen blaublütigen amerikanischen Schreibmaschinenhersteller heiratet. Natürlich gibt es keine weiblichen Kommissare, aber es gilt, die Illusion einer freien und gleichen Gesellschaft zu wahren.

»Bruce, mein Lieber«, sagte die Kommissarin mit hartem russischem Akzent, der aber sexy klingt. »Deine Schreibmaschinengesellschaft rückt der Gewinnzone verdächtig nahe.«

»Und wenn ich Verluste machte, würdest du mich einsperren, nicht wahr, meine kleine Nudel?« (Brüllendes Gelächter von den Russen unter den Zuschauern. Die Amerikaner sind nicht amüsiert, schließlich sprechen sie fließend englisch und brauchen keinen Holzhammerhumor. Außerdem sind die Aufführungen alle von der Partei genehmigt, wir brauchen uns also über die Kritiker keine Sorgen zu machen. Macht die Russen glücklich, und zum Teufel mit dem amerikanischen Publikum.) Der Dialog geht weiter:

»Alles für Mütterchen Rußland.«

»Mütterchen Rußland kann sich bumsen lassen.«

»Oh, ja, bitte«, sagt Natascha. »Betrachte mich als ihre persönliche Verkörperung.«

Ja, die Russen lieben Bühnensex. In Rußland natürlich verboten, aber von den Amerikanern erwartet man, daß sie dekadent sind.

Ich hätte genausogut Rundfahrten für Disneyland ausdenken können, dachte Jerry. Ich hätte genausogut Slap-

sticks fürs Varieté schreiben können. Ich könnte auch meinen Kopf in einen Ofen stecken, aber bei meinem Glück wäre es bestimmt ein elektrischer.

Vielleicht hatte er geschlafen. Er war nicht ganz sicher. Aber die Tür ging auf, und er öffnete die Augen, ohne sich zu erinnern, Schritte gehört zu haben. Die Ruhe vor dem Sturm; und jetzt der Sturm.

Die Soldaten waren jung aber unslawisch. Sklavisch aber bestimmt amerikanisch. Sklaven der Slawen. Das werde ich in einem Protestgedicht verwenden, beschloß Jerry. Wenn es nur jemanden gäbe, der ein Protestgedicht lesen will.

Die jungen amerikanischen Soldaten (aber die Uniformen sind verkehrt. Ich bin nicht alt genug, mich an die alten zu erinnern, aber diese sind nicht für amerikanische Figuren gemacht) begleiten ihn den Korridor entlang, die Treppen hoch und durch Türen, bis sie draußen waren. Sie steckten ihn in einen schwer gepanzerten Wagen. Dachten sie vielleicht, er sei Mitglied einer Verschwörergruppe, und seine Freunde würden kommen, um ihn hier rauszuholen? Wußten sie nicht, daß ein Mann in seiner Lage schon lange keine Freunde mehr hat?

Das hatte Jerry in Yale erlebt. Dr. Swick war sehr beliebt gewesen. Verdammt der beste Professor in der ganzen Abteilung. Er konnte aus dem schlimmsten Rotz ein brauchbares Stück machen, einen schlechten Schauspieler so einsetzen, daß ihn alle gut fanden, ein apathisches Publikum begeistern und hoffnungsfroh stimmen. Und eines Tages war die Polizei in seine Wohnung eingedrungen und stellte fest, daß er mit vier Schauspielern für

eine Gruppe von vielleicht zwanzig Freunden ein Stück aufführte. Was war es noch – *Wer hat Angst vor Virginia Woolf?* Jerry erinnerte sich. Ein trauriger Test. Ein verzweifelter Text. Aber dennoch klar, ein Text, der die Verzweiflung als etwas Häßliches und Zerstörerisches darstellte, einer, der aufzeigte, daß Lügen selbstmörderisch sind, einer, der, kurz gesagt, die Zuschauer spüren ließ, daß bei Gott in ihrem eigenen Leben etwas *falsch* war, daß Friede Illusion und Wohlstand Betrug war, daß Amerikas Ehrgeiz am Ende war, daß so vieles Gute und Edle noch zu tun blieb – Und Jerry merkte, daß er weinte. Die Soldaten, die ihm in dem Panzerfahrzeug gegenüber saßen, schauten weg. Jerry trocknete sich die Tränen.

Sobald herauskam, daß Swick verhaftet worden war, kannte ihn plötzlich niemand. Jeder, der Briefe, Notizen und selbst Klausurarbeiten hatte, die seinen Namen trugen, vernichtete sie. Sein Name verschwand aus den Adreßbüchern. Seine Klassen waren leer, da niemand kam. Niemand hoffte auf einen Vertreter für ihn, denn die Universität wußte nicht mehr, daß es je diesen Kursus und diesen Professor gegeben hatte. Sein Haus war verkauft worden und seine Frau ausgezogen, und niemand hatte sich verabschiedet. Und dann, mehr als ein Jahr später, hatten die Nachrichten der CBS (die damals immer die Prozesse übertrug) Swick zehn Minuten lang gezeigt, als er weinte und sagte: »Nichts ist für Amerika je besser gewesen als der Kommunismus. Es war nur ein närrisches und unreifes Verlangen, mich selbst zu beweisen, wenn ich mich gegen die Obrigkeit auflehnte. Ich war im Unrecht. Die Regierung hat mich besser behan-

delt, als ich es verdiene.« Und so weiter. Die Worte waren albern. Aber als Jerry damals dort gesessen und zugeschaut hatte, war er völlig überzeugt gewesen, Swicks Gesicht zeigte es: er meinte was er sagte.

Der Wagen hielt, und die hinteren Türen öffneten sich, als Jerry gerade daran dachte, daß er sein Exemplar des Handbuchs der dramatischen Literatur von Swick verbrannt hatte. Er hatte es verbrannt aber vorher die wichtigsten Gedanken notiert. Ob Swick es wußte oder nicht, er hatte etwas hinterlassen. Aber was werde ich hinterlassen? fragte sich Jerry. Zwei russische Kinder, die jetzt fließend Englisch sprechen, und deren Vater vor ihrem Haus und direkt vor ihren Augen in die Luft gesprengt wurde, dessen Blut ihnen ins Gesicht spritzte, weil Jerry es versäumt hatte, ihn zu warnen? Welch eine Hinterlassenschaft.

Einen Augenblick schämte er sich. Ein Leben ist ein Leben, ganz gleich wessen es ist und wie es gelebt wird.

Dann erinnerte er sich an den Abend, als Peter Andrejewitsch (nein – Anderson, sich als Amerikaner auszugeben ist heutzutage Mode, solange jeder auf den ersten Blick erkennt, daß man Russe ist) im Suff nach Jerry geschickt und als sein Arbeitgeber (sprich Eigentümer) von ihm verlangt hatte, den Gästen der Party seine Geschichte vorzulesen. Jerry hatte versucht, lächelnd abzuwinken, aber so betrunken war Peter nicht; er bestand darauf, und Jerry ging nach oben, holte seine Gedichte, kam wieder herunter und las sie einer Gruppe von Männern vor, die die Gedichte nicht verstehen konnten und einer Gruppe von Frauen, die sie verstanden und ledig-

lich amüsiert waren. Der kleine Andrej sagte später: »Die Gedichte waren gut, Jerry«, aber Jerry fühlte sich wie eine Jungfrau, die vergewaltigt und vom Vergewaltiger mit einem Trinkgeld von zwei Dollar abgefunden worden war.

Tatsächlich hatte Peter ihm einen Bonus gegeben. Und Jerry hatte ihn verjubelt.

Charles Ridge, Jerrys Verteidiger, erwartete ihn gleich hinter der Tür zum Gerichtsgebäude. »Jerry, alter Junge, Sie scheinen das alles ja mit Fassung zu tragen. Sie haben nicht einmal abgenommen.«

»Bei einer Diät aus reiner Stärke mußte ich die ganze Zeit in der Zelle herumlaufen, um schlank zu bleiben.« Gelächter. Hahaha, haben wir aber Spaß.

Was sind wir nur lustig.

»Hören Sie zu, Jerry, Sie müssen es auch richtig machen. Um die Reaktion der Zuhörer zu erfahren, sind Meßgeräte aufgestellt. Sie können dann genau beurteilen, wie aufrichtig Sie sind. Sie müssen wirklich *meinen* was Sie sagen.«

»Gab es nicht einmal eine Zeit, wo der Verteidiger seinen Mandanten freibekommen wollte?« fragte Jerry.

»Jerry, mit einer solchen Einstellung werden Sie nicht weit kommen. Die gute alte Zeit ist vorbei, wo man aufgrund eines Verfahrensfehlers freikommen und ein Anwalt den Prozeß um fünf Jahre verzögern konnte. Sie sind so schuldig wie der Satan, und wenn Sie sich vernünftig verhalten, geschieht Ihnen überhaupt nichts. Sie werden ganz einfach deportiert.«

»Sie sind ein Kumpel«, sagte Jerry. »Mit Ihnen an mei-

ner Seite mache ich mir nicht die geringsten Sorgen mehr.«

»Das ist genau richtig«, sagte Charlie. »Und vergessen Sie es nicht.«

Im Gerichtssaal wimmelte es von Kameras. Jerry hatte gehört, daß Kameras in den alten Tagen der Freiheit oft nicht zugelassen worden waren. Aber damals sagte der Angeklagte gewöhnlich nicht aus, und damals arbeiteten Anklage und Verteidigung nicht nach dem gleichen Konzept. Aber die Presse war da, und sie sahen für alle Welt so aus, als hielten sie sich für frei. Der Ankläger stellte die Kameras auf den richtigen Winkel ein. »Ich werde in meinem Plädoyer leidenschaftlich um Milde bitten«, sagte Charlie. »Ich mag ein brauchbarer Anwalt sein, aber noch besser bin ich als Schauspieler.« Er sagte es so, als sei dadurch schon der Beweis seiner schauspielerischen Qualitäten erbracht.

Fast eine halbe Stunde lang hatte Jerry nichts zu tun. Die Zuhörer (ob sie bezahlt werden? fragte sich Jerry. In Amerika müßte es eigentlich so sein) strömten herein, und um Punkt acht Uhr begann die Show. Der Richter betrat den Saal. Er sah eindrucksvoll aus in seiner Robe, und seine Stimme klang sonor und kräftig wie die des Vaters in einer Fernsehserie, der seinem aufsässigen Sohn Vorhaltungen macht. Jeder, der sprach, wurde von der Kamera aufgenommen, die oben ein rotes Licht hatte, und Jerry fühlte sich sehr müde.

Seine Entschlossenheit, zu versuchen, den Prozeß zu seinen Gunsten zu wenden, geriet nicht ins Wanken, aber er überlegte sich ernsthaft, welchen Sinn es haben würde. Und war es wirklich zu seinem eigenen Vorteil? Be-

stimmt würden sie wütend werden, ihn unterbrechen. Aber er hatte seine Rede geschrieben, als sei sie der Höhepunkt einer leidenschaftlichen Szene in einem Theaterstück (*Crove gegen den Kommunismus*, oder vielleicht *Der Freiheit letztes Aufbegehren*) und er der Held, der freudig sein Leben opferte, um den Herzen und Gemütern von Millionen von Amerikanern, die zuschauten, ein wenig Patriotismus (ein wenig Intelligenz, wer kümmert sich auch nur einen Dreck um Patriotismus!) einzuflößen.

»Gerald Nathan Crove, Sie haben die Beschuldigungen, die gegen Sie erhoben werden, gehört. Bitte treten Sie vor, und äußern Sie Ihre Entgegnung.«

Jerry stand auf und ging, so hoffte er, mit der gebotenen Würde zu dem auf den Fußboden geklebten X, bei dem er auf Geheiß des Anklägers stehen sollte. Er schaute zu der Kamera mit dem roten Licht hinüber und starrte sie intensiv an und überlegte, ob es nicht besser wäre, einfach *nolo contendere* zu sagen oder sogar *schuldig*, um es sich leichter zu machen.

»Mr. Crove«, intonierte der Richter, »Amerika schaut zu. Bekennen Sie sich schuldig?«

Und wie Amerika zuschaut. Und Jerry öffnete den Mund und sprach. Es war nicht die lateinische Version, sondern die englische, die er schon so oft aus dem Kopf hergesagt hatte:

»Es gibt eine Zeit für Mut und eine Zeit für Feigheit, eine Zeit, da ein Mann denen nachgeben kann, die ihm Milde versprechen, und eine Zeit, da er um eines höheren Zieles willen widerstehen muß. Einst war Amerika ein freies Land. Aber solange man unsere Gehälter bezahlt,

scheinen wir mit unserem Sklavendasein zufrieden! Ich bekenne mich nicht schuldig, denn jede Tat, die dazu beiträgt, die russische Zwangsherrschaft über irgendeine Nation der Welt zu schwächen, ist ein Schlag im Kampf für alle Dinge, die das Leben lebenswert machen, und gegen jene, die als einzigen Gott die Macht anbeten!«

Ah, Eloquenz. Aber bei seinen Proben hatte er nicht im Traum daran gedacht, daß er auch nur so weit kommen würde. Und er sah noch keine Anzeichen, daß sie ihn unterbrechen würden. Er schaute von der Kamera weg. Er sah zum Ankläger hinüber, der auf einem gelben Block Notizen machte. Er sah Charlie an, und Charlie schüttelte resigniert den Kopf und steckte seine Unterlagen in die Mappe zurück. Niemand schien besonders besorgt darüber zu sein, daß Jerry diese Dinge sagte, obwohl alles live übertragen wurde. Und die Übertragung *war* live – das hatten sie betont, damit er sich von Anfang an korrekt verhielt, denn alles war live.

Sie hatten natürlich gelogen. Und Jerry redete nicht weiter sondern steckte die Hände in die Taschen, aber er entdeckte, daß der ihm zur Verfügung gestellte Anzug gar keine Taschen hatte (spart Geld, indem ihr Unnützes vermeidet, hieß der Wahlspruch), und er ließ die Hände hilflos an seinen Hüften hinabgleiten.

Der Ankläger sah überrascht auf, als der Richter sich räusperte. »Oh, ich bitte um Verzeihung«, sagte er. »Die Reden dauern meistens viel länger. Mr. Crove, ich gratuliere Ihnen zu Ihrer Kürze.«

Jerry quittierte seine Worte mit einem spöttischen Kopfnicken, aber ihm war nicht nach Spott zumute.

»Wir veranstalten immer ein Platzpatronenschießen«, sagte der Ankläger, »wenn wir euch bei eurer letzten Chance erwischen wollen.«

»Wußten das alle?«

»Nun, alle außer Ihnen natürlich, Mr. Crove. Also gut, Sie können alle nach Hause gehen.«

Die Zuhörer erhoben sich und verließen den Raum.

Der Ankläger und Charlie standen auf und traten vor den Richter hin. Der Richter stützte das Kinn in die Hände und sah gar nicht mehr väterlich aus, nur ein wenig gelangweilt. »Wieviel wollen Sie?« fragte er.

»Unbegrenzt«, sagte der Ankläger.

»Ist er wirklich so wichtig?« Jerry hätte ebensogut wegbleiben können. »Schließlich werden die schweren Fälle in Brasilien erledigt.«

»Mr. Crove ist ein Amerikaner«, sagte der Ankläger, »der es für gut befand, daß ein russischer Botschafter ermordet wurde.«

»Ist ja in Ordnung«, sagte der Richter, und Jerry wunderte sich, daß der Mann ohne den geringsten russischen Akzent sprach.

»Gerald Nathan Crove. Das Gericht hält Sie des Mordes sowie des Verrats an den Vereinigten Staaten von Amerika und seinem Alliierten, der Union Sozialistischer Sowjetrepubliken für überführt. Haben Sie noch etwas zu sagen, bevor das Urteil verkündet wird?«

»Ich möchte gern wissen«, sagte Jerry, »warum Sie alle englisch sprechen.«

»Weil«, sagte der Ankläger eiskalt, »wir in Amerika sind.«

»Warum machen Sie sich überhaupt die Mühe, Prozesse zu führen?«

»Um andere Schwachsinnige von solchen Taten abzuhalten. Er sucht nur Streit, Euer Ehren.«

Der Richter ließ seinen Hammer niedersausen. »Das Gericht verurteilt Gerald Nathan Crove zum Tode durch jedes verfügbare Mittel, bis zu dem Zeitpunkt, da er sich beim amerikanischen Volk überzeugend für seine Tat entschuldigt. Die Sitzung ist geschlossen. Gott im Himmel, habe ich Kopfschmerzen.«

*

Sie verschwendeten keine Zeit. Um fünf Uhr morgens. Jerry war eben erst eingeschlafen. Das hatten sie wahrscheinlich kontrolliert, denn sofort weckten sie ihn mit einem brutalen Elektroschock durch den Metallfußboden, auf dem Jerry lag. Zwei Wachen – diesmal Russen – stürzten herein und zogen ihn aus. Dann schleppten sie ihn in den Hinrichtungsraum, obwohl er freiwillig gegangen wäre, wenn sie das zugelassen hätten.

Der Ankläger wartete schon. »Man hat mir Ihren Fall übertragen«, sagte er, »weil Sie eine Herausforderung sind. Sie haben ein interessantes psychologisches Profil. Sie wollen gern ein Held sein.«

»Nicht, daß ich wüßte.«

»Sie haben das im Gerichtssaal gezeigt, Mr. Crove. Sie kennen zweifellos – Ihr zweiter Vorname läßt das vermuten – die letzten Worte des Spionage-Agenten Nathan Hale aus dem amerikanischen Revolutionskrieg.

»Ich bedaure, daß ich nur ein Leben habe, das ich für mein Land hingeben kann«, sagte er. Sie werden erfahren, daß er irrte. Er sollte eigentlich froh sein, daß er nur ein Leben hatte.

Seit Sie vor einigen Wochen in Rio de Janeiro verhaftet wurden, haben wir eine ganze Reihe Klone für Sie hergestellt, ihre perfekten Doppelgänger, alle vollkommen mit Ihnen identisch. Die Entwicklung dieser Klone ist schon weit fortgeschritten, aber bis jetzt haben wir sie in einer Umgebung isoliert, wo ihre Sinneswahrnehmung auf Null steht. Ihre Gehirne sind leer.

Sie haben doch von Somec gehört, nicht wahr, Mr. Crove?«

Jerry nickte. Die Schlafdroge für Raumschiffe.

»In diesem Fall benötigen wir es natürlich nicht. Aber die Technik der Aufzeichnung von Gehirninhalten, wie wir sie bei interstellaren Flügen anwenden – die ist ganz nützlich. Wenn wir Sie hinrichten, Mr. Crove, werden wir laufend Ihre Gehirninhalte aufzeichnen. All Ihre Erinnerungen werden wir dann ohne viel Zartgefühl im Kopf des ersten Klons abladen, der sofort Sie selbst wird. Er wird sich allerdings an Ihr ganzes Leben erinnern, und zwar bis zum Zeitpunkt Ihres Todes, letzteren eingeschlossen.

Früher war es leicht, ein Held zu sein, Mr. Crove. Man wußte nicht genau, was der Tod eigentlich war. Man verglich ihn mit dem Schlaf, mit großem emotionalem Schmerz, mit der plötzlichen Loslösung der Seele vom Körper. Natürlich ist nichts von alledem besonders genau. Diejenigen, die sich unserer Prozedur bisher unter-

ziehen mußten, haben versucht, uns den Tod zu beschreiben. Das werden zweifellos auch Sie versuchen. Sie sind ein talentierter Stückeschreiber. Vielleicht gelingt es Ihnen. Aber ich habe meine Zweifel.«

Jerry hatte Angst. Natürlich hatte er vom mehrfachen Tod schon gehört – wegen der abschreckenden Wirkung waren offiziell Gerüchte darüber verbreitet worden. »Man wird wiederbelebt und immer wieder getötet«, lautete die Horrorgeschichte, und nun wußte er, daß sie stimmte. Oder sie wollten, daß er es wenigstens glaubte.

Was Jerry ängstigte, war die Methode, mit der sie ihn umbringen wollten. Von einem Haken an der Decke hing eine Schlinge herab. Sie konnte hochgezogen und wieder herabgelassen werden, aber man schien keine Vorkehrung dafür getroffen zu haben, daß er sich durch einen schnellen, ruckartigen Sturz sofort das Genick brechen konnte. Jerry war einmal fast an einer Lachsgräte erstickt. Das Gefühl, nicht atmen zu können, war entsetzlich.

»Wie komme ich hier raus?« fragte Jerry, und seine Handflächen waren schweißnaß.

»Überhaupt nicht«, sagte der Ankläger. »Die erste Hinrichtung *muß* stattfinden. Anschließend machen wir mit Ihnen einen Bildschirmtest und stellen fest, wie aufrichtig Ihre Reue ist. Wir sind fair, müssen Sie wissen. Wir vermeiden es gern, jemanden unnötigerweise dieser Prozedur auszusetzen. Bitte setzen Sie sich.«

Jerry setzte sich. Ein Mann in einem Laborkittel setzte ihm einen Metallhelm auf den Kopf. Ein paar Nadeln stachen in Jerrys Kopfhaut.

»Schon«, sagte der Ankläger, »erlangt Ihr erster Klon Bewußtsein. In ihm sind schon all Ihre Erinnerungen gespeichert. Im Augenblick erlebt er Ihre ganze Angst mit – oder sagen wir lieber, Ihre Versuche, mutig zu sein. Konzentrieren Sie sich sorgfältig auf das, was jetzt mit Ihnen geschieht, Jerry. Es muß gewährleistet sein, daß Sie sich an jede Einzelheit erinnern.«

»Bitte«, sagte Jerry.

»Reißen Sie sich zusammen, guter Mann«, sagte der Ankläger grinsend. »Im Gerichtssaal waren Sie wunderbar. Lassen Sie uns diese großartige Haltung auch jetzt erleben.«

Dann führten die Wachen ihn zur Schlinge und legten sie ihm um den Hals, wobei sie sorgfältig darauf achteten, daß sich der Helm nicht verschob. Sie zogen die Schlinge fest und banden ihm die Hände auf den Rücken. Rauh lag der Strick an seinem Hals, und mit einem unangenehmen Prickeln wartete er auf das Gefühl des Hochgezogenwerdens. So fest er konnte, spannte er die Halsmuskeln an, obwohl er wußte, daß es eine vergebliche Anstrengung war. Ihm wurde weich in den Knien, während er darauf wartete, daß man ihn am Strick in die Luft hob.

Der Raum war kahl. Es gab absolut nichts zu sehen, und der Ankläger war gegangen. An der Wand neben ihm hing allerdings ein Spiegel, in den er kaum hineinschauen konnte, wenn er seinen Körper nicht ganz umdrehte. Er war überzeugt, daß es sich um ein Beobachtungsfenster handelte. Natürlich würden sie zuschauen.

Jerry mußte dringend.

Ich darf nicht vergessen, sagte er sich, daß ich nicht wirklich sterben werde. Wenig später werde ich im Nebenzimmer wieder wach sein.

Aber sein Körper war nicht überzeugt. Es half nichts, daß, wenn dies vorüber war, ein neuer Jerry Crove aufstehen und davongehen würde. *Dieser* Jerry Crove mußte sterben.

»Auf was wartet ihr noch?« fragte er, und als ob das ihr Stichwort gewesen wäre, zogen die Wachen am Strick und hoben ihn in die Luft.

Es war gleich zu Anfang schlimmer, als er gedacht hatte. Schmerzhafte fest lag der Strick um seinen Hals; Widerstand kam überhaupt nicht in Frage. Das Erstickungsgefühl war zuerst nicht so schlimm. Es war, als ob man im Wasser untertauchte und die Luft anhielt. Aber vom Strick tat ihm der Hals weh, und er wollte vor Schmerz aufschreien. Seine Kehle brachte keinen Laut hervor.

Jedenfalls nicht gleich.

Jetzt wurde am Strick hantiert, und er hüpfte auf und ab, als die Wachen ihn an einem Wandhaken befestigten. Einmal berührten Jerrys Füße sogar den Boden.

Als der Strick wieder ruhig hing, kam der ganze Strangulierungseffekt zum Tragen, und der Schmerz war vergessen. In Jerrys Kopf hämmerte das Blut. Seine Zunge schien immer dicker zu werden. Er konnte die Augen nicht schließen. Und nun wollte er atmen. Er mußte atmen. Sein Körper brauchte Atem.

Er hatte seinen Körper nicht unter Kontrolle. Zwar sagte ihm sein Verstand, daß es unmöglich war, mit den

Füßen den Boden zu erreichen, und er wußte, daß er nur vorübergehend tot sein würde, aber im Augenblick hatte sein Verstand nicht viel Einfluß auf seinen Körper. Er trat mit den Füßen aus und versuchte, den Boden zu erreichen. Seine Hände zerrten an den Stricken.

Und die ganze Anstrengung ließ unter dem Blutandrang seine Augen nur noch weiter aus den Höhlen treten; er brauchte nun noch mehr Luft, er brauchte sie noch verzweifelter.

Es gab keine Hilfe für ihn, aber dennoch versuchte er um Hilfe zu schreien. Der Laut drang aus seiner Kehle – aber auf Kosten der Luft. Er hatte das Gefühl, als ob ihm die Zunge in die Nase gestoßen wurde. Er zappelte noch heftiger, obwohl jede Bewegung eine einzige Qual war. Er drehte sich am Strick; sah sich kurz im Spiegel. Sein Gesicht wurde purpurrot.

Wie lange wird es noch dauern? Gewiß nicht viel länger. Aber es dauerte noch viel länger.

Wenn er unter Wasser gewesen wäre und die Luft angehalten hätte, müßte er jetzt aufgeben und wäre ertrunken.

Wenn er eine Waffe und eine freie Hand hätte, würde er sich jetzt erschießen, um diese Qual zu beenden, das reine physische Entsetzen, nicht atmen zu können. Aber er hatte keine Waffe, und er konnte nicht einatmen, und wild klopfte das Blut in seinem Kopf. Ihm wurde ganz rot vor Augen, und schließlich sah er gar nichts mehr.

Er sah nichts außer dem, was ihm durch den Kopf ging, und das war ein Durcheinander, als versuche sein Verstand fieberhaft, etwas zu arrangieren, das die Strangulierung rückgängig machte. Immer wieder sah er sich

in dem Bach hinter seinem Haus, in den er als Kind gefallen war, und jemand warf ihm ein Seil zu, aber er konnte und konnte es nicht erreichen, und dann plötzlich legte es sich um seinen Hals und zog ihn unter Wasser.

Schwarze Flecken stachen ihm in die Augen. Sein Körper fühlte sich aufgedunsen an, und dann brach es aus ihm hervor, seine Eingeweide, seine Blase und sein Magen stießen alles aus, was in ihnen war. Nur das Erbrochene blieb ihm in der Kehle stecken, wo es häßlich brannte.

Die Bewegungen seines Körpers gingen in wilde Zuckungen und Krämpfe über, und einen Augenblick lang hoffte Jerry, bewußtlos zu werden. Aber dann entdeckte er, daß der Tod nicht so freundlich ist.

Es gibt kein ruhiges Hinübergleiten im Schlaf. Es gibt kein schnelles Sterben, keinen Tod, der barmherzig die Schmerzen beendete.

Innerhalb einer Zehntelsekunde weckte ihn der Tod aus seiner beginnenden Bewußtlosigkeit. Aber dieses Zehntel einer Sekunde dauerte endlos lange, und in dieser Zeit erlebte er die unendliche Qual der bevorstehenden Nichtexistenz. Sein Leben zog nicht an seinen Augen vorüber. Statt dessen explodierte der Mangel an Leben in ihm und verursachte weit größere Schmerzen und viel schlimmere Angst als der Vorgang des Hängens selbst.

Und dann starb er.

Einen Augenblick hing er wie vergessen und fühlte und sah nichts. Dann stach ihm Licht in die Augen, und weicher Schaum löste sich von seiner Haut, und der Ankläger stand da und schaute zu, wie er keuchte und würg-

te und sich mit der Hand an die Kehle fuhr. Es schien unglaublich, daß er jetzt wieder atmen konnte, und wenn er nur das Erdrosseln erlebt hätte, könnte er jetzt erleichtert aufseufzen und sagen: »Ich habe es einmal durchgestanden – und jetzt fürchte ich den Tod nicht mehr.« Aber das Erdrosseln war gar nichts. Das Erdrosseln war nur Vorspiel. Und er hatte nackte Angst vor dem Tod.

Sie zwangen ihn, in den Raum zu gehen, wo er gestorben war. Er sah seine Leiche von der Decke hängen, das Gesicht fast schwarz, den Helm noch auf dem Kopf, an den Beinen Spuren von Urin und Exkrementen, mit heraushängender Zunge.

»Schneiden Sie es ab«, befahl der Ankläger, und einen Augenblick erwartete Jerry, daß die Wachen der Anweisung folgten. Aber einer der Männer reichte ihm ein Messer.

Noch immer Todesgedanken im Kopf, fuhr Jerry herum und führte einen Stoß gegen den Ankläger. Aber einer packte seine Hand mit unwiderstehlichem Griff, und der andere richtete eine Pistole auf Jerrys Kopf.

»Wollen Sie so rasch wieder sterben?« fragte der Ankläger, und winselnd nahm Jerry das Messer und griff nach oben, um sich vom Strick abzuschneiden. Um eine Stelle oberhalb des Knotens zu erreichen, mußte er so nahe an die Leiche herantreten, daß er sie berührte. Der Gestank war grauenhaft. Und vor der Tatsache des Todes konnte man die Augen nicht verschließen. Jerry zitterte so heftig, daß er kaum das Messer führen konnte, aber endlich war der Strick durchtrennt, und die Leiche stürzte zu Boden und traf Jerry dabei, so daß er auch hinfiel. Ein Arm

legte sich über Jerrys Beine. Das Gesicht starrte ihn an.
Jerry kreischte laut auf.

*

»Sehen Sie die Kamera?«

Jerry nickte wie benommen.

»Sie werden in die Kamera schauen und sich dafür entschuldigen, daß Sie etwas gegen die Regierung unternommen haben, die der Welt den Frieden gebracht hat.«

Wieder nickte Jerry, und der Ankläger sagte: »Fangen Sie an.«

»Liebe amerikanische Landsleute«, sagte Jerry, »es tut mir leid. Ich habe einen schrecklichen Fehler gemacht. Ich war im Unrecht. Die Russen sind in Ordnung. Ich habe zugelassen, daß ein Unschuldiger getötet wurde. Verzeihen Sie mir. Die Regierung behandelt mich besser, als ich es verdiene.« Und so weiter. Eine Stunde lang schwatzte er vor sich hin und betonte immer wieder seine Feigheit, seine Schuld und seine Wertlosigkeit. Er betonte, daß die Regierung es an Güte mit Gott selbst aufnehmen könnte.

Und als er fertig war, kam der Ankläger kopfschüttelnd zu ihm zurück.

»Mr. Crove, das können Sie doch bestimmt besser.«

»Nein.«

»Niemand unter den Zuhörern hat Ihnen auch nur eine Minute lang geglaubt. Keiner aus der Testgruppe, nicht ein einziger, hat geglaubt, daß Sie es ehrlich meinen. Sie glauben immer noch, daß die Regierung beseitigt werden

muß. Wir müssen also die Behandlung noch einmal versuchen.«

»Lassen Sie mich noch einmal bekennen.«

»Ein Bildschirmtest ist ein Bildschirmtest, Mr. Crove. Wir werden Ihnen ein wenig mehr Erfahrung mit dem Tod verschaffen, bevor wir Ihnen gestatten können, sich mit dem Leben zu beschäftigen.«

Diesmal schrie Jerry von Anfang an. Er machte nicht den geringsten Versuch, es gut durchzustehen. Sie hängten ihn an den Achselhöhlen über einem langen, mit kochendem Öl gefüllten Zylinder auf. Dann ließen sie ihn langsam herunter. Der Tod trat ein, als das Öl ihm bis an die Brust reichte – bis dahin waren seine Beine schon völlig zerkocht, und das Fleisch fiel ihm in großen Klumpen von den Knochen.

Sie ließen ihn hereinkommen, und als das Öl abgekühlt war, mußte er seine eigene Leiche stückweise herausfischen.

Bei seinem anschließenden Geständnis weinte er die ganze Zeit, aber die Zuhörer bei diesem Test blieben völlig unbeeindruckt. »Der Mann ist ein Schwindler«, sagten sie. »Er glaubt kein Wort von dem, was er sagt.«

»Wir haben ein Problem«, sagte der Ankläger. »Nach Ihrem Tod scheinen Sie bereit zu sein mitzuarbeiten. Aber Sie haben Vorbehalte. Was Sie sagen kommt nicht von Herzen. Wir werden noch einmal nachhelfen müssen.«

Jerry stieß einen Schrei aus und schlug auf den Ankläger ein. Die Wachen rissen ihn zurück (und der Ankläger hielt sich die verletzte Nase). »Natürlich lüge ich!« brüll-

te Jerry. »Ganz gleich wie oft Sie mich umbringen. Es ändert nichts an der Tatsache, daß dies eine Narrenregierung von bössartigen, verlogenen Halunken ist!«

»Im Gegenteil«, sagte der Ankläger und versuchte dabei, gute Manieren und freundliches Benehmen zu wahren, obwohl ihm das Blut aus der Nase tropfte. »Wenn wir Sie erst oft genug getötet haben, werden Sie völlig anderer Ansicht sein.«

»Die Wahrheit läßt sich nicht ändern!«

»Wir haben sie bisher für jeden geändert, der dies durchgemacht hat. Und Sie sind wirklich nicht der erste, für den wir einen dritten Klon benötigen. Aber diesmal, Mr. Crove, sollten Sie lieber erst gar nicht versuchen, den Helden zu spielen.«

*

Sie häuteten ihn bei lebendigem Leibe, zuerst Arme und Beine. Endlich kastrierten sie ihn und rissen ihm dann die Haut von Bauch und Brust. Er starb stumm, als sie ihm den Kehlkopf herausgeschnitten – nein, nicht stumm. Nur ohne Stimme. Er stellte fest, daß er auch ohne Stimme einen Schrei flüstern konnte, der ihm beim Erwachen in den Ohren hallte, als er gezwungen wurde, hineinzugehen und seine blutige Leiche beiseite zu schaffen. Wieder gestand er, und wieder konnte er die Zuhörer nicht überzeugen.

Sie quetschten ihn langsam zu Tode, und als er erwachte, mußte er die blutigen Reste aus dem Gerät wischen, aber der Kommentar der Zuhörer lautete nur:

»Wen glaubt der Trottel denn zum Narren halten zu können?«

Sie setzten ihn auf einen spitzen Pfahl, bis er an der Schulter wieder herauskam, und als es vorbei war, mußte er die Leiche vom Pfahl herunterheben. Die Zuhörer gähnten. Sie wurden unruhig. »Er gibt sich solche Mühe, uns zu überzeugen«, war der Kommentar einer Frau. »Aber von ihm würde ich nicht einmal einen Gebrauchtwagen kaufen.«

Sie weideten ihn aus und verbrannten seine Gedärme vor seinen Augen. Sie infizierten ihn mit Tollwut und ließen ihn wochenlang sterben. Sie kreuzigten ihn, und er starb an Durst und Unterkühlung. Sie warfen ihn ein dutzendmal vom Dach eines einstöckigen Gebäudes, bis er starb.

Dennoch wußten die Zuhörer, daß Jerry Crove nicht bereut hatte.

»Mein Gott, Crove, wie lange denken Sie, daß ich das noch tun kann?« fragte der Ankläger. Er wirkte gar nicht mehr heiter. Jerry fand sogar, daß er einen fast verzweifelten Eindruck machte.

»Es wird Ihnen wohl langsam ein wenig zu schwierig?« fragte Jerry, der für diese Unterhaltung dankbar war, denn sie bedeutete eine kurze Zeitspanne zwischen den Toden.

»Für was für einen Mann halten Sie mich? Wir bringen ihn in einer Minute ohnehin wieder ins Leben zurück, sage ich mir dauernd, aber ich habe diese Arbeit doch nicht angenommen, um neue, gräßliche Todesarten für Menschen auszudenken.«

»Es gefällt Ihnen also nicht? Dabei haben Sie solch ein natürliches Talent dafür.«

Der Ankläger sah Jerry scharf an. »Ironie? Sie können jetzt noch scherzen? Bedeutet Ihnen der Tod denn nichts?«

Jerry antwortete nicht und versuchte, die Tränen zurückzuhalten, die seit einiger Zeit alle paar Minuten von selbst zu fließen begannen.

»Crove, dies ist nicht billig. Denken Sie vielleicht, daß es nichts kostet? Wir haben buchstäblich Milliarden von Rubeln für Sie ausgegeben. Und trotz der Inflation ist das ein ganzer Haufen Geld.«

»In einer klassenlosen Gesellschaft braucht man kein Geld.«

»Was ist denn das, verdammt? *Jetzt* werden Sie auf-sässig? *Jetzt* versuchen Sie, den Helden zu spielen?«

»Nein.«

»Kein Wunder, daß wir Sie siebenmal töten mußten! Sie denken sich immer wieder schlaue Argumente gegen uns aus!«

»Das tut mir leid. Der Himmel weiß, daß es mir leid tut.«

»Ich habe beantragt, von dieser Aufgabe entbunden zu werden. Ich kann Sie offenbar nicht knacken. Vielleicht schafft es ein anderer.«

»Mich knacken! Als ob ich mich danach nicht gerade-zu sehnte.«

»Sie kosten zuviel. Es ist von großem Nutzen, wenn Kriminelle öffentlich über Fernsehen widerrufen. Aber Sie werden zu teuer. Das Kosten-Nutzenverhältnis ist

mittlerweile schon lächerlich. Unseren Ausgaben für Sie sind Grenzen gesetzt.«

»Ich wüßte, wie ich Ihnen Geld sparen könnte.«

»Ich auch. Überzeugen Sie die verdammten Zuhörer!«

»Wenn Sie mich das nächste Mal umbringen, setzen Sie mir doch einfach keinen Helm auf.«

Der Ankläger sah ihn absolut schockiert an. »Das wäre endgültig. Das wäre die Todesstrafe. Wir sind eine humane Regierung. Wir töten nie jemanden endgültig.«

Sie schossen ihm in den Leib und ließen ihn verbluten. Sie warfen ihn von einem Felsen ins Meer. Sie ließen ihn lebendig von einem Hai fressen. Sie hängten ihn an den Füßen auf, so daß nur sein Kopf unter Wasser war, und als er vor Ermüdung den Kopf nicht länger aus dem Wasser halten konnte, ertrank er.

Aber bei alledem war Jerry schmerzunempfindlicher geworden. Sein Verstand hatte endlich gelernt, daß keiner dieser Tode für immer war. Und wenn jetzt der Moment des Todes kam, hielt er es besser aus, wenn es auch immer noch schrecklich war. Er schrie weniger. Er erwartete den Tod mit größerer Ruhe. Er beschleunigte sogar den Prozeß, indem er möglichst viel Wasser atmete und absichtlich zappelte, um den Hai herbeizulocken. Als sie ihn von den Wachen zu Tode treten ließen, brüllte er die ganze Zeit: »Härter, härter!« bis er nicht mehr brüllen konnte.

Und als man dann wieder einen Bildschirmtest durchführte, verkündete er den Zuhörern voll Eifer, daß die russische Regierung das schlimmste Terrorsystem sei, das die Welt je gekannt hätte, denn diesmal sei sie in der Lage, die Macht aufrechtzuerhalten, denn es gäbe kein

Ausland mehr, von dem aus sie bedroht werden könnte. Das freieste Volk der Geschichte hätten sie dazu gebracht, die Sklaverei zu lieben. Seine Rede kam von Herzen – er verabscheute die Russen und dachte gern daran, daß es einst Freiheit und Recht und ein gewisses Ausmaß an Gerechtigkeit in Amerika gegeben hatte.

Mit aschfahlem Gesicht betrat der Ankläger den Raum.

»Sie Scheißkerl«, sagte er.

»Oh, diesmal hat es bei den Zuhörern gefunkt?«

»Hundert loyale Bürger, und außer dreien von ihnen haben Sie sie alle korumpiert.«

»Ich habe sie überzeugt.«

Eine Weile herrschte Schweigen. Dann setzte sich der Ankläger und vergrub das Gesicht in den Händen.

»Verlieren Sie jetzt Ihren Job?« fragte Jerry.

»Was denn sonst?«

»Das tut mir leid. Sie waren gar nicht schlecht.«

Der Ankläger sah ihn angewidert an. »Bisher hat nie jemand hierbei versagt. Noch nie habe ich jemanden über den zweiten Tod hinausgeführt. Sie sind ein dutzendmal gestorben, Crove, und haben sich daran gewöhnt.«

»Das wollte ich gar nicht.«

»Wie haben Sie das bloß geschafft?«

»Ich weiß nicht.«

»Was für ein Tier sind Sie nur, Crove? Können Sie keine Lüge erfinden und an sie glauben?«

Crove kicherte. (Früher hätte er auf dieser Ebene von Humor brüllend gelacht. Aber, an den Tod gewöhnt oder nicht, er hatte Narben davongetragen. Und er würde niemals mehr laut lachen.) »Es war mein Beruf. Als Büh-

nenschriftsteller. Die absichtliche Aufhebung des Nichtglaubens.«

Die Tür öffnete sich, und ein wichtig aussehender Mann mit einer ordenbehängten Militäruniform kam herein. Ihm folgten vier russische Soldaten.

Der Ankläger seufzte und stand auf. »Leben Sie wohl, Mr. Crove.«

»Leben Sie wohl«, sagte Jerry.

Die Soldaten brachten Jerry aus dem Gefängnis an einen völlig anderen Ort. Es war ein großer Gebäudekomplex in Florida. Cape Canaveral. Jerry erkannte, daß man ihn ins Exil schaffen wollte.

»Wie ist es?« fragte er den Techniker, der ihn auf den Flug vorbereitete.

»Wer weiß?« fragte dieser zurück. »Es ist noch nie jemand zurückgekommen. Verdammt, es ist auch noch nie jemand angekommen.«

»Werde ich Schwierigkeiten haben aufzuwachen, nachdem ich mit Somec eingeschläfert wurde?«

»In den Labors hier auf der Erde nicht. Wie es dort draußen ist, weiß man nicht.«

»Glauben Sie, daß wir leben werden?«

»Wir schicken Sie zu den Planeten, die so aussehen, als ob sie bewohnbar sein könnten. Wenn nicht, tut es uns leid. Sie haben eine gewisse Chance. Das Schlimmste, das Ihnen geschehen kann, ist, daß Sie sterben.«

»Wenn's weiter nichts ist«, murmelte Jerry.

»Jetzt legen Sie sich hin, damit ich Ihren Gehirninhalt aufzeichnen kann.«

Jerry gehorchte, und ein weiteres Mal zeichnete der

Helm seine Gedanken auf. Es war natürlich ganz unwiderstehlich: Wenn jemand sich der Tatsache bewußt ist, daß seine Gedanken aufgezeichnet werden, erkannte Jerry, ist es ihm unmöglich, nicht zu versuchen, an etwas Wichtiges zu denken. Als ob man eine Bühnenrolle spielt. Das Publikum würde allerdings nur aus einer Person bestehen, aus einem selbst, wenn man wieder aufgewacht war.

Aber er dachte dies: Daß dies Raumschiff und alle anderen, die schon ausgeschiedt worden waren oder noch ausgeschiedt werden würde, um die Gefangenensolonien zu besiedeln, in Wirklichkeit nicht das waren, was die Russen dachten. Gewiß, die in den Gulag-Schiffen transportierten Gefangenen würden jahrhundertlang von der Erde weg sein, bevor sie landeten, und viele oder die meisten von ihnen würden nicht überleben. Aber einige würden überleben.

Ich werde überleben, dachte Jerry, während der Helm seine Gehirnmuster aufnahm und auf Band übertrug.

Dort draußen erschaffen die Russen ihre eigenen Barbaren. Ich werde der Hunne Attila sein. Mein Kind wird Dschingis Khan und mein Enkel Mohammed sein.

Einer von uns wird einst Rom plündern.

Dann wurde das Somec injiziert, und es durchströmte ihn und nahm ihm das Bewußtsein, und wie ein Schock durchfuhr Jerry die Erkenntnis, daß auch dies der Tod war; ein willkommener Tod, der ihm nichts ausmachte. Denn wenn er diesmal aufwachte, würde er frei sein.

Er summte fröhlich, bis er sich nicht mehr daran erinnern konnte, wie man summt, und dann schaffte man sei-

nen Körper zusammen mit Hunderten von anderen in ein Raumschiff und sandte sie in den Raum hinaus, wo sie endlos den Sternen entgegenfielen. Heimkehr.

Hüpfende Steine

Eine Freundschaft, die keine wahre ist, kann zur wahren Freundschaft werden.

Aber wahre Freundschaft, einmal geendet, wird nie geheilt.

– T. S. Eliot, *Mord im Dom*.

Bergen Bishop wollte Künstler werden.

Weil er das mit sieben Jahren sagte, bekam er sofort Bleistifte, Papier, Holzkohle, Wasserfarben, Ölfarben, Leinwand, eine Palette, eine gediegene Auswahl an Pinseln und einen Lehrer, der ihn einmal in der Woche unterrichtete. Kurzum, man gab ihm alles Zubehör, das für Geld zu kaufen war.

Der Lehrer war gewitzt genug zu unterscheiden, wann man ehrlich sein und wann lügen muß, wenn man davon leben will, die Kinder der Reichen zu unterrichten. So waren ihm die Worte *Das Kind hat Talent* schon oft über die Lippen gekommen. Aber diesmal meinte er es wirklich, und die Schwierigkeit lag nun darin, mit diesen Worten der Lüge die Wahrheit zu sagen.

»Der Junge hat *Talent!*« rief er aus. »Der Junge *hat Talent!*«

»Niemand nimmt das Gegenteil an«, sagte die Mutter des Jungen, die es überraschte, daß der Lehrer sich so überschwenglich äußerte. Der Vater sagte nichts. Er fragte sich nur, ob der Lehrer für den Eifer, den er in seine Worte legte, vielleicht eine Prämie erwartete.

»Der Junge hat Talent. Entwicklungsfähig. Sehr entwicklungsfähig«, sagte der Lehrer (ein weiteres Mal), und die Mutter, der Überschwenglichkeit seines Lobes müde, sagte: »Guter Mann, es macht uns nicht das geringste aus, wenn er Talent hat. Er darf es behalten. Und nun kommen Sie bitte am nächsten Dienstag wieder. Vielen Dank.«

Aber trotz der Gleichgültigkeit seiner Eltern widmete sich Bergen mit einiger Energie dem Erlernen des Malens. In kurzer Zeit hatte er sich eine für sein Alter erstaunliche Technik angeeignet.

Er war ein umgänglicher Junge mit einem sehr ausgeprägten Gerechtigkeitsgefühl. Viele junge Männer seiner Schicht auf dem Planeten Grove benutzten ihre Diener als Prügelknaben. Brüder waren aus der Mode gekommen, und schließlich brauchte man jemanden, an dem man sich abreagieren konnte. Und die Diener (die mit ihren Herren gleichaltrige Knaben waren) lernten früh, daß ihnen, wenn sie sich wehrten, weit Schlimmeres bevorstand, als ihre Herren austeilen konnten.

Bergen war aber nicht unfair. Weil er nicht streitsüchtig war, gab es zwischen ihm und seinem Diener Dal Vouls weder Schläge noch harte Worte. Und weil er fair war, teilte er mit Dal seine Ausrüstung und seinen Lehrer, als der erstere einmal schüchtern erwähnte, auch er wolle gern malen lernen.

Dem Lehrer machte es nichts aus, beide Knaben gleichzeitig zu unterrichten – Dal war gehorsam und stellte keine Fragen. Aber er war sich der Möglichkeit eines gesteigerten Einkommens zu sehr bewußt, als daß

er Bergens Vater gegenüber nicht erwähnt hätte, daß es üblich sei, bei zwei Schülern ein zusätzliches Honorar zu zahlen.

»Dal, du hast die Zeit des Lehrers in Anspruch genommen?« fragte Locken Bishop den Diener seines Sohnes.

Dal schwieg, denn er hatte zuviel Angst, als daß er rasch geantwortet hätte. Bergen tat es für ihn. »Es war meine Idee, daß er malen lernt. Der Lehrer braucht dazu nicht länger.«

»Der Lehrer will mehr Geld von mir. Du mußt den Wert des Geldes kennenlernen, Bergen. Entweder nimmst du die Stunden allein, oder du nimmst sie überhaupt nicht.«

Trotzdem zwang Bergen den Lehrer (»Ich werde dafür sorgen, daß Sie gefeuert werden und kein Mensch in der ganzen Stadt, in der ganzen *Welt* Sie noch beschäftigt!«), Dal während der Stunden dabeisitzen und zuschauen zu lassen. Dal brachte während der Sitzungen allerdings keinen Bleistiftstrich zu Papier.

Als er neun war, hatte Bergen keine Lust mehr zu malen und entließ seinen Lehrer. Er wollte jetzt reiten lernen, Jahre früher als andere Kinder. Aber er bestand darauf, und sein Vater kaufte zwei Pferde; also ritt Dal zusammen mit Bergen.

Man macht es sich zu leicht, wenn man die Kindheit als Idylle schildert, denn ganz gewiß gab es auch Ärger, wenn Bergen und Dal nicht einer Meinung waren. Aber diese Anlässe lagen bald unter einer Lawine neuer Eindrücke begraben, so daß sie bald vergessen waren. Ihre

Ausritte führten sie weit vom Haus seines Vaters weg. Aber sie hätten seines Vaters Land in keiner Richtung verlassen können, wenn sie noch am selben Tag zurückreiten wollten.

Und weil Bergen oft stundenlang nicht daran dachte, daß er der Erbe war und Dal nur ein vertraglich beschäftigter Diener, wurden sie Freunde. Gemeinsam gossen sie heißes Wachs auf eine Treppe, was Bergens Schwester fast umbrachte, als sie darauf ausglitt – und stoisch nahm Bergen die ganze Schuld auf sich, da er lediglich Stubenarrest bekommen würde, während man Dal verprügelt und entlassen hätte. Gemeinsam versteckten sie sich im Gebüsch und beobachteten ein Paar, das nackt hergeritten war, im Sand am Rande des Felsens beim Kopulieren – tagelang staunten sie noch darüber, daß es dies war, was Bergens Eltern hinter verschlossenen Türen trieben. Gemeinsam schwammen sie in jedem gefährlichen Wasserloch und legte an allen nur denkbaren Ecken Feuer, wobei sie einander so oft das Leben retteten, daß sie nicht mehr wußten, wer vorn lag.

Und als Bergen vierzehn war, erinnerte er sich daran, daß er als Junge gemalt hatte. Ein Onkel, der auf Besuch war, sagte: »Und dies ist Bergen, der Junge, der malt.«

»Sein Malen war nur eine kindliche Laune«, sagte Bergens Mutter. »Er ist ihr entwachsen.«

Bergen war es nicht gewohnt, mit seiner Mutter böse zu sein. Aber mit vierzehn lassen wenige Jungs das Wort *kindlich* ohne tiefen Groll auf sich anwenden. Bergen sagte sofort: »Wirklich, Mutter? Wie kommt es denn, daß ich immer noch male?«

»Wo?« fragte sie ungläubig.

»In meinem Zimmer.«

»Dann zeig mir einige deiner Arbeiten, du kleiner Künstler.« Das Wort *klein* machte ihn ebenfalls wütend.

»Ich verbrenne sie. Sie stellen noch nicht meine besten Arbeiten dar.«

Jetzt lachten seine Mutter und sein Onkel schallend, und Bergen rannte in sein Zimmer, Dal als Schatten hinterher.

»Wo, zum Teufel, ist das Zeug?« fragte Bergen ärgerlich und suchte in dem Regal, wo das Zubehör gelegen hatte.

Dal hustete. »Bergen, Sir«, sagte er (mit zwölf Jahren war Bergen halb volljährig geworden, und es war Gesetz, daß er von jedem Diener, der mit ihm oder seinem Vater einen Vertrag hatte, *Sir* genannt werden mußte), »ich dachte, du brauchst die Malutensilien nicht mehr. Ich habe sie.«

Bergen drehte sich erstaunt um. »Ich habe sie nicht mehr gebraucht, aber ich wußte nicht, daß *du* sie gebraucht hast.«

»Es tut mir leid, Sir. Aber als der Lehrer noch kam, hatte ich wenig Gelegenheit zu malen. Seitdem habe ich das Material gebraucht.«

»Hast du alles aufgebraucht?«

»Das Papier ist alle, aber da ist noch eine Menge Leinwand. Ich hole sie.«

Er ging und holte alles, wobei er zweimal laufen mußte. Als er die Sachen in das große Haus brachte, benutzte er die hintere Treppe, denn Bergens Eltern sollten ihn

nicht sehen. »Ich dachte, es würde dir nichts ausmachen«, sagte Dal, als wieder alles an Ort und Stelle war.

Bergen sah ihn verblüfft an. »Natürlich macht es mir nichts aus. Es ist nur, daß die alte Henne es sich in den Kopf gesetzt hat, daß ich immer noch ein Kind bin. Ich werde wieder malen. Ich weiß nicht, warum ich je damit aufgehört habe. Ich wollte immer Künstler werden.«

Und er stellte die Staffelei ans Fenster, so daß er nach unten auf den Hof hinausschauen konnte, der mit den eleganten Peitschenbäumen bestanden war, die auf Crove wuchsen und bis zu fünfzig Meter hoch wurden – um sich bei Sturm dann bis auf den Boden zu neigen, so daß jeder Farmer befürchten mußte, daß ihm bei Wind ein solcher Baum auf das Haus krachte. Es begann mit einer Grundierung in Blau und Grün, und Dal schaute zu. Hin und wieder zögerte Bergen, aber er konnte noch malen, und seine lange Abstinenz von der Kunst hatte ihm nicht geschadet. Sein Auge war genauer. Die Farben waren leuchtender. Aber dennoch – er war Amateur.

»Vielleicht etwas mehr Magentarot am Himmel unter den Wolken anbringen«, schlug Dal vor.

Bergen war ein wenig verstimmt. »Mit dem Himmel bin ich noch nicht fertig«, sagte er.

»Verzeihung.«

Und Bergen malte weiter. Alles gelang ihm, außer daß er die Peitschenbäume nicht recht hinzubekommen schien. Sie fielen immer wieder so braun und massiv aus, was überhaupt nicht in Ordnung war. Und als er versuchte, sie gebogen zu zeichnen, gelangen sie ebenfalls nicht und wirkten nicht lebensecht. Endlich fluchte er, warf

den Pinsel aus dem Fenster, sprang auf die Füße und wollte davonstürzen.

Dal trat vor das Bild hin und sagte: »Bergen, Sir, das ist nicht schlecht. Es ist sogar ganz gut. Nur die Peitschenbäume.«

»Ich sehe doch selbst diese verdammten Peitschenbäume«, knurrte Bergen, der darüber wütend war, daß sein erster Versuch nach Jahren ihm mißlungen war. Und er drehte sich um und sah, daß Dal mit einem dünnen Pinsel über die Leinwand fuhr und schnelle Striche anbrachte. »Vielleicht so, Sir.«

Bergen trat vor die Leinwand. Da waren die Peitschenbäume, bei weitem das Naturgetreueste, Lebendigste und *Schönste* auf dem ganzen Bild. Bergen betrachtete sie – wie mühelos wirkte alles, wie leichthin hatte Dal sie in das Bild gezaubert. Das durfte einfach nicht sein. *Bergen* wollte Künstler werden, nicht Dal. Es war ungerecht und unfair, daß Dal imstande sein sollte, Peitschenbäume zu malen.

Wütend schrie Bergen etwas Unverständliches, schlug zu und traf Dal seitlich am Kopf. Dal war wie betäubt. Nicht von der Wucht des Schlages, sondern von der bloßen Tatsache.

»Du hast mich noch nie geschlagen«, sagte er erstaunt.

»Es tut mir leid«, entschuldigte sich Bergen sofort.

»Ich habe doch nur die Peitschenbäume gemalt.«

»Ich weiß. Es tut mir leid. Es ist nicht meine Art, Diener zu schlagen.«

Jetzt verwandelte sich Dals Überraschung in Wut. »Diener?« fragte er. »Ich hatte einen Augenblick lang

vergessen, daß ich Diener bin. Ich sah nur, daß wir beide dasselbe versuchten und ich besser war als du. Ich hatte ganz vergessen, daß ich nur Diener bin.«

Diese Wendung der Dinge ängstigte Bergen. Er hatte seine Worte nicht böse gemeint. Er hatte nur darauf hinweisen wollen, daß er sich seinem Diener gegenüber beherrschen konnte.

»Aber Dal«, sagte er unschuldig. »Du *bist* Diener.«

»Das bin ich. Ich muß in Zukunft daran denken. Ich darf kein Spiel gewinnen. Ich muß über deine Witze lachen, selbst wenn sie dumm sind. Dein Pferd muß immer ein wenig schneller sein. Ich muß dir immer recht geben, auch wenn du Unsinn redest.«

»Ich wollte noch nie, daß mich jemand so behandelt!« sagte Bergen, der über Dals unfaires Verhalten wütend war.

»So behandeln Diener nun einmal ihre Herren.«

»Ich will nicht, daß du mein Diener bist. Du sollst mein Freund sein!«

»Ich dachte, ich sei dein Freund.«

»Du bist mein Diener *und* mein Freund.«

Dal lachte. »Bergen, Sir, man ist *entweder* Diener *oder* Freund. Es sind entgegengesetzte Richtungen auf derselben Straße. Entweder wird man für seine Dienste bezahlt, oder man leistet sie aus Freundschaft.«

»Aber du wirst für deine Dienste bezahlt und ich dachte, du leistetest sie trotzdem aus Freundschaft!«

Dal schüttelte den Kopf. »Ich habe dir aus Freundschaft gedient, und ich dachte, daß du mich auch aus Freundschaft kleidest und ernährst. Ich habe mich bei dir frei gefühlt.«

»Du bist frei.«

»Ich habe einen Vertrag.«

»Wenn du willst, werde ich dich von dem Vertrag entbinden!«

»Ist das ein Versprechen?«

»Bei meinem Leben. Du bist kein Diener, Dal!«

Die Tür ging auf, und Bergens Mutter und sein Onkel kamen herein. »Wir hörten Geschrei«, sagte seine Mutter. »Wir dachten, ihr streitet euch.«

»Wir hatten eine Kissenschlacht«, sagte Bergen.

»Warum liegt dann das Kissen so ordentlich auf dem Bett?«

»Wir waren fertig und haben es zurückgelegt.«

Der Onkel lachte. »Du erziehst ihn ja zu einem richtigen kleinen Hausmädchen, Selly.«

»Mein Gott, Nooel, es war kein Spaß. Er malt tatsächlich noch.« Sie gingen zu dem Bild und sahen es sich genau an.

Endlich drehte sich Nooel zu Bergen um und reichte ihm die Hand. »Ich hielt es für Prahlerei, für das Gerede eines Teenagers. Aber du hast Talent, mein Junge. Der Himmel ist noch nicht so gut gelungen, und an den Details müßte man noch arbeiten. Aber wer solche Peitschenbäume malen kann, hat Zukunft.«

Bergen wollte nicht unverdient gelobt werden.

»Die Peitschenbäume hat Dal gemalt.«

Selly Bishop machte ein wütendes Gesicht. Trotzdem lächelte sie Dal freundlich an. »Wie nett, Dal, daß Bergen dir erlaubt, mit seinen Bildern zu spielen.« Dal sagte nichts. Aber Nooel starrte ihn an.

»Vertrag?« fragte Nooel.

Dal nickte.

»Ich kaufe ihn«, bot Nooel an.

»Unverkäuflich«, sagte Bergen schnell.

»Eigentlich«, sagte Selly freundlich, »wäre das keine schlechte Idee. Möchtest du sein Talent vielleicht fördern?«

»Es würde sich lohnen.«

»Der Vertrag«, sagte Bergen fest entschlossen, »ist unverkäuflich.«

Selly sah ihren Sohn kalt an. »Alles, was man gekauft hat, kann auch wieder verkauft werden.«

»Was ein Mann genügend liebt, Mutter, wird er nicht verkaufen, ganz gleich, welchen Preis man ihm bietet.«

»Liebt?«

»Du hast eine widerliche Phantasie, Selly«, sagte Nooel. »Ganz offensichtlich sind sie Freunde. Manchmal kannst du die übelste Hure auf dem ganzen Planeten sein.«

»Zu liebenswürdig, Nooel. Auf *diesem* Planeten wäre das eine Leistung. Da ist schließlich noch die Kaiserin.«

Die beiden lachten und verließen das Zimmer.

»Es tut mir Leid, Dal«, sagte Bergen.

»Ich bin es gewöhnt«, antwortete Dal. »Deine Mutter und ich sind noch nie gut miteinander ausgekommen. Es ist mir auch gleichgültig – es gibt nur einen Menschen hier, der mir nicht gleichgültig ist.«

Sie sahen sich eine Weile an. Lächelten. Dann wechselten sie das Thema, denn mit vierzehn kann man sanfte Regungen nicht sehr lange offen zeigen.

Als Bergen zwanzig wurde, stand Somec auch ihrer Gesellschaftsschicht zur Verfügung.

»Eine herrliche Sache«, sagte Locken Bishop. »Wißt ihr, was das bedeutet? Wenn wir uns qualifizieren, können wir fünf Jahre nacheinander schlafen und dann für fünf Jahre aufwachen. So können wir ein ganzes Jahrhundert länger leben als normal.«

»Werden wir uns aber qualifizieren?« fragte Bergen.

Seine Eltern lachten schallend. »Es geht nur nach Verdienst, und der Junge fragt, ob seine Familie sich qualifizieren wird! Natürlich werden wir uns qualifizieren, Bergen!«

Bergen war innerlich wütend auf seine Eltern, was er in der letzten Zeit fast immer war. »Wieso eigentlich?« fragte er.

Locken entging nicht die Schärfe in der Stimme seines Sohnes. Er war jetzt ganz Autorität und zeigte mit dem Finger auf Bergens Brust. »Weil dein Vater fünfzigtausend Männern und Frauen Arbeitsplätze gibt. Weil die Auswirkungen auf dem ganzen Planeten spürbar wären, wenn ich mich aus dem Geschäft zurückzöge. Und weil ich einer der fünfzig größten Steuerzahler im Reich bin.«

»Mit anderen Worten, weil du reich bist«, sagte Bergen.

»Weil ich reich bin!« antwortete Locken böse.

»Dann werde ich, wenn es dir nichts ausmacht, Somec erst dann nehmen, wenn ich mich durch *mein* Verdienst qualifiziert habe, nicht das meines Vaters.«

Selly lachte. »Wollte ich warten, bis ich mich durch eigenes Verdienst qualifiziert hätte, ich würde *nie* Somec bekommen.«

Bergen sah sie voller Abscheu an. »Und wenn es irgendeine Gerechtigkeit auf der Welt gäbe, würdest du auch *wirklich* nichts bekommen.«

Es überraschte Bergen, aber weder sein Vater noch seine Mutter sagten auch nur ein einziges Wort. Es war Dal, der später am Abend mit ihm sprach, als sie zusammensaßen und letzte Hand an einige Kunstwerke legten – Dal beschäftigte sich mit einer Miniatur in Öl, Bergen arbeitete an einer fast wandgroßen Darstellung der Gebäude auf dem Besitz, wie sie nach seiner Ansicht sein mußten, das große Haus wesentlich kleiner, und die Scheunen so groß, daß sie zu ihrem Zweck auch taugten. Und seine Peitschenbäume waren sehr gut gelungen.

Wochen später machte sich Bergen davon und unterzog sich einem Test auf allgemeine Intelligenz, Kreativität und Ehrgeiz, den er so gut bestand, daß ihm das Recht eingeräumt wurde, drei Jahre unter Somec zu stehen und anschließend fünf Jahre wach zu sein. Er würde zu den Schläfern gehören. Und er hatte es ohne Geld geschafft.

»Ich gratuliere, mein Sohn«, sagte sein Vater, der auf die Selbständigkeit seines Sohnes nicht wenig stolz war.

»Ich merke schon, du hast es so geplant, daß du zwei Jahre vor uns aufwachst. Und in der Zeit kannst du tun, was du willst.« Sie war wütender und verbitterter, als er sie je erlebt hatte.

Als Dal hörte, daß Bergen Somec nehmen wollte, sagte er nur eines: »Laß mich vorher frei.«

Bergen erschrak.

»Du hast es versprochen«, erinnerte ihn Dal.

»Aber ich bin noch nicht volljährig. Ich kann es erst in einem Jahr.«

»Glaubst du, dein Vater wird es tun? Oder deine Mutter es ihm gestatten? Laut Vertrag dürfen sie mir das Malen verbieten. Oder sie dürfen alles behalten, was ich produziere. Sie könnten mich sogar die Ställe ausmisten lassen. Sie könnten mich zwingen, mit bloßen Händen Bäume zu fällen. Und du bist erst in drei Jahren wieder hier.«

Bergen war echt bestürzt. »Was kann ich nur tun?«

»Deinen Vater überreden, mich freizulassen. Oder wachbleiben bis du volljährig bist und mich selbst freilassen kannst.«

»Ich kann das Somec nicht verfallen lassen. Man muß es nehmen, sobald man es bekommt. Es gibt nur eine begrenzte Anzahl von Zuteilungen.«

»Dann überrede deinen Vater.«

Die Qual dauerte einen ganzen Monat. Dann war Locken Bishop endlich dazu bereit, Dal aus seinem Vertrag zu entlassen. Und der Vertrag enthielt eine Klausel. »Abzüglich Unterkunft und Verpflegung bekommen wir fünfundsiebzig Prozent deines Einkommens, bis du uns achtzigtausend gezahlt hast.«

»Aber Vater«, protestierte Bergen, »das ist Betrug. Ich hätte ihn in elf Monaten sowieso freigelassen. Und achtzigtausend ist zehnmal die Summe, die du selbst für den Vertrag bezahlt hast, und du hast sie nicht *ihm* gezahlt.«

»Ich habe ihn zwanzig Jahre lang ernährt.«

»Dafür hat er gearbeitet.«

»Gearbeitet?« unterbrach Selly. »Er hat nur gespielt. Mit dir.«

Jetzt endlich sprach Dal, und zwar so leise, daß alle schwiegen, um ihn zu verstehen. »Wenn ich Ihnen diese Summe bezahlen muß, werde ich nie genug Geld haben, den Somec-Test zu machen.«

Lockens Gesicht straffte sich. »Das ist unwichtig. Entweder so, oder der Vertrag bleibt gültig.«

Bergen schlug die Hände vors Gesicht. Selly lächelte. Und Dal nickte. »Aber ich will es schriftlich.«

Er hatte leise gesprochen, aber seine Worte wirkten elektrisierend. Locken sprang auf. Hoch überragte er Dal, der sitzengeblieben war. »Was hast du gesagt, Junge? Hast du gesagt, daß ein Bishop mit einem dreckigen Vertragsarbeiter einen schriftlichen Vertrag machen soll?«

»Ich will es schriftlich«, sagte Dal leise und setzte Lockens Wut nur Gleichmut entgegen.

»Du hast mein gesprochenes Wort, und das genügt.«

»Und wer sind die Zeugen? Ihr Sohn, der drei Jahre schlafen wird, und Ihre Frau, die man nicht einmal mit einem fünfzehnjährigen Dienstjungen allein lassen kann.«

Selly hätte fast aufgeschrien. Locken wurde rot, aber er trat einen Schritt zurück. Bergen war entsetzt. »Was?« fragte er.

»Ich will es schriftlich«, wiederholte Dal.

»Ich will, daß du aus diesem Haus verschwindest«, antwortete Locken, aber in seiner Stimme lag ein Unterton – er fühlte sich gekränkt und verraten. Verständlich, dachte Bergen; wenn Dal tatsächlich recht hat, und Mut-

ter streitete es ja nicht ab, muß Vater natürlich gekränkt sein.

Aber Dal schaute nur lächelnd zu Locken auf und sagte: »Glaubten Sie, daß das Gelände, auf dem Sie sich bewegt haben, Ihnen immer gehören wird?«

Jetzt wollte Bergen nicht verstehen. »Was meint er, Vater? Wovon redet Dal?«

»Nichts«, sagte Locken ein wenig zu hastig.

Dal ließ sich nicht bremsen. »Dein Vater«, sagte er zu Bergen, »spielt die seltsamsten Spiele mit fünfjährigen Jungen. Ich habe ihm immer gesagt, daß er auch dich dazu einladen soll, aber er wollte nicht.«

Der Aufruhr legte sich erst nach einer Stunde. Immer wieder schlug sich Locken hilflos mit der Faust auf den Schenkel, als Selly ihn fröhlich aufforderte, auch ihre eigenen Liebschaften nicht mehr als Schande anzusehen. Nur Bergen war ehrlich bekümmert. »Die ganzen Jahre, Dal. War das die ganze Zeit so?«

»Für dich war ich ein Freund, Bergen«, sagte Dal und vergaß, ihn mit *Sir* anzureden, »aber für sie war ich ein Diener.«

»Du hast mir nie etwas gesagt.«

»Was hättest du schon tun können?«

Als Dal nach dieser Stunde ging, hatte er die Zustimmung schriftlich.

*

Als Bergen aus seinem ersten Somec-Schlaf erwachte, erfuhr er von einem freundlichen Mann im Schlafsaal,

daß sein Vater ein paar Tage nachdem Bergen das Haus verlassen hatte gestorben und seine Mutter zwei Jahre später von einem Liebhaber ermordet worden war. Das neben dem des Kaisers größte Besitztum auf Crove gehörte nun Bergen. »Ich will es nicht.«

»Du solltest wissen«, sagte der freundliche Mann, »daß damit das Privileg verbunden ist, fünf Jahre unter Somec zu schlafen und dann ein Jahr wach zu sein.«

»Ich müßte also nur während eines von sechs Jahren leben?«

»Auf diese Weise drückt der Kaiser seine Wertschätzung bedeutender wirtschaftlicher Macht aus.«

»Aber ich will malen.«

»Dann malen Sie. Aber, wie die Regierungsrevisoren berichten, führen Ihre Manager die Geschäfte mit bemerkenswertem Erfolg weiter. Sie könnten vielleicht die Gräber Ihrer Eltern besuchen und dann zurückkommen, um die zwei Jahre, zu denen Sie berechtigt sind, abzuschlafen.«

»Es gibt noch jemanden, den ich besuchen muß.«

»Wie Sie wünschen. Innerhalb der nächsten drei Tage können wir Sie wieder einschläfern. Kommen Sie später, müßten Sie ein ganzes Jahr wachbleiben und hätten zwei Jahre Schlaf verloren.«

Die ersten beiden Tage verbrachte Bergen damit, Dal Voul zu suchen. Er fand ihn, als er sich daran erinnerte, daß Dal immer noch durch Vertrag an seinen Vater gebunden war – die Testamentsvollstrecker konnten seinen Aufenthaltsort ermitteln, da er gelegentlich Geld überwies, um die Fünfundsiebzig-Prozent-Klausel zu erfüllen.

Dal öffnete die Tür, und sein Gesicht strahlte vor Wiedersehensfreude. »Bergen«, sagte er. »Tritt näher. Es ist drei Jahre her, nicht wahr?«

»Ungefähr, Dal, aber mir kommt es vor, als sei es gestern gewesen. Es *war* gestern. Wie ist es dir ergangen?«

Dal zeigte auf die Wohnungswände, an denen vierzig oder fünfzig Gemälde und Zeichnungen hingen. Zwanzig Minuten lang sprachen sie wenig. Höchstens: »Hier, dies gefällt mir« und »Wie hast du das gemacht?« Und dann setzte sich Bergen voller Ehrfurcht auf den Fußboden (es gab keine Möbel), und sie unterhielten sich.

»Wie kommst du zurecht?«

»Die Bilder verkaufen sich nur schleppend. Ich habe noch keinen Namen. Hin und wieder aber kaufen die Leute. Es gibt ein Gutes, der Kaiser hat verfügt, daß alle Regierungsbehörden auf Crove konzentriert werden sollen. Sogar der Name des Planeten wird geändert. Er soll jetzt Capitol heißen. Wenn alles gutgeht, wird Crove das politische Zentrum aller Planeten. Das bedeutet Kunden. Es bedeutet, daß Leute kommen, die etwas von Kunst verstehen, und nicht nur die Schweine von Militärs und Kaufleuten, die schon seit Urzeiten den Planeten finanziell im Griff haben.«

»Seit ich dich zuletzt sah, hast du lange Sätze sprechen gelernt.«

Dal lachte. »Ich habe mich einfach freier gefühlt.«

»Ich habe dir ein Geschenk mitgebracht.« Bergen reichte ihm die Urkunde, die seine Entlassung aus dem Vertrag bestätigte.

Dal las das Schriftstück, lachte, las es noch einmal und

fang an zu weinen.

»Bergen«, sagte er, »du weißt es nicht. Du weißt nicht, wie schwer es war.«

»Ich kann es mir denken.«

»Ich konnte die Prüfung nicht ablegen. Der Himmel weiß es, ich hatte kaum genug zum Leben. Aber jetzt –«

»Mehr noch«, sagte Bergen. »Die Prüfung kostet dreitausend. Ich habe das Geld mitgebracht.« Er gab es seinem Freund.

Dal behielt das Geld eine Weile in der Hand, dann gab er es zurück. »Dein Vater ist also tot.«

»Ja«, sagte Bergen.

»Das tut mir leid. Es muß ein Schock für dich gewesen sein.«

»Hast du es nicht gewußt?«

»Ich lese keine Zeitungen. Ich habe kein Radio. Und meine Überweisungen sind nie zurückgekommen.«

»Die Vollstrecker haben wohl gemeint, Verträge sind Verträge. Mein Vater würde niemals testamentarisch deine Freilassung verfügen.«

Sie lächelten müde, als sie an den Mann dachten, den Dal vor drei Jahren und Bergen gestern gesehen hatte.

»Und deine Mutter?«

»Die Hure ist in der Brunst gestorben«, sagte Bergen, und diesmal schlangen Emotionen in seiner Stimme. Dal berührte seine Hand. »Es tut mir leid.« Nun war es Bergen, der weinte.

»Gott sei Dank bist du mein Freund«, sagte Bergen endlich.

Dann öffnete sich die Tür, und eine Frau kam herein,

die ein kaum einjähriges Kind auf dem Arm hielt. Überrascht sah sie Bergen an. »Gesellschaft«, sagte sie. »Hallo, ich heiße Anda.«

»Ich heiße Bergen«, sagte Bergen.

»Mein Freund Bergen«, stellte Dal sie einander vor.
»Meine Frau Anda. Mein Sohn Bergen.«

Anda lächelte. »Er hat mir erzählt, daß Sie intelligent und hübsch sind, und darum mußte unser Sohn nach Ihnen benannt werden. Er hat recht gehabt.«

»Sie sind sehr freundlich.«

Es entspann sich eine angenehme Unterhaltung, aber es war nicht das, was Bergen erwartet hatte. Es konnte nicht die Scherze geben, die Witze für Eingeweihte, den herrlichen Gossenjargon, den Bergen und Dal seit Jahren miteinander gesprochen hatten. In Andas Anwesenheit ging das nicht. Und so lag zwar Freundschaft in der Luft, als sie sich verabschiedeten – aber Bergen hatte ein flau-es Gefühl im Magen. Dal hatte das Geld für die Prüfung von ihm nicht angenommen, nur seine Freiheit. Und die teilte er mit Anda.

Bergen begab sich in den Schlafsaal zurück, um den Rest, der ihm noch zustand, in Anspruch zu nehmen.

*

Als er das nächste Mal erwachte, war alles anders geworden. Crove hieß jetzt Capitol, und eine unglaubliche Baukonjunktur hatte eingesetzt. Und Bergens Firmen waren groß im Geschäft.

Es wurde planlos gebaut, und Bergen erkannte, daß es

nicht ausreichte, einfach Gebäude hochzuziehen. Capitol würde das Handels- und Regierungszentrum für Hunderte von Planeten und Milliarden von Menschen werden. Er konnte sich vorstellen, daß der Planet am Ende eine einzige riesige Stadt werden könnte. Und er richtete seine Pläne darauf ein.

Er ließ seine Architekten eine Konstruktion planen, die sich über hundert Quadratmeilen erstreckte und fünfzig Millionen Menschen beherbergen konnte und in der Schwerindustrie, Fertigungsindustrien, Verkehrsmittel sowie Verteilungs- und Kommunikationssysteme Platz hatten. Das Dach des Gebäudes mußte stabil genug sein, um nicht nur Start und Landung von Fahrzeugen auszuhalten, sondern es mußte auch das Gewicht der riesigen Raumschiffe selbst tragen können. Der Entwurf würde Jahre in Anspruch nehmen – folgerichtig setzte er als Termin für den Tag seines Erwachens nach fünf Jahren Schlaf fest.

Den Rest des Jahres verwendete er dazu, seinen Plan bei den Bürokraten als Generalplan für den Planeten durchzusetzen. Der Plan nahm schon bald Gestalt an. Jede Stadt wurde nach dem gleichen Entwurf erstellt, so daß bei Anwachsen der Bevölkerung eine Stadt nahtlos an die andere angeschlossen werden konnte, Stockwerk an Stockwerk und ein Entsorgungssystem an das andere, wobei das ganze Dach als Raumflughafen ausgelegt und die Fundamente tief im Felsuntergrund verankert waren. Auf diese Weise sollte eine einzige zusammenhängende Stadt entstehen. Als die Zeit herum war, hatte er gesiegt – und Bergen Bishops Gesellschaften bekamen fast alle Aufträge.

Dennoch vergaß er Dal nicht. Er fand ihn bei seinen Bildern, von denen mittlerweile Notiz genommen wurde. Aber die Unterhaltung erwies sich als schwierig.

»Bergen. Man hört verschiedene Gerüchte.«

»Schön, dich zu sehen.«

»Man sagt, daß du den Planeten bis auf den Felsgrund aufreißt und darauf Stahlkonstruktionen errichtest.«

»Hier und da.«

»Man sagt, sie sollen alle miteinander verbunden werden.«

Bergen wies das zurück. »Es wird ausgedehnte Parkanlagen geben, und riesige Landflächen bleiben unberührt.«

»Bis die Bevölkerung sie braucht, nicht wahr. Immer derselbe Vorbehalt.«

Bergen war gekränkt. »Ich wollte mit dir über das Malen sprechen.«

»Nun denn«, sagte Dal. »Sieh dir dies an.« Und er reichte Bergen das Bild eines stählernen Ungetüms, das wie ein eitriges Geschwür auf der Landschaft lag.

»Das ist ja ekelhaft«, sagte Bergen.

»Es ist deine Stadt. Ich habe sie nach den Unterlagen der Architekten gemalt.«

»So häßlich ist meine Stadt nicht.«

»Ich weiß. Aber es ist die Aufgabe des Künstlers, Schönes schöner und Häßliches häßlicher zu machen.«

»Das Reich braucht schließlich irgendwo eine Hauptstadt.«

»Muß es überhaupt ein Reich geben?«

»Was hat dich nur so verbittert?« fragte Bergen ernst-

haft besorgt. »Die Leute reißen schon seit Jahren die Planeten auf. Was ist denn mit dir?«

»Nichts ist mit mir.«

»Wo ist Anda? Wo ist dein Sohn?«

»Wer weiß? Und wen kümmert es?« Dal ging zu einem Bild, das einen Sonnenuntergang zeigte, und stieß die Faust hindurch.

»Dal!« schrie Bergen. »Tu das nicht!«

»Ich habe es geschaffen. Ich kann es auch zerstören.«

»Warum hat sie dich verlassen?«

»Ich habe den Test nicht bestanden. Sie bekam einen Heiratsantrag von einem Kerl, der ihr Somec verschaffen kann. Sie hat akzeptiert.«

»Wieso hast du denn beim Test versagt?«

»Sie können meine Bilder nicht messen. Und wenn man sechszwanzig ist, sind die Anforderungen höher. Viel, viel höher.«

»Sechszwanzig – aber wir sind doch erst –«

»Du bist erst einundzwanzig. Ich bin sechszwanzig und altere schnell« Dal ging an die Tür und öffnete sie. »Raus hier, Bergen. Ich sterbe bald. In ein paar Jahren bin ich ein alter Mann, der einen Scheißdreck wert ist. Mach dir also nicht die Mühe, mich wieder zu besuchen. Mach daß du rauskommst und ruinier den Planeten, solange es noch was einbringt.«

Bergen ging. Er war zutiefst gekränkt und konnte nicht begreifen, wieso Dal ihn plötzlich haßte. Wenn Dal nur das Geld genommen hätte, das Bergen ihm vor zwei Jahren angeboten hatte. Damals hätte er den Test noch bestehen können. Es war seine eigene Schuld, nicht Ber-

gens. Bergen dafür verantwortlich zu machen, war unfair.

Drei Wachperioden lang besuchte Bergen Dal nicht. Zu sehr schmerzte ihn die Erinnerung an dessen Verbitterung. Statt dessen konzentrierte sich Bergen darauf, seine Städte zu bauen. Eine halbe Million Männer arbeiteten daran, ein Dutzend Städte wurden gleichzeitig auf der Ebene errichtet. Eine Menge Land blieb einstweilen unberührt, aber die Städte wurden so sehr in die Höhe gebaut, daß der Wind abgehalten wurde und die Peitschenbäume starben. Wie hätte auch jemand wissen sollen, daß die Samen höchstens aus einer Höhe von einem Meter zu Boden fallen durften, und daß ohne einen Wind, der stark genug war, die Bäume bis auf den Boden zu biegen, die Samen von zu weit oben herabfielen, so daß sie zerbrachen und starben? In fünfzig Jahren würde der letzte Peitschenbaum aussterben. Es war schon zu spät, dagegen noch etwas zu unternehmen. Bergen machte sich Sorgen wegen der Peitschenbäume. Es tat ihm alles so unendlich leid. Die Städte füllten sich schon mit Menschen. Die Raumschiffe steuerten den einzigen Raumflughafen der ganzen Galaxis an, der stark genug war, ihr Gewicht auszuhalten. Es gab keine Umkehr mehr.

Bei seinem vierten Erwachen aber erfuhr Bergen, daß sie ihn auf einen anderen Turnus heraufgestuft hatten. Er durfte jetzt mit Somec zehn Jahre lang schlafen, um anschließend ein Jahr wachzubleiben. Er wußte natürlich, daß Dal, wenn er kein Somec nahm, Mitte Vierzig sein mußte, und beim nächsten Erwachen müßte er schon alt sein. Bergen war erst Mitte Zwanzig. Das Eigenartige an Somec war, daß es einen von anderen Menschen ab-

schnitt. Man geriet in ganz andere Zeitströme. Bergen mußte sich sagen, daß er bald außer den Leuten, die gleichzeitig mit ihm und mit der gleichen Wachzeit Somec nahmen, keine Bekannten mehr haben würde.

Auf die meisten seiner alten Freunde konnte er gut verzichten. Immerhin hatte er nach seinem ersten Schlaf sogar den Verlust seiner Eltern verkraftet. Aber mit Dal war es anders. Er hatte Dal während der letzten drei Wachjahre nicht gesehen, und er vermißte ihn. Bis dahin waren sie doch so eng befreundet gewesen.

Er fand ihn, indem er einen Mann von Geschmack fragte, ob er je von Dal Vouls gehört habe.

»Hat ein Christ je von Jesus gehört?« fragte der Mann lachend.

Bergen hatte noch nie etwas über Christen oder über Jesus gehört, aber er verstand den anderen. Und er fand Dal in einem großen Atelier in einem unbebauten Landstrich, wo Bäume die Sicht auf die am Horizont hochwachsenden Städte versperrten.

»Bergen«, sagte Dal überrascht. »Ich hätte nie gedacht, daß ich dich wiedersehen würde!«

Und Bergen betrachtete ehrfürchtig den Mann, der sein Jugendfreund gewesen war. Was für Bergen nur vier Jahre gewesen waren, hatte für Dal zwanzig Jahre ausgemacht, und der Unterschied war verblüffend. Dal hatte einen fetten Bauch, er war groß und dick und ständig hatte er ein Grinsen parat (das ist nicht Dal! schrie etwas in Bergen). Dal ging es gut, er war freundlich und, wie es schien, glücklich, aber Bergen konnte es nicht ändern: für ihn war er ein älterer Mann, dem man Achtung erweisen mußte.

»Bergen, du hast dich gar nicht verändert.«

»Du aber«, sagte Bergen und lächelte traurig.

»Komm rein und schau dir meine Bilder an. Ich stell mich zur Seite. Meine Frau sagt, ich könnte ein Wandgemälde verdecken, weil ich so fett bin. Ich sage ihr immer, daß ich so fett sein muß, damit ich all mein Geld in einem einzigen Gürtel tragen kann.« Dal lachte dröhnend, und eine Frau in mittleren Jahren erschien auf einem Balkon im Studio.

»Du läßt meine Kuchen zusammenfallen, du zerbrichst Gläser, und jetzt mußt du auch noch so laut schreien, daß die Vogelnester aus den Höhlen fallen!« schrie sie, und Dal wankte zu ihr hinüber wie ein verliebter Bär und zog sie an sich.

»Bergen, das ist meine Frau. Treve, das ist mein Freund Bergen, der wie ein heller Schatten aus meiner Vergangenheit auftaucht und die alten Fäden wieder aufnimmt.«

»Wenn wir dir nicht neue Kleidung kaufen, wirst du bald keine Fäden mehr haben«, klagte Treve.

»Ich habe sie geheiratet«, sagte Dal, »weil ich jemanden brauche, der mir sagt, was für ein miserabler Künstler ich bin.«

»Er ist schrecklich. Er ist der beste der Welt. Nur Rembrandt spukt noch ein wenig herum!« Und Treve stieß leicht Dals Arm an.

Ich halte es nicht aus, dachte Bergen. Dies ist nicht Dal. Er ist zu verdammt heiter. Und wer ist diese Frau, die sich meinem würdigen Freund gegenüber solche Freiheiten herausnimmt? Wer ist dieser fette, grinsende

Kerl, der so tut, als sei er ein Künstler?

»Meine Arbeiten«, sagte Dal plötzlich. »Komm und schau dir meine Arbeiten an.«

Und dann, während sie die Wände entlanggingen, an denen die Bilder hingen, wußte Bergen genau, daß es doch Dal war. Gewiß, die Stimme, die er neben sich hörte, war heiter und klang wie die eines Mannes in den mittleren Jahren, aber die Bilder, die Farben, der Pinselstrich – das war ganz Dal. Sie waren entstanden aus der Qual der Sklaverei auf dem Besitz der Bishops; aber jetzt lag über ihnen eine Heiterkeit, die Dals Bildern nie eigen gewesen war. Und doch, als er sie betrachtete, erkannte Bergen, daß diese Heiterkeit schon immer dagewesen war, es hatte nur eines Menschen bedurft, sie zu erwecken.

Und dieser Mensch war offensichtlich Treve.

Beim Essen gab Bergen Treve gegenüber schüchtern zu, daß er der Mann war, der die Städte baute.

»Sehr gelungen«, sagte sie und zerknickte eine Capas-Blume.

»Meine Frau haßt die Städte«, sagte Dal.

»Wenn ich mich recht erinnere, liebst du sie auch nicht gerade.«

Dal grinste und schluckte runter, was er gerade gekaut hatte. »Bergen, mein Freund, ich stehe hoch über diesen Dingen.«

»Dann«, warf seine Frau ein, »müssen diese Dinge aber stabil genug sein, ein ziemliches Gewicht zu tragen.«

Dal lachte und umarmte sie. »Halte den Mund über mein Gewicht, während ich esse, du dünne Frau«, sagte

er. »Es ruiniert die Mahlzeit.«

»Die Städte stören dich also nicht?«

»Die Städte sind häßlich«, sagte Dal. »Aber für mich sind sie riesige Abwasseranlagen. Wenn man fünfzehn Milliarden Menschen auf einem Planeten hat, auf dem nur fünfzehn Millionen wohnen sollten, müssen die Dinger ja irgendwo stehen. Man baut also gewaltige Metallblöcke und rottet die Bäume aus, die im Schatten wachsen. Kann ich die Flut aufhalten?«

»Natürlich kannst du das«, sagte Treve.

»Sie glaubt an mich. Nein, Bergen, ich kämpfe nicht gegen die Städte. Die Leute in den Städten kaufen meine Gemälde, damit ich im Luxus leben, weitere hervorragende Bilder malen und mit meiner schönen Frau schlafen kann.«

»Wenn ich so schön bin, warum malst du mich dann nicht einmal?«

»Ich wäre außerstande, dir Gerechtigkeit zu tun. Ich male Crove. Ich male den Planeten wie er war, bevor sie ihn umbrachten und die Leiche Capitol nannten. Diese Bilder bleiben Hunderte von Jahren erhalten. Die Leute werden sie sehen und vielleicht sagen: ›So sah einst eine Welt aus. Keine Korridore aus Stahl und Plastik und künstlichem Holz.««

»Wir verwenden kein künstliches Holz«, protestierte Bergen.

»Das werdet ihr bald müssen«, antwortete Dal. »Die Bäume sind fast ausgestorben, und es ist schrecklich teuer, das Holz durch den Sternenraum zu transportieren.«

Und dann fragte Bergen etwas, das er schon bei seiner

Ankunft hatte fragen wollen. »Stimmt es, daß man dir Somec angeboten hat?«

»Sie wollten mir praktisch mit Gewalt die Nadel in den Arm stechen. Ich mußte sie mit einer Rolle Leinwand in die Flucht schlagen.«

»Dann stimmt es also, daß du abgelehnt hast?« Bergen konnte es kaum glauben.

»Dreimal sogar. Sie sagen immer wieder, wir lassen Sie zehn Jahre schlafen, wir lassen Sie fünfzehn Jahre schlafen. Aber wer will schlafen? Ich kann im Schlaf keine Bilder malen.«

»Aber Dal«, protestierte Bergen. »Somec bedeutet Unsterblichkeit. Ich werde in Zukunft zehn Jahre schlafen und ein Jahr wach sein. Das heißt, daß dreihundert Jahre vergangen sein werden, wenn ich fünfzig bin! Drei Jahrhunderte! Und darüber hinaus werde ich noch weitere fünfhundert Jahre leben. Ich werde das Reich aufblühen sehen und seinen Niedergang erleben. Ich werde die Werke von Tausenden von Künstlern sehen, die während dieser Hunderte von Jahren leben. Ich werde die Fesseln der Zeit sprengen –«

»Fesseln der Zeit. Das ist ein guter Satz. Du begeisterst dich am Fortschritt. Ich gratuliere dir. Ich wünsche dir alles Gute. Schlafe und schlafe und schlafe, und hoffentlich bringt es dir Profit.«

»Das Gebet der Kapitalisten«, fügte Treve hinzu. Sie lächelte und tat Bergen noch ein wenig Salat auf den Teller.

»Aber Bergen. Während du durch die Zeit fliegst, wie Steine, die über das Wasser hüpfen und kaum naß wer-

den, werde ich schwimmen. Ich schwimme gern. Ich werde dabei naß. Und werde dabei müde. Ich werde sterben, wenn du gerade dreißig bist, aber eins weiß ich, ich werde meine Bilder hinterlassen.«

»Unsterblichkeit durch Stellvertretung ist recht zweitklassig, nicht wahr?«

»Ist an meinen Arbeiten etwas zweitklassig?«

»Nein«, antwortete Bergen.

»Dann iß zu Ende, schau dir noch einmal meine Bilder an, und mache dich wieder daran, riesige Städte zu bauen, bis über der ganzen Welt ein Dach liegt und der Planet im Raum wie ein Stern leuchtet. Aber sag mir, Bergen, hast du je Zeit, nackt in einem See zu schwimmen?«

Bergen lachte. »Das habe ich schon jahrelang nicht getan.«

»Ich heute morgen.«

»In deinem Alter?« fragte Bergen, und sofort taten ihm seine Worte leid. Nicht, weil Dal sie übelgenommen hätte – er schien sie gar nicht zu registrieren. Bergen taten die Worte leid, weil sie ausdrückten, daß es keine Hoffnung auf weitere Freundschaft mehr gab. Dal war nun schon ein älterer Mann, und nach ein paar Jahren würde er noch wesentlich älter sein, und es wäre sinnlos, wenn sich ihre Wege je wieder kreuzten. Und dabei hatte Dal ihm so schöne Peitschenbäume in sein Bild gemalt. Jetzt aber war es Treve, die mit ihm freundschaftlich scherzte, erkannte Bergen, während er selbst Städte baute.

Als sie sich am Abend verabschiedeten, immer noch heiter, immer noch als Freunde, fragte Dal (und seine Stimme zeigte, daß die Frage ernst gemeint war): »Ber-

gen, malst du manchmal?«

Bergen schüttelte den Kopf. »Ich habe keine Zeit. Aber ich gebe zu – wenn ich dein Talent hätte, Dal, würde ich mir die Zeit dazu nehmen. Aber ich habe dieses Talent nicht, und ich hatte es auch nie.«

»Das ist nicht wahr, Bergen. Du hattest mehr Begabung als ich.«

Bergen sah Dal in die Augen und begriff, daß der Mann das wirklich glaubte. »So etwas darfst du nicht sagen«, rief Bergen hitzig. »Wenn ich davon überzeugt wäre, Dal, glaubst du, daß ich dann mein Leben so leben könnte, wie ich es leben muß?«

»Oh, mein Freund«, sagte Dal lächelnd. »Du hast mich sehr, sehr traurig gemacht. Umarme mich in Erinnerung an unsere gemeinsame Knabenzeit.«

Sie umarmten einander, und Bergen ging. Sie sahen sich nie wieder.

Bergen erlebte, daß das Capitol von Pol zu Pol mit Stahl zugebaut war, wobei man selbst die Ozeane nicht ausgelassen hatte, so daß sie nur noch Teiche waren. Einmal machte er eine Reise mit einem Vergnügungskreuzer und sah den Planeten aus dem Raum. Er glänzte. Er war schön. Er war wie ein Stern.

Bergen lebte so lange, daß er noch etwas sah. Eines Tages suchte er ein Geschäft auf, in dem seltene und alte Gemälde verkauft wurden. Und dort sah er ein Bild, das er sofort wiedererkannte. Die Farben waren verblichen und blätterten schon ab. Aber es war Dals Arbeit, und auf dem Bild waren Peitschenbäume, und Bergen fragte den Geschäftsinhaber: »Wer hat denn das Gemälde in diesen

Zustand geraten lassen?«

»In diesen Zustand? Sir, wissen Sie, wie alt es ist? Siebenhundert Jahre alt, Sir. Es ist bemerkenswert gut erhalten. Von einem großen Künstler, dem größten unseres Jahrtausends, aber niemand kann Farben oder Leinwand herstellen, die länger als einige Jahrhunderte halten. Was verlangen Sie? Wunder?«

Und Bergen erkannte, daß er in seinem Streben nach Unsterblichkeit mehr gewonnen hatte, als er erhoffen konnte. Nicht nur starben die Freunde weg, sondern auch ihre Werke, und die Werke aller Menschen waren zu seinen Lebzeiten untergegangen. Einige waren schon zu Staub zerfallen; andere zeigten die ersten Risse. Aber Bergen hatte lange genug gelebt, um einen Anblick zu sehen, den das Universum der Menschheit sonst nicht enthüllte: den Endzustand.

Das Universum selbst liegt im Sterben, sagte Bergen, als er Dals Bild betrachtete. War es den Preis wert, nur das festzustellen?

Er kaufte das Bild. Es zerfiel bevor er starb.

Zweite Chance

*Der Mensch, zur Zerstörung geboren,
Weint, wenn er Margaret verloren. –*

Gerald Manley Hopkins

Im Alter von sieben Jahren steckte Batta vollkommen im Käfig, obwohl sie das, bevor sie zweiundzwanzig war, kaum erkannte. Die Stäbe waren so zerbrechlich, daß die meisten anderen ihre Existenz nicht wahrgenommen hätten.

Ein Vater, der einige Monate vor Battas Geburt bei einem merkwürdigen U-Bahn-Unfall verkrüppelt und von der Regierung pensioniert worden war.

Eine Mutter, die ein Herz von Gold hatte, aber außerstande war, sich länger als zehn Minuten sinnvoll auf irgend etwas zu konzentrieren.

Und Geschwister, die sich im Chaos und in der Bedrücktheit eines geistlosen, von keinem Willen gelenkten Heims vielleicht aus dem Gefüge einer angepaßten Gesellschaft gelöst hätten, wäre Batta nicht (ohne zu entscheiden) zu der Entscheidung gelangt, daß sie selbst Mutter und Vater ihrer Brüder, Schwestern und Eltern sein wollte.

Manch anderer hätte dagegen aufbegehrt, gleich nach der Schule heimgehen zu müssen, ohne jede Möglichkeit, Freunde zu treffen und in den endlos langen Korridoren von Capitol die verrückten Dinge zu treiben, die unter den Heranwachsenden der Mittelklasse üblich waren.

Batta aber kam einfach von der Schule zurück, erledigte die Hausarbeit, richtete das Essen, unterhielt sich mit ihrer Mutter (oder, vielmehr, hörte ihr zu), half den anderen Kindern bei ihren Problemen und schrak nicht einmal davor zurück, den Vater in jenem Winkel aufzusuchen, in dem er sich vor aller Welt verbarg und dabei so tat, als hätte er seine Beine noch, oder, als ob ihr Fehlen seinen Wert nicht im geringsten minderte. (»Ich habe schließlich fünf verdammte Kinder gezeugt, oder etwa nicht?« wollte er von Zeit zu Zeit beharrlich wissen.)

Aber es war nicht alles trostlos. Batta lernte sehr gern, ja, sie war nicht weit davon, ein Genie zu sein – und sie ließ ihrem Lerneifer derart die Zügel schießen, daß sie das College besuchen konnte, hauptsächlich weil sie ein Stipendium erhielt und ihre Mutter glaubte, man müsse alles in Anspruch nehmen was es umsonst gab.

Und am College lernte sie diesen jungen Mann kennen.

Auch er war nicht weit davon entfernt, ein Genie zu sein – in anderer Richtung. Batta hatte nie jemanden wie ihn gekannt (ihr fiel gar nicht auf, daß sie überhaupt kaum jemanden gekannt hatte), aber es entspann sich eine verrückte Freundschaft, die darin bestand, daß sie einander in Geschenkpapier verpackte sezierte Tiere aus dem Grundkursus für Zoologie zuschickten oder stundenlang schweigend zusammen saßen und für ihr Examen lernten.

Kein Händchenhalten, keine Kußversuche, keine Fummelexperimente im Dunkeln.

Batta wußte nicht recht, was das überhaupt war und ob

es ihr gefallen würde (sie stellte sich immer vor, wie ihre Mutter es mit einem Mann ohne Beine trieb), und dabei überlegte sie, ob Abner Doon überhaupt jemals an Sex dachte.

Und dann war das College absolviert, sie erhielten ihren akademischen Grad – sie in Physik, er im Verwaltungsfach – und sahen einander nicht wieder, und die Monate vergingen, und sie wurde zweiundzwanzig, und plötzlich fiel es ihr ein, daß sie im Käfig steckte.

»Wohin gehst du jetzt? Bist du doch mit dem College fertig und brauchst nicht mehr in die Vorlesungen zu gehen, nicht wahr?« fragte ihre Mutter kläglich.

»Ich möchte jetzt gern Spaziergehen«, antwortete Batta.

»Aber Batta, dein Vater *braucht* dich. Du weißt doch, daß er nur glücklich ist, wenn *du* hier bist.«

Das stimmte. Und Batta hielt sich immer öfter in der Dreizimmerwohnung auf, bis eines Tages, fast ein Jahr nach dem Examen, der Summer ertönte.

»Abner«, sagte sie eher überrascht als erfreut. Sie hatte ihn fast vergessen. Sie hatte sogar schon fast vergessen, daß sie eine College-Ausbildung hatte.

»Batta. Ich habe dich nie besucht. Ich wollte es immer.«

»Nun«, sagte sie und drehte sich zu ihm um, wobei ihr einfiel, wie schrecklich sie aussah.

»Hier bin ich.«

»Du siehst ja entsetzlich aus.«

»Und du siehst aus wie ein Exemplar, das man aus Versehen nicht seziert hat.«

Sie lachten. Die alten Zeiten. Der alte Zauber. Er woll-

te mit ihr ausgehen. Sie lehnte ab. Er wollte mit ihr Spazierengehen. Sie hatte keine Zeit. Und als ihr Vater sie zum fünften Mal seit seinem Eintreffen aus dem Zimmer rief, beschloß er, daß die Unterhaltung zu Ende war, und verließ die Wohnung bevor sie zurückkam.

Die Tage vergingen, und jeden Tag geschah etwas anderes, während die anderen Kinder heranwuchsen (und heirateten oder nicht heirateten, jedenfalls aber das Haus verließen). Aber, wenn sie zurückblickte, hatte Batta das Empfinden, daß alle Tage gleich gewesen waren. Die Abwechslungen hatte ihr nur ihr eigener Verstand vorgegaukelt. Das hatte sie davor bewahrt, verrückt zu werden. Und am Ende, als Batta siebenundzwanzig und Jungfrau war und unsagbar einsam, waren alle Geschwister weg, und sie war mit ihren Eltern allein.

Zu dieser Zeit machte Abner Doon seinen zweiten Besuch.

Auch er hatte in der Zwischenzeit kein Somec genommen, wie sie überrascht feststellte, als sie ihn ins Wohnzimmer bat (dieselben Gerümpelmöbel, nur noch älter; dieselbe Farbe an den Wänden, nur noch dreckiger; dieselbe Batta Heddis, nur noch toter, und er saß da und schaute sie lange prüfend an.

»Ich dachte, du hättest inzwischen Somec genommen«, sagte sie.

»Das haben alle gedacht. Aber es gibt Dinge, die man nicht erledigen kann, wenn man die Jahre verschläft. Ich kann kein Somec nehmen, bevor ich mit meiner Arbeit fertig bin.«

»Und wann wird das sein?«

»Wenn ich die Welt beherrsche.«

Sie lachte, denn sie hielt es für einen Scherz. »Und wenn man feststellt, daß ich die lange vermißte, von Zigeunern entführte und von Raumpiraten gefangengehaltene Tochter einer großen Mutter bin. Und dann werde ich ihre Nachfolgerin als Kaiserin.«

»Ich werde innerhalb eines Jahres Somec nehmen.« Und jetzt lachte sie nicht. Sie sah ihn nur an und erkannte, daß Sorgen und Arbeit und vielleicht Grausamkeit sein Gesicht an einigen Stellen gezeichnet hatten, so daß sein Ausdruck nur schwer zu fassen war. »Du siehst aus, als wärst du im Begriff zu ertrinken«, sagte sie.

»Und du siehst aus, als seist du schon ertrunken.« Er streckte den Arm aus und nahm ihre Hand. Sie war überrascht – das hatte er noch nie getan. Aber die Hand war warm, trocken, glatt und fest – sie hatte sich immer vorgestellt, daß eine Männerhand sich so und nicht anders anfühlen müsse (nicht wie Vaters Klauen), und sie zog ihre Hand nicht zurück. »Ich sah ja wie es war, als ich zum erstenmal herkam«, sagte er. »Ich habe gewartet bis du frei bist. Das letzte deiner lieben kleinen Geschwister hat vor einer Woche das Haus verlassen. Deine Angelegenheiten sollten also jetzt geregelt sein. Willst du mich jetzt heiraten?«

*

Drei Stunden später saßen sie einen halben Sektor entfernt in einer bescheiden wirkenden Wohnung (nur scheinbar – Computer und Möbel kamen buchstäblich

aus den Wänden), und sie schüttelte den Kopf.

»Ab«, sagte sie, »das kann ich nicht. Du verstehst einfach nicht.«

Er sah besorgt aus. »Ich dachte du würdest einen Vertrag vorziehen. Das ist für beide sicherer. Aber wenn es dir lieber ist, daß wir es inoffiziell –«

»Du verstehst nicht. Fünf Minuten bevor du kamst habe ich gebetet, daß so etwas geschehen möge. Ich hätte alles getan, um nur hier wegzukommen –«

»Die Gelegenheit hast du jetzt.«

»Aber ich muß dauernd an meine Eltern denken. Meine Mutter, die mit ihrem Leben nicht zurechtkommt, geschweige denn mit dem meines Vaters, und mein Vater, der so gut er kann alles beherrschen will, und den nur ich unter Kontrolle halten und glücklich machen kann. Sie brauchen mich.«

»Auf die Gefahr hin, daß es abgedroschen klingt, ich auch.«

»So sehr doch wohl nicht«, sagte sie und beschrieb mit der Hand einen Bogen, um auf die ganze Ausstattung hinzuweisen, die zeigte, daß er ein reicher und mächtiger Mann war.

»Dies hier? Batta, dies ist alles Teil eines weit größeren Plans, ein direkter Einstieg in etwas Wunderbares. Aber das möchte ich lieber mit dir teilen.«

»Du bist ein romantischer Idiot, wie alle anderen jungen Leute«, lachte sie. »Woher weißt du überhaupt, daß du mich liebst?«

»Meine Träume, Batta, reichen nicht mehr aus, mich warmzuhalten.«

»Frauen sind nicht sehr teuer.«

»Batta steht nicht einmal zum Verkauf«, meinte er, und dann griff er nach ihr und berührte sie, wie sie noch nie berührt worden war, und sie hielt ihn fest, wie sie noch nie jemanden festgehalten hatte. Zwei Stunden lang war alles neu, jede Regung und jedes Lächeln.

»Nein«, flüsterte sie, als er im Begriff war, ihre lange sexuelle Enthaltsamkeit zu beenden. »Bitte, nein.«

»Warum, zum Teufel, nicht?« flüsterte er zurück.

»Ich werde dich nie mehr verlassen können, wenn ich es tue.«

»Ausgezeichnet«, sagte er und machte weiter, aber sie entzog sich ihm, glitt vom Bett und begann sich anzuziehen.

»Dein Timing ist nicht besonders«, sagte er. »Was ist los?«

»Ich kann nicht. Ich kann Mutter und Vater nicht verlassen.«

»Was? So lieb und nett behandeln sie dich?«

»Sie brauchen mich.«

»Verdammt, Batta, es sind erwachsene Menschen. Sie können selbst für sich sorgen.«

»Das konnten sie vielleicht, als ich sieben war«, sagte sie, »aber als ich zwölf war, konnten sie es nicht mehr. Ich war zuverlässig. Ich schaffte es. Und sie taten nicht einmal mehr so, als seien sie erwachsen. Ich kann nicht einfach weggehen und glücklich sein, wo ich doch weiß, daß sie daran kaputtgehen. Ich muß auf sie aufpassen.«

»Natürlich kannst du weggehen, wo du doch weißt, daß du sonst selbst kaputtgehst. Ich kann dir sofort So-

mec geben, Batta. Ich kann dich fünf Jahre lang schlafen lassen, und wenn du dann aufwachtest, hätten sie bestimmt inzwischen gelernt, selbst für sich zu sorgen, und du könntest sie besuchen und feststellen, daß alles in Ordnung ist.«

»Hast du denn so viel Geld?«

»Wenn man in diesem hübschen kleinen Reich erst genügend Macht hat«, sagte Abner Doon, »ist Geld nicht mehr erforderlich.«

»Wenn ich aufwache, könnten sie tot sein.«

»Vielleicht. Und dann würden sie dich bestimmt nicht mehr brauchen.«

»Ich würde mich schuldig fühlen, Ab. Ich würde daran zugrunde gehen.«

Aber Abner Doon überredete sie, und endlich erreichte er, daß sie sich auf den fahrbaren Tisch legte, und er setzte ihr die Schlafkappe auf und zeichnete ihren Gehirninhalt auf. All ihre Erinnerungen, ihre ganze Persönlichkeit, ihre Hoffnungen und Ängste wurden auf Band aufgenommen, und dieses Band warf Abner Doon in die Luft und fing es mit der Hand wieder auf.

»Wenn du aufwachst, werde ich es dir in den Kopf zurückspielen, und du wirst nicht einmal wissen, daß du geschlafen hast.«

Sie lachte nervös. »Aber alles, was jetzt passiert, wird vom Somec ausgelöscht, nicht wahr?«

»Das ist richtig«, antwortete Doon. »Ich könnte dich jetzt vergewaltigen und alle möglichen obszönen Handlungen an dir vornehmen, und wenn du aufwachtest, würdest du mich immer noch für einen Gentleman halten.«

»An so was habe ich überhaupt nicht gedacht«, sagte sie. Er lächelte. »Und nun laß mich dich einschläfern.«

»Und was ist mit dir?« fragte sie.

»Das sage ich doch. Ich bin dir ein Jahr voraus. Ich werde ein Jahr älter sein, wenn ich dich wecke, und dann beginnt unser gemeinsames Leben, ob mit oder ohne Vertrag. Einverstanden?«

Aber sie fing an zu weinen, und sie hörte nicht auf zu weinen bis sie der Hysterie nahe war. Er hielt sie, wiegte sie hin und her, versuchte zu ergründen, warum sie weinte, versuchte zu begreifen, was er *getan* hatte, aber sie antwortete nur: »Nichts. Nichts.«

Und endlich holte er eine Flasche Somec (man darf keine privaten Somec_vorräte besitzen! Das sagt das Gesetz) und eine Nadel und packte sie, damit sie sich auf den Tisch legte. Sie riß sich los und wich bis ans Ende des Raumes zurück.

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Ich kann meinen Eltern nicht fortlaufen.«

»Du mußt dein eigenes Leben leben.«

»Ab, ich kann es nicht tun! Verstehst du das denn nicht? Liebe heißt nicht nur, daß man jemanden gern hat. Ich mag meine Eltern gar nicht sehr. Aber sie vertrauen mir. Sie verlassen sich auf mich, ich bin ihr ganzer verdammter Halt, und ich kann nicht weglaufen und sie im Stich lassen.«

»Gewiß kannst du das. Jeder könnte es. Es ist unnatürlich, was sie dir angetan haben, und du hast ein Recht auf dein eigenes Leben.«

»Jeder andere könnte es tun, aber nicht *ich*. Ich, Batta Heddis, bin ein Mensch, der *nicht* wegläuft. So *bin* ich nun einmal. Wenn du jemanden willst, der so etwas tun würde, mußt du woanders suchen!« Und sie rannte aus der Wohnung zur U-Bahn-Station, fuhr nach Hause, schloß die Tür und legte sich auf das Sofa und weinte, bis ihr Vater aus dem anderen Raum ungeduldig nach ihr rief, worauf sie hinüberging und ihm behutsam die Stirn streichelte, bis er einschlafen konnte.

*

Als die Geschwister noch da waren, konnte Batta sich wenigstens einreden, daß es eine gewisse Abwechslung gab, jetzt aber war diese Selbsttäuschung nicht mehr aufrechtzuerhalten. Jetzt war sie der einzige Mittelpunkt in ihrer aller Leben, und sie rieb sich langsam auf, zuerst durch die ständige Arbeit und den ständigen seelischen Druck (aber dabei hatte sie mehr Kraft als je zuvor, und, anders als zuvor, wurde ihr alles so sehr zur Routine, daß sie sich ein anderes Leben gar nicht mehr vorstellen konnte) und später ganz einfach durch die totale Einsamkeit, gerade weil es ihr gänzlich verwehrt war, allein zu sein.

»Batta, ich sticke, in den reichen Häusern gebraucht man dafür richtige Baumwolle, aber das können wir uns von deines Vaters Pension natürlich nicht erlauben, aber sieh nur, was für eine hübsche Blume ich mache – oder ist es eine Biene? Der Himmel mag es wissen, aber ich habe beides noch nie gesehen, aber siehst du nicht, was

für eine hübsche Blume das ist? Danke schön, Liebes, es ist eine hübsche Blume, nicht wahr? Weißt du, in den reichen Häusern gebraucht man dafür richtige Baumwolle, aber das könnten wir uns von deines Vaters Pension nie erlauben, nicht wahr? Dies ist also synthetisch. Man nennt es sticken, möchtest du nicht die hübsche Biene sehen, die ich mache? Ist sie nicht hübsch? Danke, liebe Batta, du hast so eine nette Art, dafür zu sorgen, daß ich mich wohl fühle. Ich sticke gerade. Oje, ich glaube, Vater ruft. Ich muß zu ihm gehen – oh, tust du es? Danke. Ich bleibe hier sitzen und sticke weiter, wenn es dir nichts ausmacht.«

Im Schlafzimmer dumpfes Schweigen. Qualvolles Stöhnen. Die Beine fingen normal an der Hüfte an und endeten plötzlich abrupt (keine zwei Zentimeter vom Schritt entfernt) an den steil abfallenden Bettlaken, wodurch das Bett unten so flach und glatt aussah, als schlief niemand darin.

»Weißt du noch?« knurrte er, als sie die Kissen umdrehte und ihm seine Tabletten holte, »weißt du noch, als Darff mit drei Jahren hereinkam und sagte: ›Daddy, du sollst mein Bett haben und ich deins, denn du bist genauso klein wie ich«. Das närrische Kind, und ich nahm ihn auf und drückte ihn, obwohl ich das kleine Ungeheuer am liebsten erwürgt hätte.«

»Das wußte ich nicht mehr.«

»Die Wissenschaft kann alles, nur nicht einen Mann heilen, der den Hintern verloren hat, die Beine verloren hat und jeden verdammten Nerv. Außer einem, Gott sei Dank, außer einem.«

Ihn zu baden, rief bei ihr Ekel hervor. Der Wagen hatte ihn am Tunnelausgang von der Seite erwischt, hätte er anders gestanden, wäre ihm der Bauch weggerissen worden, und er wäre auf der Stelle tot gewesen. So verlor er die Hinterbacken bis auf die Knochen, seine Eingeweide waren ein einziges Durcheinander, und er hatte keine Kontrolle mehr über seinen Darm. Seine Beine waren nur noch zertrümmerte Knochen. »Aber sie ließen mir genug«, sagte er stolz, »daß ich Kinder zeugen konnte.«

Und endlos ging es Tag für Tag so weiter, und Batta weigerte sich, noch an Abner Doon zu denken, sie weigerte sich zuzugeben, daß sie einmal die Chance gehabt hatte, von diesen Leuten wegzukommen (hätte ich sie doch genutzt) und ihr eigenes Leben zu leben (hätte ich es doch getan) und für eine Weile glücklich zu sein (hätte ich doch nur nicht – nein, nein, so darf ich nicht denken).

Dann, als Batta einmal einkaufen war, beschloß die Mutter, Salat zu machen, und sie schnitt sich mit dem Messer ins Handgelenk und vergaß anscheinend, daß der Notrufknopf nur ein paar Meter entfernt war, denn, bevor Batta wieder nach Hause kam, war sie verblutet, und wie gefroren lag ein Ausdruck von Überraschung in ihrem Gesicht.

Batta war neunundzwanzig.

Und nach einiger Zeit machte ihr Vater Andeutungen, daß der Geschlechtstrieb des Mannes bei Nichtgebrauch nicht nachläßt, sondern sich verstärkt. Zähneknirschend ignorierte sie ihn, bis auch er eines Nachts starb, und der Arzt sagte, es sei nur eine Frage der Zeit gewesen, der Unfall habe ihn zu übel zugerichtet, und ohne die ausge-

zeichnete Pflege wäre er schon längst gestorben. Du kannst stolz auf dich sein, Mädchen.

Dreißig Jahre.

Sie saß im Wohnzimmer der Unterkunft, die sie nun allein bewohnte. Die Pension ihres Vaters wurde weitergezahlt – die Regierung behandelte die Opfer von Verkehrsunfällen nicht schlecht. Immer wieder starrte sie auf die Tür und fragte sich, warum sie sich je danach geseht hatte, fortzugehen. Was gab es draußen schon zu tun?

Die Wände wurden ihr zu eng. Das flache Bett im Zimmer ihrer Eltern sah genauso aus, wie es ausgesehen hatte, als ihr Vater den ganzen Tag darauf lag, wenigstens von der Stelle an, wo seine Beine aufgehört hatten. Aber als sie die Decken so drapierte, daß es aussah, als lägen Beine darunter, Beine also dort plazierte, wo sie nie welche gesehen hatte, da wußte sie, daß sie den Verstand verloren hatte.

Sie packte ihre paar Habseligkeiten (alles andere gehörte ihnen, und sie waren tot), verließ die Wohnung und ging zum nächsten Kolonialbüro, denn ihr fiel nichts Besseres ein, als für den Rest ihres katastrophalen Lebens in eine Kolonie zu gehen, um dort bis zu ihrem Tode zu arbeiten.

»Name?« fragte der Mann am Schalter.

»Batta Heddis.«

»Ein ausgezeichneter Entschluß, Miss Heddis – ledig, nicht wahr? –, denn die Kolonien sind die neueste Methode des Reiches, den Krieg zu führen und zu gewinnen. Nur auf friedliche Weise, verstehen Sie? Sagten Sie nicht Heddis? Kommen Sie bitte hier entlang.«

Heddis sagten Sie? Warum war er so überrascht? Und so aufgeregt (oder war er erschrocken)?

Sie folgte ihm zu einem Raum im nächsten Korridor. Der Raum war elegant eingerichtet und hatte nur eine Tür, vor der eine Wache stand. Sie dachte voller Entsetzen daran, daß sie vielleicht etwas falsch gemacht hatte und die kleinen Knaben der Großen Mutter sie nun deshalb anklagen wollten. Sie war zwar unschuldig, aber wie kann man Leuten gegenüber seine Unschuld beweisen, die von ihrer eigenen Unfehlbarkeit überzeugt sind?

Die Wartezeit nahm kein Ende – zwei Stunden –, und als sich endlich die Tür öffnete, war sie zum seelischen Wrack geworden, jedenfalls nach ihrem eigenen Empfinden, denn wenn ein unbefangener Betrachter durch die Tür gekommen wäre, hätte er sie äußerlich ruhig vorgefunden – in den anstrengenden Jahren, die hinter ihr lagen, hatte sie es gelernt, Ruhe auszuströmen, ganz gleich was geschah.

Aber es war kein unbefangener Betrachter, der den Raum betrat. Es war Abner Doon.

»Hallo, Batta«, sagte er.

»Oh, Gott«, antwortete sie, »oh, du guter Gott, muß ich denn so bestraft werden??«

Sein Gesicht straffte sich fast unmerklich, und er sah sie genau an. »Was hat man mit Ihnen gemacht, meine Dame?«

»Nichts. Laß mich hier raus.«

»Ich will mit dir reden.«

»Das haben wir vor Jahren vergessen! Ich habe es vergessen! Erwinnere mich nicht daran!«

Er war an der Tür stehengeblieben, und er war offensichtlich genauso entsetzt wie fasziniert – entsetzt, weil Ihre Stimme, weil sie so leidenschaftlich sprach, ganz ruhig blieb und ihr aufgerichteter Körper nicht die geringste Erregung andeutete; fasziniert, weil dieser Körper immer noch Batta war, immer noch die Frau, die er geliebt hatte und mit der er vor noch nicht allzu langer Zeit seine Träume hatte teilen wollen, und dennoch war sie für ihn jetzt eine Fremde.

»Ich stand mehrere Jahre unter Somec«, sagte er. »Dies ist mein erstes Erwachen. Ich hatte Instruktionen gegeben – sobald dein Name zwecks Kolonisation registriert wurde, sollte er verschlüsselt festgehalten werden.«

»Und wie kamst du darauf, daß das der Fall sein würde?«

»Einmal mußten deine Eltern ja sterben. Und ich wußte, daß du nach ihrem Tod nicht wissen würdest, wohin du gehen solltest. Leute, die das nicht wissen, gehen in die Kolonien. Das ist eleganter als Selbstmord.«

»Laß mich in Ruhe, bitte. Kannst du mir meinen Fehler denn nicht verzeihen?«

Er sah sie gespannt an. »Du nennst es einen Fehler? Du bedauerst es?«

»Ja!« sagte sie, und dabei hob sie die Stimme und sah jetzt wirklich aufgeregt aus.

»Dann, um alles in der Welt, laß uns alles rückgängig machen!«

Sie sah ihn voll Verachtung an. »Rückgängig machen! Es kann nicht rückgängig gemacht werden. Ich bin ein Monstrum, Mr. Doon, und kein Mädchen mehr, ein Ro-

boter, der klaglos widerlichen Leuten dient, keine Frau, die auf irgendwas so reagieren kann, wie du es dir von mir wünschtest. Nichts kann rückgängig gemacht werden.«

Und dann griff er in die Tasche und hielt ihr ein Band hin.

»Ich kann dir sofort Somec geben, damit die Droge all deine Erinnerungen löscht. Dann werde ich dir dies in dein Gehirn zurückspielen, und wenn du aufwachst, wirst du glauben, daß du von Anfang an nicht zu deinen Eltern zurückgegangen, sondern bei mir geblieben bist. Du selbst bleibst unverändert. Nur die letzten paar Jahre werden getilgt sein.«

Eine Weile saß sie ohne zu begreifen da. Dann sagte sie rau und heiser: »Ja, ja, beeil dich.« Und er führte sie an das Aufzeichnungsgerät, wo er ihren Gehirninhalt aufzeichnete. Dann gab er ihr Somec, und ihre Erinnerungen wurden von der Droge weggespült.

*

»Batta«, sagte eine Stimme leise, und Batta wachte nackt und schwitzend an einem fremden Ort auf einem Tisch auf. Aber das Gesicht und die Stimme waren ihr nicht fremd.

»Ab«, sagte sie.

»Es ist fünf Jahre her«, sagte er. »Deine Eltern sind beide gestorben. Eines natürlichen Todes. Sie waren nicht unglücklich. Deine Entscheidung war richtig.«

Ihr wurde bewußt, daß sie nackt war, und die ewige

Jungfrau in ihr ließ sie vor Verlegenheit erröten. Aber er berührte sie (und die Erinnerung an den Abend, an dem sie sich fast zum erstenmal geliebt hätten, war noch frisch – es war erst vor ein paar Stunden gewesen –, und sie war schon erregt und bereit), und sie empfand keine Verlegenheit mehr.

Sie gingen in seine Wohnung und erlebten wunderbare Liebesstunden und waren tagelang glücklich, bis sie ihm endlich gestand, was sie heimlich bedrückte.

»Ab, Ab, ich träume von ihnen.«

»Von wem?«

»Von Mutter und Vater. Du hast mir gesagt, es sei schon Jahre her, und das weiß ich auch. Aber mir kommt es immer noch so vor, als sei es gestern gewesen, und es ist für mich ein schreckliches Gefühl, sie allein gelassen zu haben.«

»Du wirst schon darüber hinwegkommen.«

Aber sie kam nicht darüber hinweg. Immer häufiger dachte sie an ihre Eltern, immer schlimmer fraß die Schuld an ihr, störte ihre Träume, stach sie wie mit Messern, wenn sie Abner Doon liebte, und nahm ihr alle Freude, wenn sie all die Dinge tat, die sie liebend gern schon als Kind getan hätte.

»Oh, Ab, weinte sie eines Nachts – es war erst die sechste Nacht seit ihrem Aufwachen –, Ab, ich würde alles, aber auch alles tun, wenn dies wieder rückgängig gemacht werden könnte!«

Er hörte auf, sich zu bewegen. Er war wie gefroren.
»Ist das dein Ernst?«

»Nein, nein, Abner, du weißt, daß ich dich liebe. Ich

habe dich geliebt seit wir uns kennenlernten, mein ganzes Leben lang, sogar schon bevor ich wußte, daß es dich gibt, habe ich dich geliebt. Weißt du das denn nicht? Aber mich selbst hasse ich! Ich komme mir wie ein Feigling vor und wie eine Verräterin, weil ich meine Familie im Stich gelassen habe. Ich weiß, daß sie mich brauchten, und ich weiß immer wie bekümmert sie waren, als ich sie verließ.«

»Sie waren vollkommen glücklich. Sie merkten nicht einmal, daß du weg warst.«

»Das ist gelogen.«

»Batta, bitte, vergiß sie.«

»Das kann ich nicht. Warum habe ich nur nicht das Richtige getan?«

»Und was wäre das gewesen?« Er sah ängstlich aus. Warum hatte er Angst?

»Bei ihnen zu bleiben. Sie haben nur noch ein paar Jahre gelebt. Wenn ich geblieben wäre, hätte ich ihnen über diese letzten Jahre hinweggeholfen. Dann, Ab, hätte ich mir heute in die Augen sehen können. Selbst wenn es elende Jahre gewesen wären, würde ich mir heute wenigstens wie ein anständiger Mensch vorkommen.«

»Dann darfst du dir ruhig wie ein anständiger Mensch vorkommen. Denn du *bist* geblieben.«

Und er erzählte es ihr. Alles.

Schweigend lag sie auf dem Bett und starrte gegen die Decke.

»Dann ist dies alles Betrug, nicht wahr? Insgeheim bin ich in Wirklichkeit ein Miststück von einem alten Weib, das im Haus seiner Eltern verfaulte, bis diese die Höf-

lichkeit besaßen zu sterben, eine Frau ohne Mut, sich das Leben zu nehmen –«

»Absurd –«

»Die vor diesem Schicksal nur von einem Mann bewahrt wurde, der es zustande brachte, Gott zu spielen.«

»Batta, dir gehört das Beste aus beiden Welten. Du *bist* bei deinen Eltern geblieben. Du *hast* das Richtige getan. Aber du kannst jetzt dein Leben weiterführen ohne die Erinnerung an das, was sie dir getan haben, ohne werden zu müssen was du geworden bist.«

»Und war ich so entsetzlich?«

Er dachte daran, sie zu belügen, aber er überlegte es sich anders. »Batta, als ich dich in jenem Raum des Kolonialbüros sah, hätte ich fast geweint. Du sahst wie tot aus.«

Sie streckte die Hand aus und streichelte ihm Wange und Schulter. »Und du hast mir die Strafe für meinen eigenen Fehler erspart.«

»Wenn du es so sehen willst.«

»Aber hier gibt es einen Widerspruch. Wir wollen logisch sein. Nennen wir die Frau, die sich entschloß, bei ihren Eltern zu bleiben, Batta A. Batta A blieb tatsächlich und wurde verrückt, wie du sagtest, und *sie* beschloß, in die Kolonien zu gehen und ihre Verrücktheit für sich zu behalten.«

»Aber so geschah es nicht –«

»Nein, hör zu!« beharrte Batta ruhig und nachdrücklich, und er hörte zu. »Batta B jedoch beschloß, nicht zu ihren Eltern zurückzugehen. Sie blieb bei Abner Doon und versuchte glücklich zu werden, aber ihr Gewissen

quälte sie und trieb sie in den Wahnsinn.«

»Aber so geschah es nicht –«

»Nein, Ab, du verstehst nicht. Du verstehst ganz und gar nicht.« Ihre Stimme klang rauh. »Die Frau, die neben dir auf dem Bett liegt, ist Batta B. Es ist die Frau, die sich von ihren Eltern abgewandt hat und ihrer Pflicht nicht nachgekommen ist –«

»Verdammt, Batta, sei doch vernünftig –«

»Ich habe keine Erinnerung daran, daß ich ihnen geholfen habe – meine Erinnerungen enden plötzlich. Ich habe sie im Stich gelassen –«

»Nein, das hast du nicht getan!«

»In meinen Gedanken habe ich es getan, Ab, und mit ihnen muß ich leben. Du sagst mir, daß ich ihnen geholfen habe, aber ich kann mich nicht daran erinnern, und folglich stimmt es auch nicht! Diese Wahl – bei ihnen zu bleiben –, diese Wahl hat die richtige Batta getroffen. Und durch diese Erfahrung wurde die richtige Batta geformt. Die richtige Batta hat jene Jahre durchgestanden, auch wenn sie schrecklich waren.«

»Batta, sie waren schlimmer als schrecklich! Sie haben dich zerstört!«

»Aber *mich* haben sie zerstört! *Mich!* Die Batta, die das tut, was sie tun zu müssen glaubt!«

»Was ist das? Die alte Religion? Du hast die Chance, dir die Konsequenzen deines selbstmörderischen Gefühls für Recht und Unrecht zu ersparen! Du hast die Chance, glücklich zu werden, verdammt! Spielt es da eine Rolle, welche Batta welche ist? Ich liebe dich, und du liebst mich, und auch *das* ist die Wahrheit!«

»Aber Ab, ich kann doch nur das sein, was ich bin.«

»Hör zu. Du warst sofort einverstanden. Du warst damit einverstanden, daß ich jene Jahre auslöschte, so daß du aufwachen und mit mir leben konntest, als hättest du diese Qual nie erlebt. Es war freiwillig!«

Sie antwortete nicht. Sie fragte nur: »Hat man meine Erinnerungen aufgezeichnet, als ich Somec bekam? Hat man aufgezeichnet, wie ich wirklich bin?«

»Ja«, sagte er und wußte schon, worauf sie hinauswollte.

»Dann gib mir wieder Somec und spiel mir das Band wieder ein, bevor du mich weckst. Dann schick mich in eine Kolonie.«

Er starrte sie an. Er stand vom Bett auf, starrte sie ungläubig an und lachte. »Weißt du überhaupt was du sagst? Du sagst, hole mich aus dem Himmel, Gott, und schick mich zur Hölle.«

»Ich weiß«, sagte sie und fing an zu zittern.

»Du bist wahnsinnig. Das Ganze ist Wahnsinn, Batta. Weißt du was ich riskiert habe, was ich durchgemacht habe, um dich nach hier zu holen? Ich habe jedes Gesetz über die Anwendung von Somec gebrochen, das es gibt –«

»Du beherrscht die Welt, nicht wahr?«

Wollte sie ihn etwa verhöhnen?

»Ich ziehe alle Fäden, aber wenn ich einen Fehler mache, könnte ich jederzeit stürzen. Für dich habe ich absichtlich Fehler gemacht –«

»Also schulde ich dir etwas. Aber was ist mit mir? Bin ich mir selbst nicht auch etwas schuldig?«

Er wurde ärgerlich und schlug mit der Faust gegen die

Wand. »Natürlich bist du! Du schuldest dir ein Leben mit einem Mann, der dich mehr liebt als sein Lebenswerk! Du schuldest dir die Chance, verwöhnt und verhätschelt und umsorgt zu werden –«

»Ich schulde mir mich selbst.« Sie zitterte immer mehr. »Ab, ich bin nicht glücklich gewesen.«

Schweigen.

»Ab, bitte glaub mir, denn was ich jetzt sagen muß ist das Schlimmste. Seit dem Augenblick meines Aufwachens war etwas verkehrt. Etwas war ganz schrecklich verkehrt. Ich hatte die verkehrte Wahl getroffen. Ich war nicht zu meinen Eltern zurückgekehrt. Ich selbst fühlte mich verkehrt, und das hat auf alles abgefärbt. Es ist verkehrt. *Nie hätte ich mich dazu entschlossen, bei dir zu leben, und deshalb war alles daran verkehrt!*« Sie sprach leise, aber eindringlich.

»Ich wäre gar nicht hier«, sagte sie.

»Du bist aber hier.«

»Mein Leben darf keine Lüge sein. Ich kann mit diesem Widerspruch nicht leben. Ich muß mein eigenes Leben leben, so bitter es auch sein mag. Jeder Augenblick, den ich hier verbringe, bereitet mir Schmerzen. Es könnte nicht schlimmer sein. Nichts, das ich in meinem wirklichen Leben erlitt, kann schlimmer sein als die Qual, ein falsches Leben zu führen. Ohne diese Erinnerungen verliere ich meinen normalen Verstand. Ich habe schon gespürt, wie er mir entglitt, Ab –«

Und er drückte sie an sich, merkte, wie sie in seinen Armen zitterte. »Ich tue für dich was du willst«, flüsterte er. »Ich konnte das nicht wissen. Ich glaubte, das Somec

könnte – dem allen ein Ende setzen.«

»Es kann mich nicht davon abbringen, die zu sein, die ich –«

»Die du bist, das weiß ich, ich weiß es jetzt. Aber Batta, begreifst du denn nicht – wenn ich das andere Band benutze, wirst du dich an dies alles nicht mehr erinnern, du wirst die Tage vergessen, die wir gemeinsam erlebt haben –«

Und sie fing an zu schluchzen. Und er dachte an etwas anderes.

»Du wirst – das letzte, an das du dich erinnern wirst, ist, daß ich dir sagte, ich könnte den ganzen Schmerz löschen. Und du wirst dich daran erinnern, daß du sagtest, ja, ja, tu es, lösche es – und dann wirst du mit diesen Erinnerungen aufwachen und denken, ich hätte dich belogen.«

Sie schüttelte den Kopf.

»Nein«, sagte er. »Du wirst sogar fest davon überzeugt sein. Du wirst mich dafür hassen, daß ich dir Glück versprach, ohne es dir zu geben, denn an unsere gemeinsame Zeit wirst du dich nicht erinnern.«

»Ich kann es nicht ändern«, sagte sie, und sie hielten einander fest und weinten zusammen und versuchten, einander zu trösten. Ein letztes Mal liebten sie sich, und dann führte er sie an das Gerät, wo ihre Vergangenheit gelöscht und ihr ein grausameres Leben wiedergegeben wurde.

»Was? Ist sie eine Verbrecherin?« fragte der Wärter, als Abner Doon die Bänder umtauschte – denn nur Kriminellen wurden die Erinnerungen gelöscht und ein altes

Band eingespielt, damit jede Erinnerung an ihr Verbrechen getilgt war.

»Ja«, sagte Doon, um sich lange Erklärungen zu ersparen. Und so wurde ihr Körper in den Sarg eingeschlossen, in dem ihre Lebensfunktionen aufrechterhalten wurden, während sie langsam durch die Jahre kroch, bis er sie wiederaufweckte.

Sie würde auf einer Kolonie aufwachen. Aber auf einer meiner Wahl, gelobte sich Abner. Einer gemäßigten, wo sie eine Chance hatte, etwas aus ihrem Leben zu machen. Und wer weiß? Wenn sie mich haßt, wird sie vielleicht alles leichter ertragen.

Sie würde alles leichter ertragen. Aber was ist mit mir?

Ich werde keinen Gedanken mehr an sie verschwenden, beschloß er. Ich werde sie mir aus dem Sinn schlagen. Ich werde – ich werde sie vergessen?

Unsinn.

Ich werde lediglich mein Leben der Erfüllung anderer, älterer, kälterer Träume widmen.

Spielunterbrechung

Denn stößt man Milch, so bringt es Butter, stößt man die Nase, bringt es Blut, stößt man den Zorn, so bringt dies Streit hervor.

– *Sprüche Salomonis 30:33*

Herman Nuber waren die Füße eingeschlafen, und jedesmal, wenn er sich bewegte, prickelten sie unerträglich.

»Mir sind die Füße eingeschlafen«, beschwerte er sich beim Schlafraumwärter.

»Das passiert immer«, beruhigte ihn der Wärter.

»Ich stand drei Jahre unter Somec«, erklärte Herman. »War denn der Blutkreislauf in meinen Füßen die ganze Zeit unterbrochen?«

»Das kommt vom Somec, Mr. Nuber«, sagte der Wärter. »Dann fühlen sich Ihre Füße nun einmal so an. Aber Ihr Blutkreislauf war zu keiner Sekunde unterbrochen.«

Herman grunzte nur und trat wieder an die Wand, um weiter die Listen zu studieren. Seine Füße prickelten jetzt etwas weniger, und er verlagerte sein Gewicht von vorn nach hinten und wieder zurück. Die Nachrichtenliste langweilte ihn. Immer die gleiche Aufzählung der Siege des Kaiserreiches, Siege, die meistens so aussahen, daß der Feind im Besitz des jeweiligen Sternsystems blieb, während es einigen wenigen kaiserlichen Schiffen gerade noch gelang, nach Hause zu hinken. Die Klatschspalten waren fast genauso langweilig. Immer dieselben Darstel-

ler, die sich in den holographischen Schausendungen Ruhm und Vermögen erbumsten. Einer dieser Darsteller hatte Selbstmord begangen – ein Novum, da Leute, die sich aus dem Verkehr ziehen wollten, normalerweise einfach in die Kolonien gingen.

Die Liste, die er studierte, war natürlich die mit den Informationen über die Spiele. Er überflog sie, bis er die Liste für die Internationalen Spiele fand, und da war auch schon die Notiz.

»Europa 1914d, jetzt G1979. Die wichtigste Meldung dieser Woche ist, daß Herman ›Italien‹ Nuber am Donnerstag aufwachen wird. Darum alle Nicht-Italienspieler aufpassen!«

Natürlich sehr schmeichelhaft, auf der Wachliste verzeichnet zu werden. Aber es war zu erwarten. Die Internationalen Spiele gab es schon seit Jahren, sie datierten bis in die Zeit vor Somec zurück. Aber es hatte noch nie einen Spieler wie Herman Nuber gegeben.

Er verließ den Schlafsaal und hielt inne, um sich anzukleiden. Es war ihm gerade noch eingefallen. Diese Wachperiode würde nur sechs Monate dauern – beim letzten Mal hatte er mehr Geld als gewöhnlich in den Nebenwetten gewonnen, die illegal aber eine sehr sichere und angenehme Investition waren.

Gegen ihn wettete niemand besonders hoch – wenn er auf sich selbst setzte, war sein Gewinn nur 17 Prozent. Aber das war besser als die Rendite auf Sparzertifikate oder Regierungsanleihen.

»Herman«, sagte ein unauffälliger Mann, der sogar noch kleiner war als Herman Nuber.

»Hallo Grey«, sagte Nuber.

»Gut aufgewacht?«

»Natürlich.« Grey Glamorgan war ein guter Manager. Obwohl er eine Art Finanzgenie war und über viele gute Verbindungen verfügte, vergaß er nie, daß er selbst *nicht* im Geschäft war. Zuverlässig. Der geborene Untergebene. Herman umgab sich gern mit Männern, die kleiner waren als er.

»Nun?« fragte Grey.

Herman wirkte unbeteiligt. »Italien kaufen natürlich.«

Und Grey nickte. Es war eine Art Ritual, aber die Spielregeln schrieben vor, daß ein Anteil am Spiel nur dann erworben werden konnte, wenn der Spieler wach war – ständig mußte ein Spieler am Computer sein, der sich gerade in seiner Wachperiode befand.

Nun, ich bin wach, sagte Herman. Und wenn sich nichts allzusehr verändert hatte, war dies die Wachperiode, in der er das große Spiel machen würde – er würde das Spiel beenden, indem er die Welt eroberte.

Die Computerwand war schon warmgelaufen, als er seine Wohnung erreichte – wieder eine von Greys aufmerksamen Gesten. Wie immer tat sich Herman die Qual an, den Bildschirm zu ignorieren; er wollte einfach nicht hinschauen; er tat so, als warte kein Computer auf ihn, während er einen Gang durch die Wohnung machte, um festzustellen, ob alle Vorbereitungen richtig getroffen waren. Herman war nicht eigentlich reich; nur einigermaßen wohlhabend. Er konnte es sich nicht leisten, eine leere Wohnung zu finanzieren, während er unter Somec stand. Statt dessen wurden seine Halbseligkeiten Jedes-

mal entweder ausgelagert oder verkauft. Eines Tages, dachte er, werde ich allerdings reich genug sein. Eines Tages werde ich eine wirklich hohe Somec-Ebene erreichen, zum Beispiel fünf Jahre unter Somec und dann eine Wachperiode von drei Monaten. Und ich werde eine Eigentumswohnung besitzen, nicht nur für diese Zeit eine Wohnung mieten.

Das war natürlich der Traum aller. Der Plan aller. Und nur einer von sieben Millionen Leuten im Reich schaffte es.

Endlich – er hatte seinen Orangensaft getrunken, das Bett gerichtet, die Frau für die Nacht bezahlt und ausgesucht, und war zur Toilette gegangen – setzte er sich bequem in den Sessel vor der Computereinheit. Aber noch ließ er den Bildschirm dunkel. Er gab den Code für Europa 1914d ein.

Mit zweiundzwanzig Jahren hatte er erstmals beschlossen, einen Teil seines Geldes in das teure Hobby Internationale Spiele zu investieren. Das hatte ihn zwei Monatsgehälter gekostet, und er hatte zu Beginn eines neuen Spiels nur eine drittklassige Position in Italien kaufen können. Er hatte Europa gewählt, weil er sich schon in den kleineren Spielen auf Strategien des zwanzigsten Jahrhunderts spezialisiert hatte. Und jetzt, in einem Spiel, das interplanetarisch übertragen wurde, würde er schon sehen, ob er wirklich so gut war, wie er gedacht hatte.

Ich *bin* so gut, sagte er sich, als er das Hologramm aufblitzen ließ. Der Globus erschien auf dem Bildschirm, und er studierte ihn. Zuerst wurden die Wetterformationen gezeigt; dann die politische Karte.

»Wie steht's?« fragte Grey, der leise hinter Herman aufgetaucht war.

»Wunderbar. Niemand hat etwas Voreiliges versucht. Gut aufgepaßt.«

Italien war auf der Karte rosa abgebildet. Herman erinnerte sich an den Anfang – ein gerade geeintes Italien, schwach und noch unentschlossen, ob es sich Deutschland und Österreich-Ungarn anschließen sollte. Im tatsächlichen zwanzigsten Jahrhundert hatte es in Italien vor dem Krieg von 1914 keinen mächtigen Mann gegeben. Der erste war dieser einfältige Mussolini. Aber in Europa 1914d hatte Italien Herman Nuber, und, obwohl er ein drittklassiger Spieler war, hatte er recht oft auf sich selbst gesetzt – und auf Italien.

Es dauerte drei Jahre, bevor seine normale Arbeit Herman genügend Geld einbrachte, um Somec zu nehmen. In dieser Zeit hatte er geheiratet, eine Tochter gezeugt und sich wieder scheiden lassen. Keine Zeit für die Ehe. Ihr gefiel es nicht, wenn er die ganze Nacht bei seinem Spiel verbrachte. Aber auf lange Sicht hatte es sich gelohnt. Es hatte ein wenig wehgetan, es hatte emotionale Szenen gegeben, aber am Ende der drei Jahre hatten Hermans Wetten sich ausgezahlt. Vierzig zu eins. Er hatte andere, weniger geschickte Spieler ausgestochen, und, als er dann Somec nahm, war er schon Italiens Diktator, und Italien hatte sich wütend gegen Österreich-Ungarn gewandt, und hatte der preußischen Armee in der Nähe von München eine vernichtende Niederlage beigebracht (o nein, natürlich der deutschen Armee, fiel ihm gerade noch ein. Ich muß die historischen Epochen auseinander-

halten, sagte er sich), und ein Friedensvertrag war unterzeichnet worden. Amerika hatte sich nie in den Krieg eingemischt, sehr zum Kummer der Spieler, die für diese großartige Ausgangslage teuer bezahlt hatten und sie nun nicht recht nutzen konnten.

Zu der Zeit, war Italien die stärkste Macht in Osteuropa gewesen. Aber jetzt, das erkannte Herman mit einem Lächeln der Genugtuung *war* Italien Europa, der ganze Kontinent war rosa und ein guter Teil Asiens dazu. Während seiner letzten Wachperiode hatte der große Kampf mit Rußland stattgefunden. Und jetzt stand Italien am Pazifik, am Indischen Ozean, beherrschte Persien, hatte den Atlantik erreicht und konnte jetzt unbegrenzte Möglichkeiten wahrnehmen.

»Sieht gut aus, nicht wahr?« fragte er Grey, der immer noch schwieg.

»Für den Italienspieler ja«, sagte Grey, und Herman drehte sich überrascht um. »Heißt das, Sie haben es nicht gekauft?«

Grey wirkte ein wenig verlegen. »Eigentlich«, sagte er, »habe ich es befürchtet.«

»Was befürchtet?«

»Jemand hat offenbar in Italien spekuliert. Als ich vor drei Wochen aufwachte, haben meine Leute mir berichtet. Seit sie das letzte Mal Somec nahmen, hat jemand Italien in Geheimangebot gekauft und verkauft.«

»Das ist illegal.«

»Dann weinen Sie doch. Wie Sie wissen, haben wir so etwas doch selbst getan. Sollen wir eine Untersuchung beantragen? Alle Bücher offenlegen?«

»Warum haben Sie sich dann nicht eine vernünftige Vollmacht geholt und es behalten?«

»Die haben sie wieder zurückgezogen, Herman. Die Angebote wurden gestern um Mitternacht abgegeben. Nicht gerade eine sehr günstige Zeit. Aber ich gab mein Angebot ab. Ehrlich gesagt, es war lächerlich hoch. Aber es klappte nicht. Der Spieler, der es bekam, bot doppelt soviel wie ich.«

»Dann hätten Sie eben noch höher bieten müssen!«

Grey schüttelte den Kopf. »Konnte ich nicht. Sie erinnern sich doch, daß ich nur eine Vollmacht in Höhe von fünfzig Prozent hatte?«

Herman konnte ein Ächzen nicht unterdrücken. »Fünfzig Prozent! Grey, fünfzig Prozent? Waren es denn mehr als fünfzig?«

Grey nickte. »Auf jeden Fall mehr als fünfzig Prozent flüssig. Ich konnte aber nicht mithalten. Nicht aus Ihren Mitteln. Und ich hatte nicht genug Barmittel, um mein eigenes Geld zuzuschießen.«

»Gut, aber wer ist der Spieler?«

»Sie können es glauben oder nicht, Herman, es ist ein stellvertretender Kolonialminister, ein richtiger Speichel-lecker. Er nimmt das erste Mal an den Spielen teil, die übertragen werden. Vorher war er in den Listen nicht verzeichnet. Und er könnte gar nicht das Geld haben, sich im Spiel selbst eine solche Position zu kaufen.«

»Stellen Sie fest, um welche Organisation es sich handelt, Grey, und kaufen Sie die Position.«

»Ich habe nicht genug Geld. Wer immer kauft, die Leute sind seriös, und sie haben mehr Geld als Sie.«

Herman fühlte sich plötzlich schwach, und ihn fror. Dies hatte er nicht erwartet. Natürlich gab es bei den Spielen immer Spekulanten. Aber Herman zahlte immer gut für die jeweilige Position, und weil er während seiner Wachzeit die höchsten Beiträge gezahlt hatte, konnte niemand Italien kaufen, solange er mindestens fünfzehn Prozent mehr als den letzten Kaufpreis bot. Aber diesmal hatte der Kaufpreis mehr als die Hälfte seines Vermögens betragen.

»Das macht nichts«, sagte Herman zu Grey. »Borgen Sie. Liquidieren Sie. Ich werde Ihnen eine neunzigprozentige Vollmacht geben. Aber kaufen Sie Italien!«

»Was ist, wenn sie nicht verkaufen wollen?«

Herman sprang auf, so daß er (wie herrlich!) Grey überragte. »Das geht nicht. Sie können nur an mich verkaufen. Sie spekulieren wohl darauf, mich auszuziehen. Sollen Sie. Diesmal erobert Italien die Welt, Grey. Und die Wetten werden mehr als siebzehn Prozent bringen. Für uns kommen jetzt die dicken Chancen, verstehen Sie?«

»Sie müssen nicht an Sie verkaufen, Herman«, sagte Grey. »Der Spieler, dem es gehört, steht nicht unter Solecismen.«

»Mir egal. Ich werde den längeren Atem haben. Irgendwann müssen sie aufhören. Zahlen Sie ihnen ihren Preis. Sie müssen doch einen Preis haben.«

Grey nickte unsicher. Herman wandte sich ab und hörte Grey über den Teppich schlurfen, als er ging. Herman schaltete den Schirm an, und ihm drehte sich der Magen um. Daß Italien wertvoll war, konnte man nur Herman

Nuber zuschreiben. Nur ein Genie konnte sich dieses zweitrangigen Landes annehmen und es in eine Weltmacht verwandeln. Nur Herman Nuber, verdammt, der größte Spieler in der Geschichte der Internationalen Spiele. Sie versuchen nur, mich zu berauben, schloß Herman. Nun, sollen sie doch.

Und dann, obwohl er wußte, daß es eine Tortur für ihn sein würde, stellte er auf dem Schirm Nahaufnahmen gerade stattfindender militärischer Operationen des Italienischen Reiches ein. Es gab Grenzgefechte in Korea. Indien nahm eine feindselige Haltung ein. Die italienischen Agenten verzeichneten Fortschritte bei ihren Bemühungen, die japanische Herrschaft in Asien zu stürzen.

Alles steht bestens, sagte Herman leise. In drei Tagen habe ich dieses Spiel erst richtig in Gang gesetzt. In drei Tagen, wenn ich erst einmal Italien habe.

Grey kam den ganzen Tag nicht, und er rief auch nicht an. Am Abend war Herman ein Nervenbündel. Er war schon Zeuge gewesen, wie drei perfekte Gelegenheiten zu schnellem, entschlossenem Handeln von dem Idioten, der Italien spielte, verpaßt wurden. Natürlich passierten solche Dinge ständig, wenn Herman unter Somec stand – aber dann schlief er und brauchte nicht zuzuschauen. Und immer noch war Grey nicht da.

Der Summer. Es war nicht Grey, da er die Tür selbst aufbekam. Es mußte die Frau sein. Herman berührte leicht die Öffnungsautomatik, und die Tür ging auf. Sie war jung und lächelte strahlend. Genau was der Doktor verschrieben hatte.

Anfangs vergaß Herman das Spiel, denn sie war schön

und freundlich und machte ihre Sache gut. Jedenfalls konnte er sich auf nichts anderes konzentrieren. Aber dann, obwohl sie versuchte, ihn wieder in Erregung zu versetzen, überfielen ihn all seine aufgestauten Sorgen, und er richtete sich im Bett auf.

»Was ist denn los?«

Herman schüttelte den Kopf.

»Zu müde?«

Der Grund war so gut wie jeder andere. Und er sah keinen Anlaß, einer Nutte gegenüber sein Herz auszuschnitten.

»Ja, ich bin müde.«

Sie seufzte und lehnte sich in die Kissen zurück. »Wem sagen Sie das? Ich werde auch manchmal müde. Sie geben mir Spritzen, damit ich stundenlang weitermachen kann, aber ich bin doch froh über eine Atempause.«

Eine verdammte Schwätzerin. »Willst du was essen?«

»Das dürfen wir nicht.«

»Diät oder so was?«

»Nein. Aber manche versuchen, uns Drogen zu geben.«

»Ich nicht.«

»Vorschriften sind Vorschriften«, beharrte die Frau. Oder vielmehr das Mädchen.

»Du bist noch recht jung.«

»Ich verdiene mir das Geld fürs College. Ich bin älter, als ich aussehe. Aber sie können mich auch als Jugendliche vermieten. Das bringt uns mehr Geld ein.«

Geld, Geld, Geld. Man bezahlt für Sex, und man muß sich dann einen Vortrag über die wirtschaftliche Lage

anhören. »Hör zu, Mädchen, warum haust du jetzt nicht ab?«

»Sie haben für die ganze Nacht bezahlt«, sagte sie überrascht.

»In Ordnung. Du warst großartig. Aber ich bin müde.«

»Sie zahlen nicht gern etwas zurück.«

»Ich will nichts zurückgezahlt haben.«

Sie sah ihn zweifelnd an, aber, als er anfang, sich anzuziehen, folgte sie seinem Beispiel. »Sie haben teure Angewohnheiten«, sagte sie.

»Wieso?«

»Sie zahlen für Liebe und nehmen sie nicht in Anspruch.«

»Nun, schon richtig«, sagte Herman gezwungen, »aber wir wollen doch keine ungenutzte Liebe herumliegen lassen, oder?«

»Jeder ist Komiker auf seine Art«, sagte sie, aber sie behielt die Gewohnheiten ihres Gewerbes bei. Ihr Lächeln, die Stimme, alles war sexy, und er überlegte sich, ob er sie wirklich loswerden wollte. Aber dann dachte er an Italien und beschloß, allein zu bleiben.

Sie gab ihm einen Abschiedskuß – geschäftsüblich – und ging. Er blieb die ganze Nacht auf und beobachtete die Entwicklung in Italien. Der Schwachsinnige hatte die Dinge nicht im Griff. Gegen drei Uhr morgens hätte er Arabien haben können. Statt dessen schloß er einen lächerlichen Friedensvertrag ab, durch den er in Ägypten Land verlor. Zu dumm! Gegen Morgen schlief Herman ein, wachte mit Kopfschmerzen auf und rief Grey an.

»Verdammt, was ist denn los?« fragte Herman.

»Bitte, Herman«, sagte Grey. »Wir arbeiten hier wirklich hart.«

»Ja, und ich sitze hier herum und muß zuschauen, wie Italien vor die Hunde geht.«

»Haben Sie dann für heute nacht keine Nutte bekommen?«

»Was, zum Teufel, geht das Sie an?« knurrte Herman.
»Kaufen Sie Italien, Grey!«

»Dieser Abner Doon, der stellvertretende Kolonialminister, ist ziemlich unnachgiebig.«

»Bieten Sie ihm den Mond an.«

»Der gehört schon einem anderen. Aber ich habe ihm alles andere angeboten. Er hat nur gelacht. Er läßt Ihnen ausrichten, Sie sollten das Spiel verfolgen, wenn Sie ein wahres Genie arbeiten sehen wollen.«

»Genie! Der Mann ist ein Trottel. Er hat schon –« und Herman erging sich in einer Beschreibung der Dummheiten der letzten Nacht.

»Hören Sie zu. Ich selbst mache bei den Internationalen Spielen nicht mit. Deswegen haben Sie mich geheuert. Okay? Dann lassen Sie mich bitte meine Arbeit erledigen, und Sie schauen sich die Ergebnisse an.«

»Wann wollen Sie denn endlich Ihre Arbeit erledigen?«

Grey seufzte. »Müssen wir das denn unbedingt am Telefon besprechen, wo die kleinen Jungs der Großen Mutter zuhören können?«

»Sollen sie doch zuhören!«

»Gut. Ich habe versucht herauszubekommen, für wen dieser Doon arbeitet. Der Mann hat Verbindungen, aber

sie sind alle legitim. Ich kann seine Geldquelle nicht feststellen, klar? Wie kann ich also die Leute, die ihn bezahlen zum Verkauf veranlassen, wenn ich nicht weiß, wer ihn bezahlt?«

»Kann ihm nicht ein Unfall zustoßen?«

Grey schwieg eine Weile. »Wir sind am Telefon, Mr. Nuber, und es ist illegal, am Telefon kriminelle Handlungen vorzuschlagen.«

»Tut mir leid.«

»Außerdem ist es sehr dumm. Soll ich meine Lizenz verlieren?«

»Sie hören ja nicht jedes Gespräch ab.«

»Schon richtig. Beten Sie nur. Aber kriminelle Dinge kommen nicht in Frage. Und nun setzen Sie sich hin und schauen sich das Hologramm an.«

Herman unterbrach die Verbindung und setzte sich an den Computer-Terminal. Italien hatte gerade einen völlig sinnlosen Krieg in Guayana begonnen. Guayana! Als ob irgend etwas, was dort geschah, auch nur die geringste Bedeutung hätte. Und es handelte sich um einen so brutalen Akt der Aggression, daß sich schon Allianzen gegen Italien formierten. Einfach dumm!

Er mußte etwas unternehmen, um nicht ständig an die Verzögerung zu denken. Er gab ein privates Spiel ein, bot es jedermann bei normalen Einsätzen an, und bald lief ein schönes Fünfmannspiel Aquitanien. Er gewann es in sieben Stunden. Traurig. Die großen Spieler nahmen eben alle an den Spielen teil, die übertragen wurden. Warum kommt Grey nur nicht?

»Ich bin ja schon hier«, meinte Grey, als er am selben

Abend in Hermans Wohnung kam. »Ich stehe für Sie in heroischem Einsatz, Herman.«

»Nur hin- und herzupendeln nützt auch nicht gerade viel.«

Grey lächelte und versuchte, Hermans seltsamem Humor Geschmack abzugewinnen. »Sehen Sie, Herman, Sie sind mein größter Kunde, Sie sind berühmt. Und Sie sind wichtig. Ich müßte doch ein Idiot sein, wenn ich mich für Sie nicht zerreißen würde. Ich habe drei Agenturen beschäftigt, die alles über diesen Doon herausfinden sollen. Und alles, was wir feststellen können, ist, daß er ganz anders ist, als wir zuerst dachten.«

»Gut. Und was denken wir jetzt?«

»Er ist reich. Reicher, als Sie es sich vorstellen können.«

»Ich kann mir sogar unbegrenzten Reichtum vorstellen. Das dürfen Sie mir glauben.«

»Er hat überall auf Capitol die besten Verbindungen. Er kennt jeden, oder wenigstens kennt er die Leute, die jeden kennen. Und all sein Geld hat er in Scheinfirmen investiert, die Scheinbanken besitzen, denen wiederum Scheinindustrien gehören, denen der halbe verdammte Planet gehört.«

»Mit anderen Worten«, sagte Herman, »er arbeitet auf eigene Rechnung.«

»Auf eigene Rechnung, aber er verkauft nicht. Er braucht kein Geld. Wenn er so viel wie Sie besitzen im Pinokel verloren hätte, wäre ihm der Mann, der es ihm abnahm noch sympathisch gewesen.«

Herman schnitt eine Fratze. »Grey, du hast wirklich

eine Art, mich alt aussehen zu lassen.«

»Ich versuche nur, Ihnen zu erzählen, mit wem Sie es zu tun haben. Denn dieser Mann ist siebenundzwanzig Jahre alt. Ich meine, er ist *jung*.«

Aber irgend etwas paßt nicht. »Ich dachte, Sie hätten mir gesagt, daß er kein Somec nimmt.«

»Das ist ja das Verrückte, Herman. Das tut er nicht. Er hat noch nie Somec genommen.«

»Wer ist er denn? Ein religiöser Fanatiker?«

»Seine einzige Religion scheint zu sein, Ihr Leben zu ruinieren, Mr. Nuber, wenn ich es so sagen darf. Er will nicht verkaufen. Und er sagt nicht warum. Und solange er kein Somec nimmt, muß er auch nicht verkaufen. So einfach sind die Dinge.«

»Ich wüßte nicht, was ich ihm je getan hätte. Warum sollte er mir das antun wollen?«

»Er sagt, er hoffe, daß Sie es nicht persönlich nehmen.«

Herman schüttelte den Kopf. Er war wütend und sah doch keinen ausreichenden Grund für seine Wut – mindestens wußte er sie nicht in Worte zu fassen. Der Mann mußte doch erreichbar sein.

»Wissen Sie noch, was ich am Telefon sagte?«

»Wenn ihm irgend etwas passierte, wären Sie der Hauptverdächtige, Herman«, warnte ihn Grey. »Und es würde auch kein bißchen helfen. Für die Dauer der Ermittlungen, würde das Spiel unterbrochen werden. Außerdem befaße ich mich nicht mit solchen Sachen.«

»Jeder befaßt sich mit solchen Sachen«, sagte Herman. »Jagen Sie ihm wenigstens Angst ein. Lassen Sie ihn doch mal ein bißchen verprügeln.«

Grey zuckte die Achseln. »Ich werde es versuchen.« Er stand auf, um zu gehen. »Herman, ich schlage vor, daß Sie sich eine Zeitlang wieder Ihren Geschäften widmen. Machen Sie noch ein wenig Geld, damit Sie mal wieder so richtig das Gefühl dafür bekommen. Versuchen Sie, das Spiel erst einmal zu vergessen. Wenn Sie diesmal nicht Italien spielen, können Sie es nach dem nächsten Erwachen spielen.«

Herman antwortete nicht, und Grey öffnete sich selbst die Tür. Um drei Uhr morgens schlief Herman erschöpft ein.

Um etwa vier Uhr dreißig weckten ihn die Alarmklingeln, die in seiner Wohnung plötzlich losschrillten. Schlaftrunken erhob er sich aus dem Bett und taumelte zur Schlafzimmertür. Der Alarm war nur pro forma. Bei niemandem seiner Schicht wurde je eingebrochen, jedenfalls nicht, wenn die Einwohner zu Hause waren. Seine Sorgen wegen eines Diebstahlversuchs waren jedoch bald zerstreut. Die drei Männer, die hereinkamen, trugen kleine, schmale Ledertaschen, die etwas Hartes enthielten. Wie hart wollte Herman gar nicht so genau wissen.

»Wer sind Sie?«

Sie sagten nichts, sie bewegten sich nur schweigend auf ihn zu. Sie gingen langsam. Er sah ein, daß er abgeschnitten war, sowohl von der Vordertür als auch vom Notausgang. Er zog sich ins Schlafzimmer zurück.

Einer der Männer streckte die Hand aus, und Herman fand sich gegen den Türpfosten gedrückt.

»Sie tun mir weh«, sagte er.

Der erste der Männer, größer als die anderen, tippte

Herman mit einem Knüppel auf die Schulter. Nun wußte Herman, wie hart er war. Der Mann tippte immer weiter, und das Tippen wurde härter und härter, aber der Rhythmus blieb gleich. Herman stand wie angewurzelt. Auch als der Schmerz stärker wurde konnte er sich nicht bewegen. Und dann verlagerte der Mann plötzlich sein Gewicht, holte mit dem Knüppel aus und ließ ihn auf Hermans Rippen niedersausen, der ächzend die Luft ausstieß. Wie mit Riesen Händen packte der Schmerz sein Inneres und schien es auseinanderzureißen.

Die Qual war unerträglich. Es war erst der Anfang.

*

»Keine Ärzte, kein Krankenhaus, nichts. Nein«, sagte Herman und versuchte, aus seinem lädierten Brustkasten eine kräftige Stimme herauszuholen.

»Herman«, sagte Grey, »Ihre Rippen könnten gebrochen sein.«

»Sind Sie nicht.«

»Sie sind kein Arzt.«

»Ich habe die beste medizinische Ausrüstung in der ganzen Stadt, und die verriet mir, daß nichts gebrochen ist. Wer immer diese Schweine von gestern abend waren, sie verstehen ihr Handwerk.«

Grey seufzte. »Ich weiß, wer die Kerle waren, Herman.«

Herman sah Grey überrascht an und erhob sich fast vom Bett, aber der Schmerz hielt ihn so abrupt zurück, als sei er angeschnallt.

»Es waren die Männer, die ich geheuert hatte, Abner Doon fertigzumachen.«

Herman stöhnte. »Nein, Grey, das kann doch nicht sein. Wie kann er ihnen das ausgeredet haben?«

»Sie hatten einen knallharten Vertrag. Sie haben schon früher für mich gearbeitet. Ich habe keine Ahnung, wie es Doon schaffte, sie umzudrehen.« Grey sah besorgt aus. »Er hat Macht, wo ich es nicht erwartete. Man hat ihnen schon früher Geld angeboten – viel Geld –, aber sie haben sich immer an ihre Verträge gehalten. Außer als sie Doon eine Lektion erteilen sollten.«

»Ich frage mich«, sagte Herman, »ob er etwas gelernt hat.«

»Ich frage mich«, fügte Grey ein wenig treffender hinzu, »ob *Sie* etwas gelernt haben.«

Herman schloß die Augen und hoffte, daß Grey tot umfallen würde.

»Vergessen Sie das Spiel. Kaufen Sie Italien das nächste Mal. Irgendwann steht auch Doon unter Somec.«

Hermann ließ die Augen geschlossen, und Grey verschwand.

*

Die Tage vergingen, und bald konnte Herman wieder in den Raum humpeln, in dem der Computerschirm die Wand beherrschte, wo das Hologramm von Europa 1914d langsam rotierte.

Was immer Doons Motiv sein mochte, Herman sah zahllose Beweise für Doons Unfähigkeit, bei den Interna-

tionalen Spielen mitzumachen. Er lernte nicht einmal aus seinen eigenen Fehlern.

Der gewaltsamen Besetzung Guayanas folgte ein sinnloser Angriff auf Afghanistan, das bereits ein Satellitenstaat war, worauf einige andere Satellitenstaaten sich zu einer feindlichen Allianz zusammenschlossen. Aber Hermans Wut war am Ende verrauchet, und er beobachtete nur mürrisch, wie sich Italiens Lage weiter verschlechterte.

Italiens Feinde hatten keine besonderen Einfälle. Man hätte sie schlagen können – immer noch schlagen können, wenn nur Herman ins Spiel gekommen wäre.

Herman wurde erst wieder wütend, als in England eine Revolution ausbrach.

Ganz am Anfang des Spiels hatte Herman die Regierung des Italienischen Reiches in Form einer gemäßigten Diktatur ausgeübt, unter der in vielen Dingen die örtliche Autonomie unangetastet blieb.

Es war zwar kein Unterdrückungsregime, aber eine Revolution war so gut wie ausgeschlossen.

Jeder Aufstand wurde sofort brutal niedergeschlagen, während Territorien, die nicht rebellierten, enorme Vergünstigungen erhielten. Jahre waren vergangen, seit sich Herman zuletzt um die italienische Innenpolitik hatte Sorgen machen müssen.

Aber als die englische Revolution ausbrach, begann Herman, Doons Aktivitäten hinsichtlich der inneren Angelegenheiten des Reiches unter die Lupe zu nehmen. Ohne zwingenden Grund hatte Doon manches verändert. Er hatte Steuern erhoben, den Unterschied zwischen arm und reich stärker hervortreten lassen, er hatte die Mächti-

gen mächtiger, die Schwachen schwächer gemacht. Er hatte auch einzelne Nationalitäten unterdrückt und sie gezwungen, Italienisch zu lernen. Der Computer hatte das unvermeidbare Resultat aufgezeigt – Verdrossenheit, Aufruhr und zuletzt Revolution.

Was wollte Doon? Er sah doch selbst das Ergebnis seiner Aktionen. Er mußte sich doch sagen, daß er alles – wenigstens vieles – falsch machte. Ganz sicher mußte er erkennen, daß dieses Spiel für ihn eine Nummer zu groß war. Ganz sicher –

»Grey«, sagte Herman am Telefon, »dieser Doon. Ist er denn dumm?«

»Wenn, dann ist das das bestgehütete Geheimnis auf Capitol.«

»Sein Spiel ist so dumm, daß man es nicht glauben kann. Völlig irrsinnig. Er macht alles falsch. Wo er etwas richtig hätte machen können, hat er das Gegenteil getan. Trauen Sie ihm so etwas zu?«

»Doon hat aus dem Nichts ein Finanzimperium aufgebaut, wie es seinesgleichen auf Capitol nicht gibt, und er hat es in den elf Jahren geschafft, die seit seiner Volljährigkeit verstrichen sind«, antwortete Grey. »Nein, ein so dummes Spiel traue ich ihm nicht zu.«

»Das heißt, daß er entweder nicht selbst spielt –«

»Nein, er spielt selbst. Das schreibt das Gesetz vor, und der Computer beweist, daß er dem Geschehen folgt –
«

»Oder absichtlich so spielt, daß er verlieren muß.«

Grey zuckte die Achseln, daß man es fast hören konnte. »Warum sollte jemand das tun?«

»Ich will ihn kennenlernen.«

»Er wird nicht kommen.«

»Auf neutralem Boden, den weder er noch ich kontrollieren.«

»Herman, Sie kennen den Mann nicht. Wenn Sie den Boden nicht kontrollieren, tut er das – oder wird es zum Zeitpunkt tun, da die Begegnung stattfindet. Es gibt keinen neutralen Boden.«

»Ich will ihn kennenlernen, Grey. Ich will herausbekommen, was, zum Teufel, er mit meinem Reich vorhat.«

Und Herman ging wieder an den Computer, um zu erleben, wie die Revolution in England brutal erstickt wurde. Brutal, aber nicht ganz. Der Computer zeigte bewaffnete Banden, die immer noch Schottland und Wales unsicher machten, und auch in London, Manchester und Liverpool war noch die Stadtguerilla aktiv. Auch Doon war diese Information zugänglich. Aber er zog es vor, sie zu ignorieren. Und er ignorierte auch die revolutionäre Bewegung in Deutschland, die an Stärke zunahm.

Er ignorierte die Plünderer und Banditen, die die mesopotamischen Bauern drangsalierten, und die chinesischen Einfälle in Sibirien.

Er verhielt sich wie ein Esel.

Und das Gefüge eines gut organisierten Reiches begann zu wanken. Das sanfte Surren des Telefons drang aus dem elastischen, in sein Kissen eingnähten Sprecher, und Herman wurde wach. Ohne die Augen zu öffnen sprach er ins Kissen: »Ich schlafe. Fahren Sie zur Hölle.«

»Hier ist Grey.«

»Sie sind gefeuert, Grey.«

»Doon sagt, daß er sich mit Ihnen treffen will.«

»Sagen Sie meinem Sekretär, er soll ein solches Treffen arrangieren.«

»Geht nicht. Er sagt, daß er Sie nur sehen will, wenn Sie innerhalb von dreißig Minuten an der U-Bahn-Station C24b sein können.«

»Das ist ja nicht mal in meinem Sektor«, beschwerte sich Herman.

»Er will es Ihnen wohl nicht gerade leichtmachen.«

Ächzend stand Herman aus dem Bett auf, zog einen alles andere als eleganten Anzug an und stapfte schwerfällig aus der Wohnung in die Korridore hinaus. Um diese frühe Stunde fuhren die U-Bahnen mit halber Frequenz, und Herman stolperte in einen Zug, der in Richtung Haltestelle C24b fuhr. Dort war sogar noch weniger Betrieb als in Hermans eigener Gegend, und auf dem Bahnsteig wartete ein nicht sonderlich angenehm wirkender junger Mann, der nur wenig größer als Herman war. Er war allein.

»Doon?« fragte Herman.

»Großvater«, antwortete der junge Mann. Herman sah ihn verblüfft an. Großvater?

»Abner Doon, Hengstfohlen aus Stute Sylvair, Tochter von Herman Nuber und Birniss Humbol. Ein hervorragender Stammbaum, finden Sie nicht auch?«

Herman war entsetzt. Nach all den einsamen Jahren mußte er feststellen, daß sein junger Peiniger ein Verwandter war –

»Verdammt, Junge, ich habe keine Familie. Was soll

das bedeuten? Rache für die Scheidung, die vor hundert Jahren erfolgte? Ich habe deine Großmutter großzügig abgefunden. *Wenn* du überhaupt die Wahrheit sagst.«

Abner Doon lächelte nur. »In Wirklichkeit, Großvater, interessieren mich deine Beziehungen oder Nichtbeziehungen zu meiner Großmutter einen Dreck. Ich mag sie sowieso nicht, und wir haben jahrelang nicht miteinander gesprochen. Sie sagt, ich bin zu sehr nach dir geraten. Und heute besucht sie mich nicht einmal mehr, wenn sie vom Somec aufwacht. Ich selbst besuche sie nur, um sie zu ärgern.«

»Das scheint deine Spezialität zu sein.«

»Du findest einen verloren geglaubten Enkel wieder, und schon versuchst du, Uneinigkeit in die Familie zu tragen. Welch häßliche Art, Familienkrisen zu bewältigen.«

Und Doon wandte sich ab und ging davon. Da sie das Spiel noch nicht diskutiert hatten, blieb Herman nichts übrig, als ihm zu folgen. »Hör zu, Junge«, sagte Herman, während er verbissen den schnellen Schritten des Jüngeren hinterherlief, »ich weiß nicht, welche Zwecke du in meinem Spiel verfolgst, aber du brauchst bestimmt kein Geld. Und bestimmt wirst du, so, wie du spielst, keine Wetten gewinnen.«

Doon lächelte über die Schulter zurück und eilte weiter durch die Korridore. »Kommt es nicht darauf an, auf was ich wette?«

»Du meinst, du wettest darauf, daß du verlierst? So, wie du spielst, wirst du niemanden finden, der gegen dich setzt.«

»Nein, Großvater. Meine Wetten wurden schon vor Monaten abgeschlossen. Ich habe darauf gewettet, daß innerhalb von zwei Monaten nach deinem Erwachen Italien vernichtet und völlig aus Europa 1914d verschwunden sein wird.«

»Völlig vernichtet!« Herman lachte. »Keine Chance, mein Junge. Ich habe es viel zu solide aufgebaut, selbst für einen vertrottelten Spieler wie dich.«

Doon berührte eine Tür, und sie glitt auf.

»Tritt ein, Großvater.«

»Keine Chance, Doon. Für was für einen Narren hältst du mich eigentlich?«

»Für einen recht kleinen«, sagte Doon, und Herman folgte dem Blick des Jüngeren, der sich auf zwei Männer richtete, die hinter ihm standen.

»Wo sind die denn hergekommen?« fragte Herman dümmlich.

»Es sind meine Freunde. Sie sind zu unserer Party eingeladen. Ich umgebe mich gern mit Freunden.«

Herman folgte ihm in die Wohnung.

Sie war schmucklos eingerichtet, zweckdienlich, in ihrer Einfachheit fast Mittelklasse. Aber die Wände waren mit richtigem Holz getäfelt – das erkannte Herman auf den ersten Blick –, und der Computer, der das kleine Vorderzimmer beherrschte, war das teuerste und technisch ausgereifteste Modell, das der Markt anbot.

»Großvater«, sagte Doon, »im Gegensatz zu dem, was du denkst, habe ich dich heute hierher mitgenommen weil, obwohl du ein bemerkenswert schlechter Vater und Großvater warst, ich dennoch ein wenig den Wunsch

verspüre, daß du mich nicht hassen mögest.«

»Du verlierst«, sagte Herman. Die beiden Gangster grinsten ihn blöd an.

»Du hast in letzter Zeit zuwenig Kontakt mit der Wirklichkeit gehabt«, war Doons Kommentar.

»Mehr als mir lieb war.«

»Statt dessen hast du dein Leben und dein Vermögen daran gewendet, ein Reich auf einer Schattenwelt zu errichten, die nur im Computer existiert.«

»Mein Gott, Junge, du redest wie ein Priester.«

»Mutter wollte, daß ich Geistlicher werden sollte«, sagte Doon. »Sie hat so rührend immer nach ihrem Vater gesucht – nach dir, wenn du dich erinnerst –, diesmal nach einem Vater, dem es nicht einfallen würde, sie zu verlassen. Traurig zu sagen, Großvater, aber sie hat in Gott einen Ersatzvater gefunden.«

»Dabei habe ich immer gedacht, ich hätte meinem Kind ein wenig gesunden Menschenverstand vererbt«, sagte Herman angewidert.

»Du hast mehr vererbt, als du denkst.«

Die Welt Europas 1914d erschien als Hologramm. Das Rosa Italiens beherrschte das ganze Bild.

»Wunderschön«, sagte Doon, und Herman war ganz überrascht über die aufrichtige Bewunderung, die er aus der Stimme des anderen heraushörte.

»Schön, daß du das erkennst«, erwiderte Herman.

»Keiner außer dir hätte das fertiggebracht.«

»Ich weiß.«

»Wie lange würde man brauchen, es zu vernichten? Was meinst du?«

Herman lachte. »Hast du denn keine Ahnung von Geschichte, Junge? Roms Niedergang begann am Ende der Republik, und es dauerte fünfzehnhundert Jahre bis zum endgültigen Zusammenbruch. Englands Stern begann vom siebzehnten Jahrhundert an zu sinken, aber niemand merkte es, weil sich sein Kolonialreich immer noch ständig vergrößerte. Dann blieb es noch weitere vierhundert Jahre unabhängig. Reiche gehen nicht sehr leicht unter, mein Junge.«

»Was hältst du von einem Reich, das in einer Woche untergeht?«

»Dann war es kein gut organisiertes Reich.«

»Und was ist mit deinem, Großvater?«

»Hör doch auf, mich so zu nennen.«

»Wie gut hast du es organisiert?«

Herman blickte Doon wütend an. »Keinem gelang es je besser.«

»Napoleon?«

»Sein Reich starb mit ihm.«

»Und wird deines dich überleben?«

»Selbst ein total Unfähiger könnte es intakt halten.«

Doon lachte. »Hier ist nicht die Rede von einem total Unfähigen, Großvater. Wir reden über deinen eigenen Enkel, der alles hat, was du je hattest, nur mehr davon.«

Herman stand auf. »Diese Unterhaltung ist sinnlos. Ich habe keine Familie. Ich verlor das Sorgerecht für meine Tochter, weil ich sie nicht wollte. Ich kenne ihre Brut nicht, und ganz gewiß will ich mit ihr nichts zu tun haben. In wenigen Monaten werde ich wieder Somec nehmen, und wenn ich aufwache, nehme ich Italien, ganz

gleich welchen Schaden du dem Land zugefügt hast. Dann baue ich es wieder auf.«

Doon lachte. »Aber Herman. Wenn ein Land einmal aufgehört hat zu existieren, kann es nicht wieder ins Spiel kommen. Wenn ich mit Italien fertig bin, ist es ein Standard-Computerland, und du bist dann nicht in der Lage, es zu kaufen.«

»Hör zu, Junge«, sagte Herman kalt, »willst du mich gegen meinen Willen hier zurückhalten?«

»Du hast doch um dieses Treffen gebeten.«

»Das bedaure ich.«

»Sieben Tage, Großvater, und Italien existiert nicht mehr.«

»Unvorstellbar.«

»Ich will es eigentlich in vier Tagen schaffen, aber es könnte ja etwas schiefgehen.«

»Von allen Verbrechern sind diejenigen die schlimmsten, die in Schönheit nur eine Gelegenheit zur Zerstörung sehen.«

»Leb wohl, Großvater.«

Aber an der Tür wandte sich Herman noch einmal an Doon und sagte fast flehentlich: »Warum tust du das? Warum hörst du nicht auf?«

»Schönheit liegt immer im Auge des Betrachters.«

»Kannst du nicht bis zum nächsten Mal warten? Kannst du Italien für diese Wachperiode nicht mir überlassen?«

Doon lächelte nur. »Großvater, ich weiß, wie du spielst. Wenn du in dieser Wachperiode Italien hättest, würdest du die ganze Welt erobern. Und dann wäre das

Spiel zu Ende.«

»Natürlich.«

»Deshalb muß ich Italien jetzt vernichten – solange ich es noch kann.«

»Warum Italien? Warum ruinierst du nicht das Reich eines anderen?«

»Weil kein Reiz darin liegt, die Schwachen zu vernichten, Großvater.«

Herman ging, und die Tür glitt hinter ihm ins Schloß. Er ging zur U-Bahn zurück, mit der er bis zu seiner Haltestelle fuhr. Zu Hause herrschte auf dem Hologramm des Globus noch immer Rosa vor. Herman blieb stehen und sah es sich an, und vor seinen Augen änderte sich in einem großen Teil Sibiriens die Farbe. Er war über Doons Unfähigkeit nicht mehr wütend. Der Junge kompensierte offenbar seine elende religiöse Jugend, für die er seinen Großvater verantwortlich machte. Aber bei allem Talent, das der Junge haben mochte, würde es ihm nicht gelingen, Italien zu zerstückeln. Dazu war der Computer zu streng realistisch. Sobald die vom Computer simulierte Bevölkerung Italiens merkte, was Doon als Diktator im Schilde führte, würden die unveränderlichen Gesetze der Wechselwirkung zwischen Regierung und Regierten ihn aus dem Amt zwingen. Er wäre gezwungen zu verkaufen, und Herman konnte kaufen. Und den Schaden reparieren.

England rebellierte wieder, und Herman ging ins Bett.

Aber keuchend wachte er auf und erinnerte sich daran, daß er im Traum geweint hatte. Warum? Aber während er darüber nachdachte, entglitt ihm der Traum, und er

wußte nur noch, daß es etwas mit seiner früheren Frau zu tun gehabt hatte.

Er ging an den Computer und schaltete das Spiel ab. Birniss Humbol. Der Computer brachte ihr Bild auf den Schirm, und Herman schaute zu, wie sich ihr Gesichtsausdruck veränderte. Sie war damals schön, und der Computer weckte Erinnerungen.

Er hatte auf seltsam keusche Weise um sie geworben – vielleicht lag Birniss damals schon die Religion im Blut, um dann in ihrer Tochter so recht zum Ausbruch zu kommen. In der Hochzeitsnacht hatten sie den ersten Verkehr gehabt, und Herman mußte lachen, wenn er daran dachte, wie es gewesen war – Birniss hatte, bei all ihrer Weltklugheit, dem Gatten doch eigenartig ängstlich ihre Unschuld gebeichtet. Und Herman hatte sie zärtlich und behutsam in die Mysterien eingeweiht. Und am Ende hatte sie ihn gefragt: »Ist das alles?«

»Später wird es noch schöner«, hatte er nicht wenig gekränkt geantwortet.

»Es war nicht halb so schlimm, wie ich dachte«, antwortete sie. »Tu's noch mal.«

Sie hatten alles gemeinsam gemacht. Das heißt, alles außer dem Spiel. Italien durchlief damals eine kritische Phase. Er ging immer später ins Bett, redete immer weniger mit ihr, und selbst dann redete er von nichts anderem als von seiner kleinen, aber schönen Welt.

Ein anderer Mann war nicht im Spiel, als sie sich von ihm scheiden ließ, und um eine neugierige Laune zu befriedigen, gab er ihren Namen in die Bank für Bevölkerungsstatistik ein. Er war nicht überrascht, als der Com-

puter meldete, daß sie nicht wieder geheiratet hatte, obwohl sie nicht mehr seinen Namen trug.

War irgend etwas Bestimmtes in ihrer Ehe der Grund dafür gewesen, daß sie nicht wieder heiraten wollte? Oder hatte sie ganz einfach nur zu einem Mann Vertrauen gehabt, um dann festzustellen, daß die Ehe nicht das war, was ihr vorschwebte – oder insbesondere auch Sex nicht? Mit ihrem Kummer hatte sie ihre Tochter vergiftet, mit ihrem Kummer hatte sie auch Doon vergiftet. Der arme Junge, dachte Herman. Die Sünden der Väter. Aber, so sehr man die Scheidung bedauern mochte, sie war unvermeidbar gewesen. Um die Ehe zu retten, hätte Herman das Spiel aufgeben müssen. Und niemals in der Geschichte, wirklich oder simuliert, hatte es etwas von solcher Schönheit gegeben wie sein Italien. Darüber waren Dissertationen geschrieben worden, und er wußte, daß die Studenten der alternativen Geschichte ihn als das größte Genie feierten, das je gespielt hatte. »Männer wie Napoleon, Cäsar oder Augustus ebenbürtig.« An diese Aussage erinnerte er sich. Er erinnerte sich ebenfalls an die Erklärung eines Professors, der so lange um ein Interview gebeten hatte, bis Hermans Eitelkeit weiteren Widerstand nicht mehr zuließ: »Herman Nuber, nicht einmal Amerika, nicht einmal England und nicht einmal Byzanz lassen sich an Stabilität, an Glanz und an Macht mit Ihrem Italien vergleichen.« Hohes Lob von einem Mann, der Spezialist für wirkliche europäische Geschichte war, mit dem ganzen Chauvinismus des Historikers hinsichtlich der Ära, mit der er sich befaßte.

Doon. Abner Doon. Und als sich erwiesen hatte, daß

der Junge als Reichsgründer seinem begabten Großvater nicht ebenbürtig war, was sollte dann aus ihm werden?

Als Herman im Halbschlaf vor dem Computer saß, träumte er von irgendeiner Versöhnung. Er träumte davon, daß Abner Doon ihn umarmte und sagte: Großvater, du hast das Reich zu fest gegründet. Es wird für alle Zeiten Bestand haben. Verzeih mir meine Vermessenheit.

Als Herman erwachte, erkannte er: Selbst in meinen Träumen verlange ich, daß sich jeder mir unterwirft. Der Schirm zeigte noch immer das Bild seiner geschiedenen Frau. Er löschte es und wandte sich wieder Italien zu.

Von einem Ende zum anderen wurde das ganze Reich von Revolutionen erschüttert. Sogar auf der italischen Halbinsel selbst. Herman starrte ungläubig. Erst eine Nacht war vergangen, und plötzlich waren alle Revolutionen gleichzeitig ausgebrochen.

Dafür gab es in der ganzen Geschichte kein Beispiel. Wie konnte der Computer nur so verrückt gespielt haben? Es mußte sich um einen Funktionsfehler handeln. Viele Reiche hatten Rebellionen erlebt, aber nie, niemals so allgemein – niemals eine allumfassende Revolution. Selbst die Armee meuterte. Und die Feinde Italiens brachen wild über die Grenzen ein, um die Situation für sich zu nutzen.

»Grey!« brüllte Herman ins Telefon. »Grey, wissen Sie was er tut?«

»Kann ich es ändern?« fragte Grey tückisch. »Alle Spieler in meiner Belegschaft reden schon den ganzen Vormittag darüber.«

»Wie hat er es gemacht?«

»Hören Sie, Herman, Sie sind der Experte für die

Spiele. Ich spiele ja nicht einmal, stimmt's? Und ich habe zu tun. Haben Sie ihn übrigens getroffen?»

»Ja.«

»Und?»

»Er ist mein Enkel.«

»Ich war gespannt, ob er es Ihnen sagen würde.«

»Sie wußten es?»

»Natürlich«, antwortete Grey. »Und ich hatte sein psychologisches Profil. Glauben Sie, ich hätte Sie allein zu der Verabredung gehen lassen, wenn ich nicht sicher gewesen wäre, daß er Ihnen nichts antun wollte?»

»Nichts antun? Und was ist mit diesen wandelnden Dreckhaufen, von denen er mich letzte Woche zu Brei schlagen ließ?»

»Vergeltung, Herman, weiter nichts. Darin ist er gut.«

»Sie sind gefeuert!« schrie Herman und schlug auf den Knopf an der Konsole, um das Gespräch zu unterbrechen. Und Stunde um Stunde schaute er grimmig zu, wie die wenigen loyalen italienischen Armee-Einheiten versuchten, mit Meuterei, Revolution und Invasion zugleich fertig zu werden. Es war unmöglich, und am späten Nachmittag waren die einzigen rosa Gebiete auf dem Globus Gallien, Iberien, Italien selbst und ein kleines eingeschlossenes Stück Polen.

Der Computer berichtete, daß Doons Rollenperson, der Diktator Italiens, verschwunden sei und sich damit möglichen Anschlägen auf sein Leben entzogen habe. Und als Rom selbst von einer Invasionsarmee aus Nigeria und Amerika erobert wurde, wußte er, daß Niederlage und Vernichtung unvermeidlich waren. Gestern unmög-

lich, heute unvermeidlich.

Dennoch kämpfte er gegen seine Verzweiflung an und schickte eine dringende Botschaft an Grey, wobei er ganz vergaß, daß er ihn am Vormittag gefeuert hatte. Grey meldete sich so ehrerbietig wie immer.

»Bieten Sie an, Italien zu kaufen«, sagte Herman.

»Jetzt? Das Ding liegt doch in Trümmern.«

»Ich könnte es noch retten. Immer noch. Er müßte doch langsam zufrieden sein.«

»Ich will es versuchen«, sagte Grey.

Am späten Abend gab es auf der Tafel kein Rosa mehr. Die anderen Spieler und der eiserne Computer hatten dem öffentlichen Verhaltens beachtende Computer hatten dem Spiel nicht die Chance einer Wiedergeburt Italiens gelassen. Die Information erschien in den Statuslisten. »Iran: neuerdings unabhängig; Italien: abgebrochen; Japan: im Krieg mit China und Indien um die Beherrschung Sibiriens ...« Keine besondere Mitteilung. Nichts. Italien: abgebrochen.

Wütend ließ Herman alle Informationen, die der Computer gespeichert hatte, noch einmal abspielen. Wie hatte Doon das gemacht? Es war unmöglich. Herman erkannte nur langsam die endlosen Machenschaften, die Doon in Bewegung gesetzt hatte. Die Informationen aus dem Computer zeigten sie ihm auf. Doon hatte hier die Revolution eingedämmt, dort aber angeheizt, hier Widerstand hervorgerufen, dort beruhigend eingewirkt, so daß, als die volle Revolution losbrach, sie das ganze Reich erfaßte. Als Italiens Niederlage offenkundig war, gab es deshalb nicht die geringsten Bestrebungen, wenigstens einen

Rest zu erhalten. Doon hatte den Haß genauer eingeschätzt als selbst der Computer; er hatte gründlicher zerstört, als jemals ein Mann etwas hätte errichten können. Und bei aller Verbitterung wegen der Zerstörung seines Werks erkannte Herman doch etwas Majestätisches in dem, was Doon getan hatte. Aber es war eine satanische Majestät, eine königliche Macht zu vernichten.

»Ein großer Jäger vor dem Herrn«, sagte Doon. Herman fuhr herum und sah Doon in seinem Wohnzimmer stehen.

»Wie bist du denn reingekommen?« stotterte Herman.

»Ich habe Beziehungen«, sagte Doon lächelnd. »Ich wußte, daß du mich nie einlassen würdest, und ich mußte dich sehen.«

»Du hast mich gesehen«, sagte Herman und wandte sich ab.

»Es ging schneller, als ich gedacht hätte«, sagte Doon.

»Wie schön, daß dich noch etwas überraschen kann.«

Doon hätte noch mehr sagen können, aber in diesem Moment brach Hermans Selbstkontrolle zusammen. Heute war es für ihn einfach zuviel gewesen. Er weinte nicht, aber er klammerte sich so an der Konsole fest, als fürchtete er, wenn er losließe, durch die Zentrifugalkraft des Planeten Capitol in den Raum hinausgeschleudert zu werden.

Auf Doons anonymen Anruf hin erschienen Grey und zwei Ärzte, und die Ärzte lösten Hermans Finger von der Konsole und steckten ihn ins Bett. Ein Beruhigungsmittel und ein paar Anweisungen für Grey, und die Ärzte gingen wieder. Es war kein starkes Mittel – der Tag hatte

ihn einfach zu sehr mitgenommen, weiter nichts. Wenn er aufwachte, würde er sich sehr viel besser fühlen.

*

Herman fühlte sich sehr viel besser, als er aufwachte. Sein Schlaf war traumlos gewesen – die Beruhigungsmittel hatten gut gewirkt. Das künstliche Sonnenlicht strömte durch die teuren künstlichen Fenster, durch die man einen Ausblick auf die Landschaft vor Florenz hatte, obwohl sich auf der anderen Seite der Wand natürlich nichts anderes befand als eine weitere Wohnung. Herman schaute ins Licht und überlegte, ob die Illusion wohl gelungen war. Er war auf Capitol geboren und hatte keine Ahnung, ob der Sonnenschein wirklich so und nicht anders durch irgendwelche Fenster einfiel.

Im gleißenden Licht saß Abner Doon auf einem Stuhl und schlief. Sein Anblick ließ eine Flut von Gefühlen in Herman aufsteigen – aber er blieb beherrscht, und die Nachwirkung der Drogen machte ihn auf eigenartige Weise den Dingen gegenüber teilnahmslos. Er beobachtete das Gesicht seines schlafenden Enkels und war erstaunt, daß sich hinter diesen Zügen so viel Haß verbergen konnte.

Doon wachte auf. Sofort schaute er zu seinem Großvater hinüber, sah, daß auch dieser wach war und lächelte freundlich. Aber er sagte nichts. Er stand nur auf und schob seinen Stuhl näher an Hermans Bett. Herman beobachtete ihn schweigend und war gespannt, was geschehen würde. Aber die Droge wiederholte ständig »es inte-

ressiert mich nicht, was geschieht«, und es interessierte Herman auch nicht, was geschehen würde.

»Bist du jetzt zufrieden?« fragte er leise, und Doon lächelte nur noch breiter.

»Du bist noch so jung«, sagte Doon, Und dann, so schnell, daß Herman keine Zeit hatte (und die Droge hinderte ihn noch zusätzlich), ihn abzuwehren, streckte der Jüngere die Hand aus und berührte leicht Hermans Stirn. Die Hand war trocken, und sie zeichnete die schwachen Falten nach, die begonnen hatten, die Haut zu furchen. »Du bist so jung.«

Wirklich? Herman überlegte, was er selten tat, wie alt er in wirklicher Zeit war. Wann hatte er zum erstenmal Somec genommen – vor siebzig Jahren? Bei seinem Durchschnittssatz von eins aus vier bedeutete das, daß seit seinem ersten Gebrauch der Schlafdroge, die ewiges Leben verlieh, nur siebzehn Jahre subjektiver Zeit vergangen waren. Und alle diese Jahre hatte er darauf verwendet, Italien aufzubauen. Und doch.

Und doch waren diese siebzehn Jahre nicht einmal die Hälfte der Zeit, die er gelebt hatte. Subjektiv war er noch keine vierzig. Subjektiv könnte er noch einmal von vorn anfangen. Subjektiv hatte er noch mehr als genug Zeit, ein Reich zu gründen, das nicht einmal Doon zerstören konnte.

»Aber das kann ich doch nicht, oder?« fragte Herman und wußte dabei nicht, daß seine Frage eigentlich nur seine Gedanken fortsetzte.

Aber Doon verstand ihn. »Ich kenne alles, was du vom Aufbauen verstehst, Großvater«, sagte er. »Aber du wirst

nie begreifen, was ich vom Zerstören verstehe.«

Herman lächelte matt, ein anderes Lächeln stand ihm unter der Einwirkung der Droge nicht zur Verfügung. »Dieses Wissensgebiet habe ich ziemlich vernachlässigt.«

»Und doch ist es das einzige, das ewige Ergebnisse zeitigt. Bau auf, so gut du kannst, und irgendwann wird deine schöne Schöpfung, Großvater, ob mit oder ohne meine Hilfe, irgendwann wird sie untergehen. Zerstöre aber gründlich, zerstöre wirksam, und das in Trümmer Gesunkene wird nie wieder aufgebaut werden. Nie.«

Und die Droge nahm Herman die Wut und den Haß und verwandelte sie in Bedauern und leisen Kummer. Als er zwinkerte, fielen ihm Tränen aus den Wimpern.

»Italien war so schön«, sagte er.

Doon nickte nur.

Und während seine Tränen auf das Kissen flossen, jammerte Herman: »Warum hast du das getan, Junge?«

»Ich habe geübt.«

»Was geübt?«

»Die Rettung der Menschheit.«

Die Droge gestattete Herman ein leises Lächeln. »Ein ganz schöner Probelauf, mein Junge. Was kannst du nach Italien schon noch zerstören?«

Doon sagte nichts. Er trat nur ans Fenster und schaute hinaus.

»Weißt du, was draußen vor deinem Fenster geschieht?«

»Nein«, murmelte Herman.

»Bauern pressen Oliven. Und sie bringen Lebensmittel

nach Florenz. Eine hübsche Szene, Großvater. Sehr ländlich.«

»Heißt das, daß Frühling ist? Oder Herbst?«

»Wer weiß das noch?« fragte Doon. »Und wen interessiert es? Auf jeder Welt im Reich sind die Jahreszeiten das, als was wir sie bezeichnen, und auf Capitol interessieren uns die Jahreszeiten schon gar nicht. Wir beherrschen alles, nicht wahr? Das Reich ist mächtig, und selbst die Versuche des Feindes, uns anzugreifen, sind nur Belästigungen wie von Moskitos.«

Das Wort *Moskito* sagte Herman überhaupt nichts, aber er war zu müde, sich zu erkundigen.

»Großvater, das Reich ist stabil. Vielleicht nicht so perfekt wie Italien, aber stark und stabil, und, da Somec die Elite jahrhundertlang am Leben erhält, welche Macht sollte das Reich stürzen können?«

Mühsam dachte Herman nach. Er hatte sich das Reich nie als Nation vorgestellt, wie es sie in den internationalen Spielen gab. Das Reich war – war Wirklichkeit. Nichts würde dem Reich je Schaden zufügen. »Nichts kann dem Reich Schaden zufügen«, sagte Herman.

»Ich kann es«, sagte Doon.

»Du bist wahnsinnig«, antwortete Herman.

»Wahrscheinlich«, sagte Doon, und dann erlahmte die Unterhaltung, und die Droge beschloß, daß Herman schlafen sollte. Er schlief.

*

»Ich will Doon sehen«, sagte Herman zu Grey.

»Ich möchte meinen«, antwortete Grey freundlich, »daß Sie ihn im letzten Monat oft genug gesehen haben.«

»Ich will ihn sehen.«

»Herman, dies entwickelt sich zu einer fixen Idee. Die Ärzte sagen, daß ich Ihnen nichts gestatten darf, was Sie aufregen könnte. Wenn Sie sich einige Monate vernünftig verhalten, können wir Ihnen wieder Somec geben, und von mir bekommen Sie Ihre fünfzigprozentige Vollmacht zurück.«

»Es gefällt mir nicht, daß man mich als geistesgestört betrachtet.«

»Das ist nur eine technische Frage. Es erhält Sie am Leben.«

»Ich habe ja nur versucht zu warnen –«

»Hören Sie auf damit. Die Ärzte überwachen diese Unterhaltung, Herman, das Reich ist an Ihren albernen Theorien über Doon nicht interessiert –«

»Er hat es selbst gesagt!«

»Abner Doon hat Italien zerstört. Es war häßlich, es war grausam, es war sinnlos, aber es war legal. Und jetzt phantasieren Sie darüber, daß er auch noch das Reich zerstören will –«

»Das ist keine Phantasie!« brüllte Herman.

»Herman, die Ärzte sagen, daß ich es Phantasie nennen muß. Um Ihnen zu helfen, die Wirklichkeit zu erkennen.«

»Er will das Reich zerstören! Er ist dazu imstande!«

»Solche Reden sind Verrat, Herman. Wenn Sie aufhören, so zu reden, können wir Sie nach dem Gesetz für geistig gesund erklären. Aber wenn Sie im Vollbesitz

Ihrer geistigen Kräfte solche Dinge sagen, könnten Sie von den kleinen Knaben der Großen Mutter sehr schnell hingerichtet werden.«

»Grey, ob ich verrückt bin oder nicht, ich will mit Doon reden!«

»Lassen Sie das, Herman. Vergessen Sie es. Es war nur ein Spiel. Er war gekränkt und versuchte, auch Sie zu kränken. Nehmen Sie es doch nicht so tragisch.«

»Grey, sagen Sie den Ärzten, daß ich mit Doon reden will.«

Grey seufzte. »Ich werde es ihnen sagen, aber unter einer Bedingung.«

»Und die wäre?«

»Daß, wenn Sie Doon getroffen haben, Sie nie wieder um eine weitere Begegnung bitten.«

»Das verspreche ich. Ich will ihn nur einmal treffen.«

»Dann will ich sehen, was ich tun kann.«

Grey schaltete das Telefon ab, und auch Herman trennte die Verbindung. Über das Telefon konnte er sich nur mit Greys Büro in Verbindung setzen. Andere Anrufe konnte er nicht tätigen. Er konnte die Tür nicht öffnen, und an seinem Computer konnte er auch nicht mehr die Spielübertragung verfolgen.

Es dauerte nur eine Stunde bis Grey wieder am Apparat war.

»Nun?« fragte Herman erwartungsvoll.

»Sie haben ja gesagt.«

»Dann verbinden Sie mich«, verlangte Herman.

»Ich habe es schon versucht. Es ist unmöglich.«

»Wieso ist es unmöglich? Er wird mit mir sprechen!

Das weiß ich genau!«

»Er steht unter Somec, Herman. Er nahm es ein paar Tage nach der Zerstörung – nach dem Spiel. Er wird erst in drei Jahren aufwachen.«

Und wimmernd trennte Herman die Verbindung wieder.

*

Die Therapie dauerte fünf Jahre – fünf Jahre ohne Somec –, bis Herman endlich zugab, daß seine Angst vor Doon unnormale war, und daß Doon in Wirklichkeit niemals angedeutet hatte, er beabsichtige, das Reich zu zerstören. Natürlich hatte Herman das von Anfang an gesagt, sobald er merkte, daß die Ärzte das hören wollten. Aber die Maschinen erzwangen die Wahrheit, und erst als die Maschinen den Ärzten bestätigten, daß Herman nicht log, wenn er solche Dinge sagte, erklärten sie ihn für geheilt, und Greys Leute (Grey stand zu der Zeit unter Somec) statteten Herman mit fünfzig Prozent seiner Vollmacht aus. Herman überschrieb sie sofort wieder, um die Jahre des Somec-Schlafs nachzuholen, die man ihm vorenthalten hatte, während die Ärzte ihn von seinen lächerlichen Wahnvorstellungen kurierten.

Während fast eines ganzen Jahrhunderts fielen Doons und Hermans Wachperioden auf verschiedene Termine. Zuerst hatte Herman gar nicht versucht, sich mit Doon in Verbindung zu setzen – die Kur hatte, zumindest zeitweise, jede Neugier hinsichtlich seines Enkels erstickt. Dann hatte er gelernt, ohne Furcht und Haß auf jene seltsame

Periode zurückzublicken, die sein Leben so einschneidend verändert hatte: und er studierte die Aufzeichnungen über das berühmte Spiel. Viele Bücher waren darüber geschrieben worden – *Der Aufstieg und Niedergang Italiens unter und nach Nuber* umfaßte mehr als zweitausend Sichtschiirmablesungen. Und während er gelassen das Gebäude studierte, das er errichtet hatte, und die Gründe für seinen Zusammenbruch zu erkennen suchte, wuchs in ihm das Verlangen, seinen Widersacher und Enkel zu sehen. Nicht *wiederzusehen*, denn die Ärzte hatten Herman völlig davon überzeugt, daß er Doon nach dem Kampf überhaupt nicht mehr getroffen hatte.

Aber als Herman am Schlafraum den Zeitplan für Doons Erwachen einsehen wollte, wurde ihm bedeutet, daß Doons Erwachen unter Staatssicherheit fiele. Das konnte nur eins bedeuten – Doon schlief länger als das absolute Maximum von zehn Jahren, und seine Wachperiode war kürzer als das absolute Minimum von zwei Monaten. Es bedeutete, daß er zu einer mächtigen Gruppe gehörte, die selbst den meisten Regierungsbeamten verschlossen blieb. Und es verstärkte Hermans Wunsch, ihn zu sehen.

Erst als Herman das subjektive Alter von siebzig Jahren erreicht hatte, war ihm endlich Erfolg beschieden. Jahrhunderte Reichsgeschichte waren vorübergezogen, und Herman hatte sie aufmerksam verfolgt. Er las alles über Geschichte, was er in seinen Computer bekam – die des Reiches und andere. Er wußte nicht genau, was er suchte; aber er war sicher, daß er es noch nicht gefunden hatte. Und eines Tages, als er sich beim Schlafraum er-

kündigte, erfuhr er, daß Abner Doon wach war. Sie wollten ihm nicht sagen, wie lange Doon schon wach war, oder wann er wieder schlafen würde, aber die Auskunft genügte ihm schon. Herman übermittelte Doon eine Botschaft, und, zu seiner Überraschung, ließ dieser ihm ausrichten, daß er zu einem Treffen bereit sei. Er wollte ihn sogar persönlich aufsuchen.

Herman ärgerte sich stundenlang, denn er wußte nicht mehr recht, weshalb er Doon überhaupt sehen wollte. Verwandtschaftliche Gefühle existierten nicht, befand Herman. Die Familie bedeutete ihm nichts. Er war der Wunsch eines großen Spielers, den Mann zu treffen, der ihn geschlagen hatte, das war alles. Napoleons Wunsch, kurz vor seinem Tode mit Wellington zu sprechen. Hitlers verrücktes Verlangen, mit Roosevelt zu reden. Cäsars leidenschaftlicher Wunsch, sich noch im Tode, während sein Blut verströmte, mit Brutus zu unterhalten.

Was sind die Gedanken des Mannes, der einen vernichtet hat? war die Frage, die seit Jahren an Herman genagt hatte, und er war gespannt, ob er jetzt die Antwort darauf finden würde. Dies war nämlich seine einzige Chance. Hermans fünf Jahre währende Therapie war ihn teuer zu stehen gekommen, und er sah – wie wenige andere – seine Sterblichkeit schon hinter der nächsten Ecke lauern. Somec schob den Tod nur auf, es schaffte ihn nicht ab.

»Großvater«, sagte eine leise Stimme, und Herman wachte plötzlich auf. Wann war er eingeschlafen? Egal. Vor ihm stand der kleine, mittlerweile recht behäbige Mann, den er als seinen Enkel erkannte. Trotzdem war er

schockiert, als er sah, wie jung Doon immer noch aussah. Er sah kaum älter aus als vor vielen Jahren, als zu der Zeit, da sie so schrecklich aneinandergeraten waren.

»Mein legendärer Gegner«, sagte Herman, und streckte die Hand aus.

Doon ergriff die angebotene Hand, aber anstatt sie zu drücken, spreizte er die Finger des alten Mannes über seine eigene Hand. »Selbst Somec fordert seinen Tribut, nicht wahr?« fragte er, und in seinen traurigen Augen erkannte Herman, daß nicht nur er allein den Tod begriff, den Somec nicht abwenden konnte, wenn es auch ewiges Leben versprach.

»Warum wolltest du mit mir sprechen?«

Und schwer und langsam und unerklärlich rollten die Tränen aus Hermans alternden Augen. »Ich weiß es nicht«, sagte er. »Ich wollte wohl nur wissen, wie es dir geht.«

»Mir geht es ausgezeichnet«, sagte Doon. »Mein Ministerium hat während der letzten paar Jahrhunderte Dutzende von Welten kolonisiert. Der Feind ist auf dem Rückzug – wir werden ihn an Bevölkerungszahl übertreffen, wenn er sich nicht große Mühe gibt. Das Reich ist im Wachsen begriffen.«

»Ich bin sehr froh. Froh, daß das Reich wächst. Ein Reich aufzubauen, ist eine schöne Sache.« Leise fügte er hinzu: »Ich habe selber früher einmal ein Reich aufgebaut.«

»Ich weiß«, sagte Doon. »Ich habe es zerstört.«

»Oh, ja, ja«, sagte Herman, »deshalb wollte ich mit dir sprechen.«

Doon nickte und wartete auf die Frage.

»Ich habe darüber nachgedacht, ich wollte wissen –

warum du mich ausgesucht hast. Warum du dich überhaupt dazu entschlossdest. Ich kann mich nicht mehr daran erinnern. Weißt du, mein Gedächtnis ist nicht mehr das, was es einmal war.«

Doon lächelte und hielt die Hand des alten Mannes. »Das geht uns allen so, Großvater. Ich habe dich ausgesucht, weil du der Größte warst. Du warst der höchste Berg, den ich ersteigen konnte. Deswegen habe ich dich ausgesucht.«

»Aber warum tatest du es – warum zerstörtest du alles? Warum bauest du kein eigenes Reich auf, um mir Konkurrenz zu machen?« Genau das war die Frage. Ah, ja, das ist die Frage, befand Herman. Es blieben allerdings leise Zweifel. Hatte er sich nicht schon einmal mit Doon unterhalten, und hatte Doon ihm nicht geantwortet? Nein. Nie.

Doons Blick ging ins Leere. »Weißt du die Antwort nicht?«

»Oh«, lachte Herman lachend, »du mußt wissen, daß ich einmal ganz verrückt war und glaubte, du wolltest das Reich zerstören. Man hat mich davon geheilt.«

Doon nickte und sah ganz traurig aus.

»Aber jetzt geht es mir viel besser, und ich will es wissen. Ich will es nur wissen.«

»Ich zerstörte – griff dein Reich an, Großvater, weil es zu schön war, zu Ende gebaut zu werden. Wenn du den Bau vollendet und das Spiel gewonnen hättest, wäre das Spiel aus gewesen, und was wäre dann geschehen? Man hätte sich nicht sehr lange daran erinnert. Jetzt aber – wird man sich bis in alle Ewigkeit daran erinnern.«

»Komisch, nicht wahr?« sagte Herman, und hatte den Faden verloren, bevor Doon ausgeredet hatte, »daß der größte Erbauer und der größte Zerstörer beide aus derselben – Großvater und Enkel sein sollten. Komisch, nicht wahr?«

»Es bleibt eben alles in der Familie, nicht wahr?« fragte Doon lächelnd.

»Ich bin stolz auf dich, Doon«, sagte Herman, und diesmal meinte er es auch. »Ich bin froh, daß derjenige, der stark genug war, mich zu schlagen, Blut von meinem Blut war. Fleisch von meinem –«

»Fleisch«, unterbrach ihn Doon. »Du bist also doch religiös.«

»Ich erinnere mich nicht mehr«, sagte Herman. »Irgend etwas ist mit meinem Gedächtnis nicht in Ordnung, Abner Doon, und ich weiß nicht mehr alles. War ich religiös? Oder war es jemand anders?«

In Doons Augen lag tiefer Kummer, und er streckte die Arme nach dem alten Mann aus, der auf einem weichen Stuhl saß. Doon kniete sich hin und umarmte ihn. »Es tut mir so leid«, sagte er. »Ich wußte nicht, was es dich kosten würde. Wirklich nicht.«

Herman lachte nur. »Oh, in jener Wachperiode hatte ich keine Wetten laufen. Es hat mich keinen Cent gekostet.«

Doon hielt ihn immer noch fest und sagte wieder: »Es tut mir leid, Großvater.«

»Oh, mir macht es nichts aus zu verlieren«, antwortete Herman. »Es war doch schließlich nur ein Spiel, nicht wahr?«

Life – Show

*Eifersuchtkatzen sind schwarz und weiß,
Eifersuchtkatzen sind ziemlich klein;
Eifersuchtkatzen sind fröhlich und schlau,
Und angenehm klingt ihr Miau.*

– T. S. Eliot, *Das Lied der Eifersüchtigen*

Arran lag weinend auf ihrem Bett. Das Knallen der zugeschlagenen Tür hallte noch durch ihre Wohnung. Endlich wälzte sie sich herum, schaute gegen die Decke, wischte sich behutsam mit den Fingern die Tränen ab und sagte dann: »Was, zum Teufel.«

Dramatische Pause. Und dann schließlich (endlich) ertönte laut der Summer. »Alles in Ordnung, Arran«, sprach eine Stimme aus dem versteckt angebrachten Lautsprecher, und Arran stöhnte, warf sich herum, um sich auf den Bettrand zu setzen, löste das Aufnahmegerät von ihrem nackten Bein und schleuderte es müde gegen die Wand. Es zerbrach.

»Hast du eine Ahnung, wieviel diese Geräte kosten?« fragte Triuff vorwurfsvoll.

»Ich bezahle dich, damit du es weißt«, sagte Arran und warf sich einen Morgenrock über. Triuff fand den Gürtel dazu und reichte ihn ihr. Während sie ihn durch die Schlaufen zog, freute sich Triuff. »Das war bisher das Beste. Hundert Milliarden Arran-Handully-Fans brennen darauf, ihre sieben Scheine fürs Zuschauen hinzublättern. Du hast es ihnen mal wieder gegeben.«

»Siebzehn Tage«, sagte Arran und starrte die andere an. »Siebzehn stinkige Tage. Und drei davon mit diesem Scheißkerl Courtney.«

»Man bezahlt ihn dafür, daß er den Scheißkerl mimt. Es ist nun mal seine Rolle.«

»Und in ihr ist er verdammt überzeugend. Wenn ich das nächste Mal auch nur drei Minuten mit ihm kriege, schmeiß ich dich raus.«

Barfuß und nur mit ihrem Morgenmantel bekleidet verließ Arran die Wohnung. Triuff folgte ihr, und ihre hochhackigen Schuhe klapperten in einem Rhythmus, der Arran so vorkam, als sagte er ständig: »Geld, Geld, Geld.« Wenn er nicht gerade sagte: »Bums deine Mutter, bums deine Mutter.« Sie regelte die Geschäfte hervorragend. Auf der Bank lagen schon Milliarden.

»Arran«, sagte Triuff. »Ich weiß, daß du sehr müde bist.«

»Daß ich nicht lache«, sagte Arran.

»Aber während man die Aufnahmen mit dir machte, hatte ich Zeit, ein kleines Geschäft zu tätigen –«

»Während man die Aufnahmen mit mir machte, hattest du Zeit, einen ganzen Planeten herzustellen!« knurrte Arran. »Siebzehn Tage! Ich bin Schauspielerin und kümmerge mich nicht um Geschäfte. Ich bin die höchstbezahlte Schauspielerin der Geschichte, äußertest du, glaube ich, in der letzten Presseerklärung.

Warum arbeite ich mir also siebzehn Tage lang den Hintern ab, wenn ich nur einundzwanzig wach bin? Vier lausige Tage Ruhe, und dann ein wahrer Marathon.«

»Ein kleines Geschäft«, fuhr Triuff unbeirrt fort. »Ein

kleines Geschäft, und anschließend kannst du dich zur Ruhe setzen.«

»Zur Ruhe setzen. Stell dir vor – drei Wochen wach und nur Gastauftritte in den Vorstellungen anderer Trottel. Spaß haben und dafür noch bezahlt kriegen.«

»Dann habe ich die Nächte für mich allein?«

»Wir werden die Aufnahmegeräte abschalten.«

Arran runzelte die Stirn. »Du kannst das Ding sogar abnehmen«, ergänzte Triuff.

»Und was muß ich tun, um so viel zu verdienen? Vielleicht einen Liebesakt mit einem Gorilla vorführen?«

»Das ist schon dagewesen«, sagte Triuff, »und es ist unter deiner Würde. Nein, diesmal geben wir ihnen die totale Wirklichkeit. Total.«

»Was geben wir ihnen jetzt? Soll ich etwa in eine Glastoilette scheißen?«

»Ich habe arrangiert«, sagte Triuff, »daß ein Aufnahmegerät im Schlafraum aufgestellt wird.«

Arran zog scharf die Luft ein und starrte ihre Managerin an. »Im Schlafraum! Ist denn nichts mehr heilig?« und dann lachte Arran. »Du mußt dafür ein Vermögen ausgegeben haben! Ein absolutes Vermögen!«

»Eigentlich bedurfte es nur einer kleinen Bestechung.«

»Wen hast du bestochen? Die Große Mutter?«

»Du bist nahe daran. Aber noch besser, denn die Große Mutter darf sich ohne Zustimmung des Kabinetts nicht einmal in der Nase bohren. Es handelt sich um Farl Baak.«

»Baak! Und ich dachte immer, das sei ein anständiger Kerl.«

»Es war keine richtige Bestechung. Jedenfalls geht es nicht um Geld.«

Arran schielte zu Triuff hinüber. »Triuff«, sagte sie, »du weißt, daß ich bereit bin, vierundzwanzig Stunden lang Liebesszenen vorzuführen. Aber wenn ich nicht vor der Kamera stehe, suche ich mir meine Liebhaber selbst aus.«

»Du wirst dich zur Ruhe setzen können.«

»Ich bin keine Hure!«

»Und er sagte, daß er nicht einmal mit dir schlafen will, wenn du es nicht willst. Er hat nur darum gebeten, während deiner Wachperiode vierundzwanzig Stunden lang mit dir zusammensein zu dürfen. Er will mit dir reden. Sich mit dir anfreunden.«

Arran lehnte sich gegen die Wand des Korridors. »Bedeutet das wirklich so viel Geld?«

»Du vergißt eins, Arran. Alle deine Fans lieben dich. Aber noch niemand hat getan, was du jetzt tun wirst. Es fängt eine halbe Stunde vor deinem Erwachen an und dauert bis eine halbe Stunde nach deinem Einschlafen.«

»Von vor dem Erwachen bis nach dem Somec.« Arran lächelte. »Es gibt niemanden im ganzen Reich, der das je gesehen hat. Nur die Schlafraumwärter.«

»Und wir können äußerste Realität anbieten. Keine Illusion: Sie sehen *alles*, was innerhalb von drei Wochen wacher Zeit mit Arran Handully passiert.«

Arran dachte einen Augenblick sorgfältig nach. »Es wird die Hölle sein«, sagte sie dann.

»Aber anschließend kannst du dich zur Ruhe setzen«, erinnerte Triuff sie.

»Gut«, stimmte Arran zu. »Ich werde es tun. Aber ich warne dich. Keine Courtneys. Keine Langweiler. Und keine kleinen Jungs!«

Triuff war gekränkt. »Arran – das mit dem kleinen Jungen liegt fünf Aufnahmen zurück!«

»Ich erinnere mich an jeden einzelnen Augenblick«, sagte Arran. »Er hatte keine Gebrauchsanweisung mit. Was, zum Teufel, fange ich mit einem siebenjährigen Jungen an?«

»Das war aber bis dahin dein bester Auftritt, Arran. Ich kann mir nicht helfen – aber bei dir muß ich gelegentlich mit Überraschungen aufwarten. Dann bist du nämlich am besten – wenn es gilt, mit Schwierigkeiten fertig zu werden. Darum bist du Künstlerin. Darum bist du Legende.«

»Darum bist du reich«, gab Arran zurück, und dann ging sie rasch davon, um den Schlafraum aufzusuchen. In einer halben Stunde war sie an der Reihe, und jeder wache Moment über diese Zeit hinaus bedeutete einen Moment weniger Leben.

Triuff folgte ihr so weit, wie es gestattet war, und gab ihr letzte Anweisungen darüber, wie sie sich nach dem Aufwachen verhalten sollte, was sie im Schlafraum zu erwarten hatte, daß man ihr nach dem Aufwachen weitere Instruktionen geben würde, die ihr nicht entgehen, vom Publikum bei der Vorführung der Hologramme aber nicht bemerkt werden konnten. Endlich verschwand Arran im Schlafraum, und Triuff mußte zurückbleiben.

Behutsam und ehrerbietig führten die Wärter sie zu dem eleganten Sessel, an dem der Schlafhelm angebracht

war. Arran seufzte, nahm Platz und ließ sich den Helm über den Kopf gleiten. Sie bemühte sich um fröhliche Gedanken, während ihre Gehirnmuster aufgezeichnet wurden – all ihre Erinnerungen, ihre ganze Persönlichkeit –, um ihr beim Erwachen wieder eingegeben zu werden. Als alles fertig war, ging sie schläfrig zum Tisch hinüber und ließ unterwegs ihren Morgenrock fallen. Mit einem Seufzer der Erleichterung legte sie sich hin und wunderte sich darüber, daß ein Tisch, der so hart aussah, so weich sein konnte.

Ihr fiel ein (wie schon vorher, aber das wußte sie nicht mehr), daß sie sich dieser Prozedur schon zwanzigmal unterzogen haben mußte, denn so oft hatte sie Somec genommen. Aber da Somec jede Gehirntätigkeit während des Schlafs und damit auch das Gedächtnis auslöschte, konnte sie sich nie an das erinnern, was nach der Aufzeichnung ihres Gehirninhalts mit ihr geschah. Komisch. Man könnte sie dazu veranlassen, mit allen Wärtern des Schlafraums intim zu verkehren, und sie würde es anschließend nicht mehr wissen.

Aber nein, wußte sie, als die freundlichen und äußerst höflichen Männer und Frauen den Tisch dorthin rollten, wo die Kontrollinstrumente angebracht waren, so etwas konnte nicht geschehen. Der Schlafraum war der einzige Ort, an dem wirklich keine Scherze getrieben wurden, wo nichts Überraschendes oder gar Schändliches geschehen konnte. Auf irgend etwas in der Welt mußte man sich verlassen können.

Dann mußte sie kichern. Jedenfalls bis zum nächsten Erwachen natürlich. Und dann würde der Schlafraum den

Milliarden armen Schweinen im Reich offenstehen, die nie die Chance hatten, Somec zu nehmen, und die ihre elenden hundert Jahre ohne Unterbrechung durchleben mußten, während die Schläfer durch die Jahrhunderte hüpfen wie Steine über das Wasser, dessen Oberfläche sie nur alle paar Jahre berührten.

Und dann stieß ihr der nette junge Mann mit der Kerbe im Kinn (er sah so gut aus, daß er Schauspieler hätte sein können, wie Arran feststellte) vorsichtig die Nadel in den Arm, wobei er sich für den Schmerz entschuldigte, den er ihr zufügen mußte.

»Ist schon gut«, wollte Arran gerade sagen, als ein scharfer Schmerz sie durchfuhr, der sich wie Feuer rasch über ihren ganzen Körper verbreitete; eine fürchterliche Hitzequal, die ihr aus jeder Pore den Schweiß ausbrechen ließ. Vor Schmerz und Überraschung schrie sie laut auf – was ging hier vor? Wollte man sie umbringen? Wer könnte ihren Tod wünschen?

Und dann gelangte das Somec in ihr Gehirn und löschte alles Bewußtsein und jede Erinnerung aus. Auch die Erinnerung an den Schmerz, den sie gerade empfunden hatte. Und wenn sie wieder aufwachte, würde sie von der Qual, die Somec bedeutete, nichts mehr wissen. Es würde immer wieder eine Überraschung sein.

*

Triuff stellte die siebentausendachthundert Kopien des letzten Films fertig – die meisten davon gekürzte Fassungen, die Schlafstunden und Körperfunktionen, außer Es-

sen und Sex nicht enthielten. Die wenigen übrigen waren ungekürzte Fassungen, die von den wahrhaft begeisterten Arran-Handully-Fans in kleinem Kreise siebzehn Tage lang betrachtet werden konnten. Es gab Fans (Verrückte, wie Triuff lang wußte), die sich tatsächlich private Kopien der ungekürzten Fassungen beschafften und sie sich während einer einzigen Wachperiode zweimal anschauten. Das mußten schon verdammt begeisterte Fans sein.

Sobald die Kopien der Vertriebsgesellschaft übergeben waren (und die Vorauszahlung auf den Konten der Arran Handully Corporation eingegangen war), suchte auch Triuff den Schlafraum auf. Das war der Preis, den sie für ihre Tätigkeit als Managerin zahlen mußte – sie wachte einige Wochen vor dem Star auf und nahm einige Wochen später als der Star dann wieder Somec. Triuff würde Jahrhunderte vor Arran sterben. Aber Triuff betrachtete das mit stoischer Gelassenheit. Schließlich, daran erinnerte sie sich immer wieder, hätte sie Lehrerin sein können und hätte dann nie Somec genommen.

*

Arran wachte schweißgebadet auf. Wie jeder andere Schläfer führte sie das auf die Drogen für das Aufwachen zurück und hatte keine Ahnung, daß sie sich während des ganzen Schlafes in diesem unangenehmen Zustand befand. Ihr Gedächtnis war einwandfrei, denn es war ihr vor wenigen Augenblicken in den Kopf zurückgespielt worden. Und sie bemerkte sofort, daß etwas an ihrem rechten Schenkel befestigt war – das Aufzeichnungsge-

rät. Die Aufnahmen von ihr und dem Raum liefen schon. Ganz kurz kam in ihr ein Gefühl der Abwehr hoch, und sie bedauerte ihre Entscheidung, in dem Projekt mitzuarbeiten.

Wie sollte sie nur volle drei Wochen lang ihre Rolle ertragen können?

Doch für die Schauspieler, die bei diesen Darbietungen mitwirkten, galt eine unumstößliche Regel: »Das Spiel geht weiter.« Ganz gleich, was man tut, es wird aufgezeichnet, und es gab keine Möglichkeit, ein Band zu redigieren. Wenn irgend etwas – und sei es eine Kleinigkeit – mitten aus einer Handlung herausgenommen werden mußte, konnte man das Band genausogut wegwerfen. Die treuen Fans nahmen es nicht hin, daß in einem Band übergangslos von Szene zu Szene gesprungen wurde – sie waren dann jedesmal davon überzeugt, daß man ihnen etwas Saftiges vorenthielt.

Und so versetzte sie sich, fast wie durch Reflexhandlung in die Rolle der tragisch schönen, süßen aber scharfzüngigen Arran Handully, in der alle Fans sie kannten und liebten und für deren Anblick sie bereit waren, viel Geld zu bezahlen. Sie seufzte, und schon dieser Seufzer war verführerisch. Sie erschauerte, als der kalte Luftzug über ihren schweißnassen Körper ging, und nahm das Zittern zum Anlaß, die Augen zu öffnen und scheu (verführerisch) in das gleißende Licht zu blinzeln.

Und dann stand sie langsam auf und schaute sich um. Einer der allgegenwärtigen Bediensteten stand da und reichte ihr einen Morgenrock. Sie ließ sich von ihm in das Kleidungsstück helfen und bewegte dabei ihre Schul-

tern gerade genug, daß ihr Busen sich um einiges hob (niemals wabbeln lassen, wußte sie, es gibt nichts Häßlicheres als wabbelndes Fleisch); und ging zu den Informationstafeln. Rasch überflog sie die interplanetarischen Nachrichten, um dann intensiv zu studieren, was sich während der letzten fünf Jahre auf Capitol ereignet hatte, zu erfahren, wer wem was angetan hatte. Und dann streifte sie kurz die Spielberichte. Gewöhnlich ließ sie diese einfach an sich vorüberbrausen, ohne wirklich etwas zu lesen – die Spiele langweilten sie –, aber diesmal betrachtete sie die Listen eine Weile sorgfältig, schürzte die Lippen und tat so, als sei der eine oder andere Spielausgang für sie von brennendem Interesse.

In Wirklichkeit las sie natürlich den Plan für die nächsten einundzwanzig Tage. Einige der Namen waren ihr natürlich neu – Schauspieler und Schauspielerinnen, die gerade so weit waren, daß sie es sich leisten konnten, dafür zu bezahlen, mit Arran Handully zusammen aufzutreten. Andere Namen dagegen waren ihr sehr vertraut, Darsteller, deren Auftritt von ihren Fans erwartet wurde: Doret, eine enge Freundin, mit der sie vor sieben Wachperioden ein Zimmer geteilt hatte und die immer noch gelegentlich hereinschaute, um Neuigkeiten zu erfahren; Twern, jener siebenjährige Junge, der mittlerweile fünfzehn war, einer der jüngsten Menschen, die je Somec genommen hatten; frühere Liebhaber und alte Freunde und ein paar Überbleibsel aus turbulenten Szenen auf alten Streifen. Wer von ihnen würde sie wohl angiften und wer sich versöhnlich zeigen? Nun, sagte sie sich, es wird reichlich Gelegenheit geben, das festzustellen.

Weit unten auf der Liste sprang ihr ein Name in die Augen. Hamilton Ferlock! Sie mußte lächeln – erwischte sich dabei, daß ihre Reaktion aufrichtig war, und entschied dann, daß es nichts ausmachte – die Schauspielerin Arran Handully hätte bei der Lektüre bestimmter Spielergebnisse genauso lächeln können. Hamilton Ferlock. Wahrscheinlich der einzige Schauspieler auf Capitol, der an Klasse mit ihr zu vergleichen war. Beider Karriere hatte überdies zur gleichen Zeit begonnen, und in den ersten fünf holographischen Aufzeichnungen war er ihr Liebhaber gewesen. Zu jener Zeit stand sie zwischen den Wachperioden jeweils nur einige Monate unter Somec. Und jetzt sollte er in *diesem* Streifen mitwirken!

In Gedanken umarmte sie ihre Managerin. Was Triuff getan hatte, war wirklich aufmerksam.

Und dann wurde es Zeit für sie, sich anzuziehen, den Schlafraum zu verlassen und über den Korridor in ihre Wohnung zu gehen. Als sie den Gang entlangschritt, bemerkte sie, daß die Wände neu dekoriert worden waren, um den Eindruck zu erwecken, daß auch die Halle, durch die sie ging, luxuriös ausgestattet war. Sie berührte die neue Täfelung. Plastik. Sie versagte es sich, eine Grimasse zu schneiden. Nun ja, die Zuschauer würden niemals erkennen, daß es sich nicht um richtiges Holz handelte, und Plastik hielt die Kosten niedrig.

Sie öffnete die Tür zu ihrer Wohnung, und Doret kreischte vor Entzücken und rannte herbei, um sie zu umarmen. Arran beschloß wegen irgendeiner imaginären Kränkung die Beleidigte zu spielen. Doret tat überrascht, wich einen Schritt zurück, und als vollendete Schauspie-

lerin (Arran machte es nichts aus, zuzugeben, daß auch ihre Kollegen Talent hatten) verstand sie sofort den leisen Hinweis und verwandelte ihn in eine wunderschöne Szene. Weinend gestand Doret, daß sie Arran vor einigen Wachperioden einen Liebhaber ausgespannt hatte, und Arran schien anfangs höchst erbost, dann versöhnlich. Sie beendeten die Szene, indem sie einander weinend in die Arme sanken, und dann gönnten sie sich eine winzige Pause. Verdammt, dachte Arran, das sieht Triuff wieder ähnlich. Niemand erschien, um die Szene zu unterbrechen. Nach dem bisherigen Höhepunkt mußten sie weitermachen, um nach drei Stunden einen noch eindrucksvolleren zu erreichen.

Als Doret endlich ging, war Arran völlig erschöpft. Sie hatten einen Ringkampf veranstaltet, bei dem sie sich gegenseitig die Kleider in Fetzen gerissen hatten, und zuletzt war Doret mit einem Messer auf Arran losgegangen. Erst als diese ihr die Waffe entwunden hatte, rannte Doret aus der Wohnung, und Arran konnte sich ein wenig ausruhen.

Einundzwanzig Tage ohne Unterbrechung rief Arran sich ins Gedächtnis zurück. Und schon am ersten Tag läßt Triuff mich bis zur Erschöpfung arbeiten. Ich werde das Miststück feuern, gelobte sie.

Es war der zwanzigste Tag, und Arran war die ganze Sache leid. Fünf Partys, ein paar Orgien, und jeden Tag mit einem anderen schlafen müssen fällt einem ziemlich schnell auf die Nerven, zumal sie bei einigen Gelegenheiten die ganze Skala der Emotionen durchgespielt hatte. Wenn sie weinte, versuchte sie, es jedesmal ein wenig

anders aussehen zu lassen – wenn sie mit ihren Liebhabern sprach, improvisierte sie ständig, hob die Stimme bei Streitereien und erfand immer neue Beleidigungen, wenn ein Besucher so tat, als sei er wer.

Diesmal hatten glücklicherweise die meisten ihrer Gäste einiges Talent, so daß sie nicht die ganze Last allein zu tragen hatte. Dennoch war es aufreibend.

Der Summer ertönte, und Arran mußte aufstehen, um die Tür zu öffnen.

Vor ihr stand, ein wenig unsicher, Hamilton Ferlock. Fünf Jahrhunderte lang ist er Schauspieler, dachte Arran bei sich, und immer noch hat er nichts von seiner jugendhaften Art verloren. Sie rief seinen Namen (verführerisch, wie es die Rolle vorschrieb) und schlang ihm die Arme um den Hals.

»Ham«, sagte sie, »oh, Ham, diese Wachperiode war unglaublich! Ich bin so entsetzlich müde.«

»Arran«, sagte er leise, und Arran verzeichnete überrascht, daß er so sprach, als liebte er sie. Oh, nein, dachte sie. Haben wir uns nicht im Streit getrennt? Nein, nein, das war Ryden. Ham ging, weil – oh, ja. Weil er sich unerfüllt fühlte.

»Nun, hast du gefunden, was du gesucht hast?«

Ham hob die Braue. »Gesucht?«

»Du sagtest, du müßtest mit deinem Leben etwas Wichtiges anfangen. Das Leben mit mir zusammen hätte dich in einen liebeskranken Schatten verwandelt.« Guter Satz. Arran beglückwünschte sich.

»Liebeskranker Schatten. Nun, sieh mal, in gewisser Weise stimmte das«, antwortete Ham. »Aber ich habe

festgestellt, daß ein Schatten nur existiert, wo Licht ist. Du bist mein Licht, Arran, und nur wenn ich in deiner Nähe bin, existiere ich wirklich.«

Kein Wunder, daß man ihn so hoch bezahlt, dachte Arran. Sein Spruch war übertrieben sentimental, aber Männer wie er waren es, die die Frauen am Bildschirm hielten.

»Bin ich ein Licht?« sagte Arran. »Wenn du erst so spät zu mir zurückgekommen bist?«

»Wie eine Motte zu einer offenen Flamme.«

Und dann, wie es bei jeder glücklichen Wiedervereinigung obligatorisch war (hat es während dieser Wachperiode schon solche glücklichen Wiedervereinigungsszenen gegeben? Nein.), zogen sie sich aus und liebten sich ganz langsam, die Art Begattung, die weniger erregend als eher gefühlvoll war und die in den Theatern versammelten Männer und Frauen weinen und Händchen halten ließ. Er war heute so behutsam, so zärtlich, und seine Liebe war so echt, daß es Arran schwerfiel, die Show aufrechtzuerhalten. Ich bin müde, sagte sie sich. Wie schafft er es nur, alles so perfekt abzuziehen? Er ist ein besserer Schauspieler, als ich wußte.

Anschließend hielt er sie im Arm, und sie unterhielten sich leise miteinander. Er redete immer gerne nach dem Akt, was andere Schauspieler nicht taten, die glaubten, daß sie nach Sex mürrisch sein mußten, um ihren Ruf als Machos bei den Fans aufrechterhalten zu können.

»Das war wunderschön«, sagte Arran, und merkte entsetzt, daß sie dabei gar nicht schauspielerte. Vorsicht, Weib, sagte sie sich. Achte darauf, daß du die Schau

nicht versaust, an die du schon zwanzig verdammte Tage gewendet hast.

»Wirklich?« fragte Ham.

»Hast du es nicht gemerkt?«

Er lächelte. »Nach all diesen Jahren, Arran, und ich hatte doch recht. Wenn du in der Nähe bist, wie kann man da noch eine andere Frau lieben?«

Sie kicherte leise, und verlegen wandte sie das Gesicht ab. Es war sehr verführerisch, weil sie sich an ihre Rolle hielt.

»Warum bist du denn nicht früher gekommen?« fragte Arran.

Und Hamilton wälzte sich herum und legte sich auf den Rücken. Weil er einige Zeit schwieg, strich sie ihm mit den Fingern über den Bauch. Er lächelte. »Ich bin weggeblieben, Arran, weil ich dich zu sehr liebte.«

»Liebe ist nie ein Grund wegzubleiben«, sagte sie. Haha. Sollen die Fans diese Scheiße doch einige Jahre lang zitieren.

»Sie ist es«, sagte Ham, »wenn es richtige Liebe ist.«

»Wenn es richtige Liebe ist, wäre das erst recht ein Grund, bei mir zu bleiben.« Arran schmolle. »Du hast mich verlassen, und nun tust du so, als hättest du mich geliebt.«

Hamilton warf sich herum und setzte sich auf den Bettrand.

»Verdammt«, sagte er. »Vergiß die dumme Schauspielerei. Bitte.«

»Schauspielerei?« fragte sie.

»Ich meine diese verdammte Art, wie du aus Spaß und

wegen Profit in deiner Rolle als Arran Handully auftrittst! Ich kenne dich, Arran, und ich sage dir – *ich* sagte dir, nicht irgendein Schauspieler, ich –, ich sage dir, daß ich dich liebe! Nicht für die Zuschauer. Nicht für die Schau! Für dich – ich liebe *dich*!«

Und mit einem üblen Gefühl im Magen erkannte Arran, daß diese widerliche Triuff es irgendwie geschafft hatte, Ham zu diesem dreckigen Trick zu veranlassen. In diesem Geschäft gab es ein ungeschriebenes Gesetz – man darf nie, nie, aber auch nie die Tatsache erwähnen, daß man nur so tut als ob. Aus welchem Grunde auch immer. Und jetzt die letzte Herausforderung – dem Publikum gegenüber zuzugeben, daß man nur eine Schau abzieht, und ihm diese Schau dennoch glaubhaft zu machen.

»Nicht für die Schau!« kam ihr Echo, und sie bemühte sich krampfhaft, sich eine Antwort einfallen zu lassen.

»Ich sagte, nicht für die Schau!« Er stand auf und bewegte sich von ihr weg, drehte sich um und zeigte auf sie. »All diese dummen Affären, diese unechten Beziehungen. Hast du das nicht alles langsam satt?«

»Satt? So ist nun mal das Leben, und vom Leben bekomme ich nie genug.«

Aber Ham war fest entschlossen, unfair zu sein.

»Wenn dies Leben ist, dann ist Capitol ein Asteroid.« Das war ein sehr dummer Spruch, der ihm überhaupt nicht ähnlich sah. »Weißt du, was Leben ist, Arran? Leben besteht aus Jahrhunderten, während derer man eine Schau nach der anderen abzieht, wie ich es getan habe, und dabei habe ich jede Schauspielerin gebumst, die die

Gebühren bezahlen konnte, ich habe sie alle gebumst, um genug Geld zu verdienen, daß ich auf Somec gehen und mir alle Annehmlichkeiten des Lebens leisten konnte. Und vor ein paar Jahren entdeckte ich plötzlich, daß all diese Annehmlichkeiten überhaupt nichts bedeuteten, und wollte ich wirklich ewig leben? Das Leben war so bedeutungslos, eigentlich nur eine Serie von hochbezahlten Nutzen!«

Arran gelang es, sich einige Tränen der Wut rauszuquetschen. Die Schau geht weiter. »Nennst du *mich* eine Nutte?«

»Dich?« Ham war wie vor den Kopf geschlagen. Wieder mußte Arran zugeben, daß der Mann ein ausgezeichnete Schauspieler war, wenn sie ihn auch dafür verfluchte, daß er ihr so übel mitgespielt hatte. »Dich niemals, Arran, das darfst du nicht eine Minute lang denken.«

»Was soll ich denn denken, wenn du herkommst und mir erzählst, daß ich unecht bin!«

»Nein«, sagte er und saß wieder neben ihr auf dem Bett und legte ihr den Arm um die nackten Schultern. Sie schmiegte sich an ihn, wie sie es schon ein Dutzend Male vor Jahren getan hatte. Sie schaute auf in sein Gesicht und sah, daß seine Augen voll Tränen waren.

»Warum – warum weinst du?« fragte sie zögernd.

»Ich weine für uns beide«, sagte er.

»Warum?« fragte sie. »Weshalb müssen wir weinen?«

»Über alle unsere verlorenen Jahre.«

»Ich weiß nicht, wie es bei *dir* war, aber meine Jahre waren wirklich nicht gerade langweilig«, sagte sie lachend und hoffte, daß auch er lachen würde.

Er lachte nicht. »Wir hätten zueinander gepaßt. Nicht nur als ein Team von Schauspielern, sondern als Menschen. Damals, als wir anfangen, warst du nicht besonders gut – ich natürlich auch nicht. Ich habe mir die Aufzeichnungen angesehen. Wenn wir mit anderen Leuten zusammen waren, machten wir den Eindruck blutiger Anfänger. Trotzdem verkauften sich die Streifen damals gut, machten uns reich, gaben uns die Chance, unseren Beruf zu lernen. Weißt du warum?«

»Ich bin mit deiner Auffassung über die Vergangenheit nicht einverstanden«, sagte Arran kalt, und sie hätte gern gewußt, warum, zum Teufel, er seine Rolle nicht korrekt spielte. Was wollte er denn damit erreichen, daß er sie dauernd auf die alten Streifen hinwies?

»Wir konnten diese Streifen verkaufen, weil wir *beide* mitspielten, weil wir echt wirkten, wenn wir uns liebten, wenn wir stundenlang über nichts redeten. Jeder von uns hat doch die Gesellschaft des anderen wirklich genossen.«

»Ich wünschte, deine Gesellschaft wäre mir auch heute noch angenehm. Erst erzählst du mir, ich bin nicht echt, und dann sagst du auch noch, daß ich kein Talent habe.«

»Talent! Was für ein Witz«, sagte Ham. Sanft berührte er ihre Wange, so daß sie ihn anschauen mußte. »Natürlich hast du Talent, und ich auch. Wir haben auch Geld, wir sind berühmt, und wir haben alles, was man für Geld kaufen kann. Sogar Freunde. Aber Arran, sag mir, wie lange es her ist, daß du einen Mann wirklich liebtest?«

Arran dachte an ihre letzten Liebhaber zurück. Wollte

sie Ham (in seiner Rolle) jetzt wirklich eifersüchtig machen? Nein. »Ich glaube, ich habe nie einen Mann wirklich geliebt.«

»Das stimmt nicht«, sagte Ham. »Es stimmt nicht, denn du hast mich wirklich geliebt, Arran, auch wenn es schon vor Jahrhunderten war.«

»Vielleicht«, sagte sie. »Aber was hat das mit heute zu tun?«

»Liebst du mich denn heute nicht mehr?« fragte Ham, und er sah so ehrlich besorgt aus, daß Arran sich versucht sah, ihre Rolle zu vergessen und vor Entzücken zu lachen und ihm wegen seiner ausgezeichneten Schauspielerei zu applaudieren. Aber der Schuft hatte ihr zu übel zugesetzt. Das wollte sie ihm heimzahlen.

»Dich heute noch lieben?« fragte sie. »Für mich bist du lediglich ein weiteres Paar geiler Keimdrüsen, mein Freund.« Das würde die Fans ganz schön schockieren und, wie Arran hoffte, Hams häßlichen kleinen Scherz versauen.

Aber Ham zog eisern seine Rolle durch. Mit gekränkter Miene trat er einen Schritt zurück. »Es tut mir leid«, sagte er. »Ich habe mich wohl geirrt.« Und zu Arrans Entsetzen zog er sich wieder an.

»Was machst du denn?« fragte sie.

»Ich gehe«, sagte er.

Er geht, dachte Arran voller Panik. Ausgerechnet jetzt? Ohne daß die Szene ihren Höhepunkt erreicht? Die ganze Vorarbeit, die Verstöße gegen jede Tradition, und dann kein Höhepunkt? Der Mann war ein Ungeheuer.

»Du kannst jetzt nicht gehen!«

»Ich habe mich geirrt. Es tut mir leid. Ich habe mich in Verlegenheit gebracht«, sagte er.

»Nein, nein, Ham, bitte geh nicht. Ich habe dich so lange nicht gesehen!«

»Du hast mich noch nie gesehen«, sagte er. »Sonst hättest du nie sagen können, was du eben gesagt hast.«

Jetzt läßt er mich dafür entgelten, daß ich ihm seinen üblen Witz ins Maul zurückgestoßen habe, dachte Arran. Ich könnte ihn umbringen! Immerhin, ein phantastischer Schauspieler. »Es tut mir leid, daß ich es gesagt habe«, sagte Arran und trug ihre Zerknirschung so dick auf, als hätte man sie hineingetaucht ... »Verzeih mir. Ich habe es nicht so gemeint.«

»Ich soll nur bleiben, damit deine verdammte Szene nicht kaputtgeht.«

Verzweifelt gab Arran sich geschlagen. Warum tue ich das nur? Aber der Gedanke daran, daß, wenn auch sie aus der Rolle fiel, die ganze Schau im Eimer war, hielt sie aufrecht. Sie warf sich auf das Bett und schluchzte. »Gerade jetzt«, sagte sie, »verläßt du mich! Gerade jetzt, wo ich dich so sehr brauche.«

Schweigen. Sie blieb einfach liegen. Sollte er doch reagieren.

Aber er sagte nichts. Er ließ die Stille im Raum hängen. Sie hörte ihn sich nicht einmal bewegen.

Endlich sagte er etwas. »Ist das dein Ernst?«

»Hmm-hmm«, sagte sie schluchzend. Ein Klischee, aber dem Publikum immer wieder wirksam.

»Aber nicht als Schauspielerin bitte, Arran. Als du selbst. Liebst du mich? Brauchst du mich?«

Sie rollte sich halb auf die Seite, stützte sich auf einen Ellbogen und sagte mit tränenerstickter Stimme: »Ich brauche dich genauso dringend wie Somec, Ham. Warum bist du so lange weggeblieben?«

Er wirkte erleichtert. Langsam ging er zu ihr zurück. Und alles war wieder friedlich. Zwischen den verschiedenen Gängen des Abendessens liebten sie sich viermal, und zur Abwechslung durften die Bediensteten zuschauen. Das habe ich schon mal getan, erinnerte sich Arran, aber das lag schon etwa fünf Aufnahmen zurück, und die Bediensteten waren ohnehin nicht dieselben. Weil es unterbezahlte Schauspielschüler waren, nahmen sie die Sache natürlich zum Anlaß, sich selbst auf der Bühne zu amüsieren, und sie machten daraus eine Orgie, indem sie es fertigbrachten, im Lauf von nur anderthalb Stunden alle erdenklichen Sexualakte vorzuführen. Arran bemerkte das allerdings kaum. Sie gehörte zu den Narren, die glaubten, es käme den Zuschauern auf die Menge an. Wenn etwas Sex gut ist, dann ist viel davon besser, denken sie. Arran wußte es besser. Man muß sie hinhalten, man muß sie betteln lassen. Sie sollen auch Schönheit darin finden, nicht nur Sinnenkitzel und Lust. Deshalb war sie ein Star, und deshalb stellten die anderen ja auch die Komparsen in ihrer Schau dar.

In dieser Nacht schliefen Ham und Arran eng umarmt.

Und als Arran morgens aufwachte, merkte sie, daß Ham sie anstarrte, und in seinem Gesicht sah sie eine seltsame Mischung von Liebe und Schmerz. »Ham«, sagte sie leise und streichelte ihm die Wange. »Was möchtest du denn?«

Sein Blick wurde noch sehnsüchtiger. »Heirate mich«, sagte er zärtlich.

»Meinst du das ernst?« fragte sie in ihrer schönsten Kleinmädchenstimme.

»Ja«, sagte er. »Wir werden unsere Wachperioden in Zukunft immer gleichzeitig nehmen.«

»Immer ist eine lange Zeit«, sagte sie. Das war ein guter Spruch für alle Zwecke.

»Ich meine es ernst«, sagte er. »Heirate mich. Bei der Großen Mutter, wir haben genug Geld verdient. Wir haben es nicht mehr nötig, uns all die anderen Schweine auf den Pelz rücken zu lassen. Nie wieder brauchen wir uns diese verdammten Aufzeichnungsgeräte umzuschnallen.« Und als er das sagte, streichelte er das an ihren Schenkel geschnallte Gerät.

Arran stöhnte innerlich. Er war mit dem Spiel noch nicht fertig. Natürlich würden die Zuschauer nie erfahren, was er meinte – der Computer, der aus den Aufnahmen der Aufnahmegeräte den fertigen Streifen herstellte, war darauf programmiert, das Aufnahmegerät selbst aus dem Hologramm zu tilgen. Es kam den Zuschauern nie zu Gesicht. Und jetzt erwähnte Ham das Ding auch noch. Wollte er, daß sie einen Nervenzusammenbruch bekommen sollte? Ein schöner Freund!

Nun, was er kann, kann ich auch. »Ich werde dich nicht heiraten«, sagte sie.

»Bitte«, sagte er. »Siehst du denn nicht, wie sehr ich dich liebe? Glaubst du denn, daß auch nur ein einziger von diesen falschen Typen, die dafür bezahlen, daß sie dich lieben dürfen, dir auch nur einen Fetzen echtes Ge-

fühl entgegenbringt? Für sie bedeutest du nur eine Chance, Geld zu verdienen, sich einen Namen zu machen, reich zu werden. Ich brauche kein Geld. Ich habe einen Namen. Alles, was ich will, bist du. Und alles, was ich dir geben kann, bin ich.«

»Wie lieb«, sagte sie kalt, stand auf und ging in die Küche. Die Uhr stand auf elf dreißig. Sie hatten lange geschlafen, und sie war erleichtert. Um zwölf Uhr durfte sie den Schlafraum aufsuchen. Dann war diese Farce zu Ende. Eine halbe Stunde noch. Jetzt kam es nur noch auf einen letzten Höhepunkt an.

»Arran«, sagte Ham, der ihr gefolgt war. »Arran, ich meine es ernst. Ich spiele jetzt keine Rolle!«

Das ist wohl offensichtlich, dachte Arran, sagte es aber nicht.

»Du lügst«, sagte sie unhöflich.

Er machte ein erstauntes Gesicht. »Warum sollte ich lügen? Habe ich es dir nicht deutlich gemacht, daß ich die Wahrheit sage? Daß es hier nicht um Schauspielerei geht?«

»Nicht um Schauspielerei«, sagte sie hohnlächelnd (aber verführerisch, verführerisch. Immer an die Rolle denken, erinnerte sie sich) und wandte ihm den Rücken zu. »Nicht um Schauspielerei. Nun, solange wir ehrlich sind und jede Heuchelei und damit auch alle Kunst über Bord werfen, werde ich es wie du machen. Weißt du, was ich von dir denke?«

»Was?« fragte er.

»Ich finde, dies ist der billigste und dreckigste Trick, den ich je erlebt habe. Hierherzukommen und mich mit

allen Mitteln glauben zu machen, du liebtest mich, während du mich in Wirklichkeit nur ausnutzt. Du bist schlimmer als die anderen. Du bist der Schlimmste.«

Er war entsetzt. »Ich würde dich nie ausnutzen«, sagte er.

»Heirate mich!« lachte Arran spöttisch. »Heirate mich, sagst du, und was dann? Was würdest du tun, wenn dieses arme kleine Mädchen dich tatsächlich heiraten würde? Du würdest alle meine anderen Freunde fernhalten, alle meine anderen – ja auch meine Liebhaber. Du würdest mich zwingen, sie alle aufzugeben! Hunderte von Männern lieben mich, aber du, Hamilton, du willst mich für immer und exklusiv! Was wäre das für ein Streich, was? Niemand würde sich mehr meinen Körper betrachten dürfen«, sagte sie und bewegte ihren Körper so, daß niemand auf der Welt auch nur die geringste Lust gehabt hätte, irgendwo anders hinzuschauen. »Nur du dürftest es, und dann behauptest du, daß du mich nicht ausnutzt.«

Hamilton trat näher an sie heran, berührte sie, versuchte, sie umzustimmen, aber sie wurde nur wütend und fluchte. »Bleib mir vom Hals!« kreischte sie.

»Arran, das kann nicht dein Ernst sein«, sagte er leise.

»Ich habe nie in meinem Leben etwas ernster gemeint«, sagte sie.

Er sah ihr tief in die Augen. Und endlich sprach er wieder. »Entweder bist du so sehr Schauspielerin, daß die wahre Arran Handully verlorengegangen ist, oder es ist tatsächlich dein Ernst. In beiden Fällen habe ich hier nichts mehr zu suchen.« Und Arran schaute mit Bewunderung zu, wie Hamilton seine Kleider aufnahm, und,

ohne sich die Mühe zu machen, sie anzuziehen, den Raum verließ und leise die Tür hinter sich schloß. Ein wunderschöner Abgang, dachte Arran. Ein geringerer Schauspieler hätte der Versuchung kaum widerstanden, eine letzte Zeile zu deklamieren. Anders Ham – und wenn Arran jetzt richtig spielte, konnte diese groteske Szene immer noch zu einem Höhepunkt des ganzen Streifens ausgebaut werden.

Sie spielte die Szene also. Zuerst murmelte sie vor sich hin, was für ein übler Kerl Ham doch sei, dann leitete sie zu Überlegungen über, ob er wohl je zurückkommen würde. »Hoffentlich kommt er«, sagte sie, um dann weinend auszurufen, daß sie ohne ihn nicht leben könnte. »Bitte, komm zurück, Ham«, sagte sie kläglich. »Es tut mir so leid, daß ich dich abgewiesen habe! Ich werde dich heiraten.«

Aber dann sah sie auf die Uhr. Fast Mittag. Der großen Mutter sei Dank. »Aber es wird Zeit«, sagte sie. »Zeit in den Schlafraum zu gehen. Der Schlafraum!« Neue Hoffnung keimte in ihrer Stimme auf. »Das ist es! Ich werde in den Schlafraum gehen! Ich werde die Jahre verstreichen lassen, und wenn ich aufwache, wird er da sein und auf mich warten!« Sie schwärmte noch einige Minuten lang, warf sich den Morgenmantel über und rannte leichtfüßig die Korridore zum Schlafraum entlang.

Im Aufzeichnungsgerät plauderte sie fröhlich mit der Frau, die es bediente. »Er wird da sein und auf mich warten«, sagte sie lächelnd. »Und alles wird wieder gut sein.« Der Schlafhelm wurde ihr aufgesetzt, und Arran redete weiter. »Sie glauben doch auch, daß es für mich

noch Hoffnung gibt, nicht wahr?« fragte sie, und die Frau, deren weiche Hände ihr gerade den Helm abnahmen, antwortete: »Es gibt immer Hoffnung, Madame. Jeder hofft.«

Arran lächelte, stand auf und ging rasch zum Schlaf-tisch hinüber. Sie erinnerte sich nicht daran, das je vorher getan zu haben, obwohl sie wußte, daß es der Fall gewesen sein mußte – und ihr fiel ein, daß sie sich *dieses* Mal nur den aufgezeichneten Streifen anzusehen brauchte, um genau zu sehen, was wirklich mit ihr geschah, wenn das Somec ihr in die Adern strömte.

Aber weil sie sich nicht mehr daran erinnerte, auf welche Weise ihr die anderen Male das Somec verabfolgt worden war, bemerkte sie nicht den Unterschied, als der Wärter ihr vorsichtig eine Nadel nur einen Millimeter in die Haut der Handfläche stach. »Sie ist so scharf«, sagte sie, »aber ich bin froh, daß es nicht weh tut.« Und statt des scharfen Schmerzes spürte sie nur eine sanfte Müdigkeit in sich aufsteigen, und während sie einschlief, flüsterte sie Hams Namen. Sie flüsterte seinen Namen, aber heimlich verfluchte sie ihn. Er mag ein großer Schauspieler sein, sagte sie sich, aber ich sollte ihn mit dem Kopf zuerst in einen Müllschlucker stopfen, weil er mich so beschissen behandelt hat. Nun ja, im Theater verkauft man mit so was Sitzplätze. Ein Gähnen. Dann schlief sie ein.

Es wurden noch einige weitere Minuten aufgezeichnet, während die Wärter noch einige alberne und unsinnige Aktivitäten praktizierten, um dann zurückzutreten, als sei die Schau für sie zu Ende, und Arrans nackter Leib lag

noch auf dem Tisch. Das Aufzeichnungsgerät machte noch eine Großaufnahme und dann:

Ein Summen, die Tür öffnete sich, und Triuff betrat den Raum. Sie lachte vor Freude. »Was für ein gelungener Streifen«, sagte sie, als sie das Aufnahmegerät von Arrans Schenkel abschnallte.

Als Triuff gegangen war, stießen die Wärter die richtige Nadel in Arrans Arm, und die Hitze fuhr ihr durch die Venen. Obwohl sie schon schlief, schrie Arran auf vor Qual, und nach wenigen Minuten netzte ihr Schweiß den Tisch, auf dem sie lag. Es war häßlich, schmerzhaft, beängstigend. Es ging einfach nicht an, den Massen zu zeigen, was Somec *wirklich* bedeutete. Sollten sie doch an einen sanften Schlaf denken – und an süße Träume.

Als Arran aufwachte, war ihr erster Gedanke, festzustellen, ob die Aufzeichnung tatsächlich *gut* war. Immerhin hatte sie sich einige Mühe gegeben – jetzt wollte sie wissen, ob Triuffs Voraussage, sie könne sich jetzt zur Ruhe setzen, stimmte.

Sie stimmte.

Triuff wartete schon draußen und schloß Arran gleich in die Arme. »Arran, du wirst es nicht glauben!« sagte sie und lachte brüllend. »Deine letzten drei Filme waren schon absoluter Rekord – die höchste Bruttoeinnahme aller Zeiten. Aber dieser! Dieser!«

»Nun?« fragte Arran.

»Mehr als dreimal soviel wie für die anderen drei zusammen!«

Arran lächelte. »Dann kann ich mich wohl zur Ruhe setzen?«

»Nur wenn du willst«, sagte Triuff. »Ich hab da ein paar schöne Verträge ausgehandelt –«

»Vergiß sie«, sagte Arran.

»Das ist nicht viel Arbeit, für jeden nur ein paar Tage –«

»Ich sagte, du sollst den Quatsch vergessen. Ich werde mir nie wieder ein Aufnahmegerät ans Bein schnallen. Ich werde als Gaststar auftreten. Aber selbst werde ich nichts mehr aufzeichnen lassen.«

»Ist ja schon gut«, sagte Triuff. »Ich hab's ihnen ja schon gesagt, aber ich mußte ihnen versprechen, dich wenigstens zu fragen.«

»Wofür du wahrscheinlich 'ne Menge Geld gekriegt hast«, antwortete Arran. Triuff zuckte die Achseln und lächelte.

»Du bist die Allergrößte«, sagte Triuff. »Niemand hat es je so gut gemacht wie du.«

Arran schüttelte den Kopf. »Könnte sein«, sagte sie, »aber es war eine aufreibende Angelegenheit. Und dann dieser üble Trick, als Ham so grauenhaft aus der Rolle fiel.«

Triuff schüttelte den Kopf. »Ganz und gar nicht, Arran. Das muß *sein* Einfall gewesen sein. Ich habe ihm gesagt, daß er dir drohen soll, dich zu ermorden – das wäre der Gipfel gewesen. Und dann ging er rein und tat, was er tat. Dadurch ist doch kein Schaden entstanden. Es war eine exquisite Szene, und *weil* er aus der Rolle fiel – zuletzt auch du –, glaubten die Zuschauer, daß es echt war. Wunderschön. Natürlich fällt heutzutage jeder aus der Rolle, aber das funktioniert nicht mehr. Jeder erkennt

sofort, daß es nur gespielt ist. Aber das erste Mal, mit dir und Ham« – Triuff machte eine weitausholende Geste –, »es war großartig.«

Arran ging der anderen über den Korridor voran. »Nun, ich bin froh, daß es funktioniert hat. Dennoch freue ich mich auf die nächstbeste Gelegenheit, es Ham heimzuzahlen.«

»Oh, Arran, es tut mir so leid«, sagte Triuff.

Arran blieb stehen und drehte sich zu ihrer Managerin um. »Was tut dir leid?«

Jetzt merkte man Triuff eine gewisse Traurigkeit an. »Arran, es geht um Hamilton. Kaum eine Woche, nachdem du Somec nahmst – acht es war so traurig. Alle haben tagelang darüber geredet.«

»Was? Ist ihm etwas passiert?«

»Er hat sich aufgehängt. Das Licht in seiner Wohnung ausgeschaltet, damit kein Zuschauer es sah. Mit dem Gürtel eines Morgenrocks hat er sich an der Lichtleitung aufgehängt. Er war sofort tot. Man konnte ihn nicht mehr wiederbeleben. Es war schrecklich.«

Arran war überrascht, daß sie einen Klumpen im Hals hatte. »Ham ist tot«, sagte sie leise. Sie erinnerte sich an alle Szenen, die sie gemeinsam abgedreht hatten, und plötzlich empfand sie für ihn Zärtlichkeit. Dies ist keine Schauspielerei, wußte sie. Ich mochte den Mann wirklich. Der liebe, gute Ham.

»Weiß jemand, warum er es getan hat?« fragte Arran.

Triuff schüttelte den Kopf. »Niemand hat auch nur die geringste Ahnung. Und, was ich einfach nicht verstehen kann – jetzt war sie da, eine Szene, die es in einem Film

noch nie gab, ein *wirklicher* Selbstmord. Und er hat sie nicht einmal aufgezeichnet!«

Verbrennen

Simson sprach: »Mit dem Eselskinnbacken erschlug ich einen Haufen, mit dem Eselskiefer schlug ich tausend Mann.«

– *Richter 15:16*

Es waren genau zwanzig Schiffe, und sie waren alle genau gleich – riesige Zylinder, Kilometer lang und Kilometer breit, und aus einem Ende ragten schlanke Nadeln hervor. Die riesigen Zylinder waren der Antrieb; die gesamte Nutzlast befand sich in der Nadel. Es war geradezu lächerlich unwirtschaftlich; der Energieaufwand war phänomenal; die Piloten der Schiffe verbrachten die meiste Zeit ihres Lebens schlafend, denn die Droge Somec gestattete es ihnen, die mit dreifacher Lichtgeschwindigkeit stattfindenden Reisen zwischen den Sternen traumlos zu verschlafen, denn sonst würden sie alt werden und durchschnittlich etwa nach dem ersten Zehntel der Reise sterben. So aber brachten die Schiffe sie bis weit in die Sternenwelt, und die Reise ging immer weiter.

Von außen sahen natürlich alle Schiffe gleich aus – in der Grundkonstruktion hatte es schon seit Jahrhunderten keine Verbesserungen mehr gegeben. Und doch waren diese Schiffe anders.

Erste Kommunikation

Von: Sternenflotte SWIP-e33

An: System – Harper. Verwaltung der Planeten Harper, Harper-Mond, Stoddard.

Erbitten Genehmigung, Vorräte zu übernehmen. Captain Homer Worthing.

Von: System Harper. Verwaltung der Planeten Harper, Harper-Mond, Stoddard.

Genehmigung verweigert. Für wie verdammt dumm halten Sie uns eigentlich? Dalian Pock, Gouverneur.

*

»Die Schweine«, sagte Captain Worthing.

»Stimmt«, spuckte das Radio zurück. Mit der ihnen eigenen Präzision waren die zwanzig Schiffe schon auf eine Umlaufbahn um die drei Planeten des Harper-Systems gegangen.

»Sieht so aus, als hätte uns das Radio inzwischen eingeholt.«

»Oder eins von Mutters kleinen Meldeschiffen.«

»Falls eins hier ist, ich sehe es nicht, und man kann ein Raumschiff nicht verstecken.«

»Vielleicht ist es wieder verschwunden. Wir *haben* schließlich mehrere Dutzend von Mutters besten Schiffen verbrannt. Können wir das Ding abstellen?«

»Klar«, sagte Worthing, und das Radio schwieg. Statt dessen lehnte sich Worthing im Sessel zurück und stellte einen anderen Kontakt her, den mit sämtlichen Captains seiner Flotte.

Wir sind in einer gefährlichen Lage, berichteten sie ihm. Stimmt, antwortete er.

Wir haben fast keine Vorräte mehr. Wir spielen das

Spiel schon seit zweihundert Jahren. Diese Schiffe müssen dringend einen Hafen anfliegen.

Dann müssen wir uns eben hier neue Vorräte beschaffen, erwiderte Worthing.

Sie sind dagegen. Das muß bedeuten, daß sie bald eine kaiserliche Flotte erwarten.

Soviel scheint festzustehen.

Also, Captain Worthing, was, zum Teufel, werden wir unternehmen?

Nun, meine lieben Freunde, wir werden ihnen einen feinen kleinen Schrecken einjagen.

Und wenn sie sich nicht erschrecken lassen?

Dann sind wir übel dran, was?

Zweite Kommunikation

Von: SWIP-e33

An: Unsere unklugen Freunde auf den Planeten.

Wir sind eine voll ausgerüstete Flotte. Wir bitten nicht, sondern wir verlangen innerhalb von vierundzwanzig Stunden Vorräte mit uneingeschränktem Landerecht, oder wir werden uns gezwungen sehen, unsere Waffen gegen Sie einzusetzen. Sie selbst haben keine Waffen, die uns schaden könnten. Falls Sie Hilfe erwarten, wir können jede kaiserliche Flotte schlagen. Sie wissen, wer wir sind. Sie wissen, wozu wir imstande sind. Unsere Geduld ist nicht unerschöpflich.

Von: Planetenverwaltung.

An: Die Rebellen.

Wir wollen keinen Ärger. Wir wissen, daß Sie gegen un-

seren Willen kein Fahrzeug landen können, und wir wissen, daß Sie keine Waffen haben, die Sie gegen Planeten anwenden können. Die Sache steht unentschieden. Warum verschwinden Sie also nicht einfach?

*

»Sie verschwinden nicht«, sagte der Oberst zu Gouverneur Pock.

»Ich wünschte sie täten es«, sagte Pock, der wirklich besorgt war.

»Vielleicht verschwinden sie deshalb nicht, weil sie nicht genügend Vorräte haben, ein anderes System zu erreichen.«

»Ich bin ganz sicher, daß genau das der Grund dafür ist, daß sie nicht verschwinden, Oberst. Aber das ändert unsere Lage nicht im geringsten. Wissen Sie, was die Große Mutter mit Gouverneuren gemacht hat, die auf irgendeine Weise – *irgendeine* Weise – mit den Rebellen zusammengearbeitet haben?«

»Es ist praktisch eine humanitäre Entscheidung. Sie brauchen Vorräte. Sie brauchen Wasser für die Maschinen. Wir haben auf den drei Planeten achtzehn Ozeane. Warum lassen wir sie nicht landen?«

»Wissen Sie, was sie mit den Militärbefehlshabern gemacht haben, die mit den Rebellen zusammengearbeitet haben?«

Der Oberst schüttelte den Kopf.

»Die Gouverneure verlieren ganz einfach ihre Stellung und ihr Somec. Die Militärs werden erschossen, Oberst.«

»Das werden sie doch wohl nicht tun?«

»Sie *haben* es getan. Auf sechs Planeten. Ich bin sehr froh über die Radiomeldung. Jetzt sind wir wenigstens gewarnt. Und die Meldung besagte, daß die kaiserliche Flotte jeden Augenblick hier sein wird.«

»Das könnte bedeuten irgendwann in diesem Jahr.«

»Was würden Sie denn sonst vorschlagen? Die einzige Waffe der Rebellen, die uns ernsthaft schaden könnte, ist die Fusionsbombe, und die würde den ganzen Planeten verbrennen – *alle* Planeten. Sie würden sie nie einsetzen. Noch nie hat jemand systematisch alle Zivilisten getötet. Wir sind also sicher. Wir setzen uns einfach hin und warten bis die kaiserliche Flotte sich ihrer annimmt. Dann haben wir mit der ganzen Sache überhaupt nichts zu tun.«

Und sehr zufrieden mit sich selbst schloß Pock die Augen, um sich auszuruhen. Der Oberst ging.

In den Observatorien registrierten die Radioskope die Ankunft einer großen Anzahl von Raumschiffen. Die Flotte war schon hier.

Dritte Kommunikation

Von: INFL-c89

An: Rebellenflotte SWIP-e33

Kapitulieren Sie. Wir sind Ihnen zahlenmäßig überlegen. Sie haben keine Vorräte mehr und können nicht mehr manövrieren. Wir haben Zeit. Aber wozu noch zögern? Captain Fil Treece.

Von Homer

An: Fil.

Sie kennen uns, Fil. Verdammt, ich habe Ihnen ein paar-mal das Leben gerettet. Sie wissen, was die Schweine uns antun wollten. Wir haben inzwischen bewiesen, daß wir mit dem Feind nicht gemeinsame Sache machen wollen – wir wollen aber auch nicht vor der Großen Mutter kapitulieren. Warum vergessen Sie diesen albernsten Krieg nicht und gewähren uns freien Abzug?

Von: INFL-c89

An: Rebellenflotte SWIP-e33

Ihre kaiserliche Majestät kann keine Rebellion zulassen. Aber wenn Sie kapitulieren, indem Sie die Mannschaften in Landefahrzeuge umsteigen lassen und die Schiffe hinter sich in die Luft jagen, werden Sie einen fairen und gerechten Prozeß bekommen, und vielleicht kann die Todesstrafe vermieden werden. Ganz gewiß können wir von einer Vermögenskonfiszierung absehen. Wir haben unbegrenzte Zeit. Wir *haben* genügend Vorräte.

*

Sie haben uns im Kasten, dachte Worthing an die anderen adressiert.

Irgend etwas müssen wir unternehmen. Sie wissen, daß die Schweine uns umbringen, wenn sie uns in die Hände bekommen. Wir sind die einzige Rebellion, die länger als einen Tag gedauert hat. Wir rebellieren schon seit zwei Jahrhunderten. An uns müssen sie ein Exempel statuieren.

Aber wir können nichts tun, antwortete Worthing.

Wir können mit der Verbrennung der verdamnten Planeten drohen.

Aber das würden wir nie tun. Warum Drohungen aussprechen, die wir niemals wahr machen? Außerdem wissen sie so gut wie wir, daß wir kein Wasser bekommen, wenn wir die Planeten verbrennen. Was hätten wir dann also erreicht?

Wir könnten damit drohen, *einen* zu verbrennen. Die anderen folgen.

Worthing lehnte das scharf ab, er brüllte, wenn man es so nennen konnte. Niemals nein. Das wäre eine Greuelat, die ich nicht zulassen werde. Wenn wir das tun, verdienen wir es nicht zu überleben.

Was ist mit mir? fragte ein Captain. In ein paar Tagen habe ich keinen Treibstoff mehr. Was ist mit mir?

Ich weiß es nicht, antwortete Worthing.

Vielleicht meinen sie es nicht ernst. Sie werden uns bestimmt nicht abschießen.

»Natürlich nicht. Aber wollen Sie Ihr Leben riskieren, um das festzustellen?«

Lange Pause in der Gedankenunterhaltung. Ein Aufruhr von Emotionen. Dann:

Ja. Ich bin dazu bereit.

*

Und das riesige Tankschiff löste sich aus der Nutzlastsektion des Raumschiffs – riesig im Verhältnis zu seinem Piloten, der winzig wie eine Ameise wirkte und die einzige Besatzung des Schiffs *und* des Tankschiffs dar-

stellte. Im Verhältnis zum Raumschiff selbst, war das Tankschiff allerdings lächerlich klein.

Elegant glitt das Tankschiff in die Atmosphäre des Harper-Mondes hinein, des kleinsten der drei Planeten. Es wurde von der Radarkontrolle der Militärbehörde des Systems sofort entdeckt.

»Nun, Gouverneur Pock, geben Sie den Befehl?«

»Das will ich nicht, verdammt noch mal! Warum sollte ein friedliches kleines System wie unseres einen Mann töten?«

»Weil die verdammt Rebellen ohnehin bald aus dem Himmel verschwunden sind und die kaiserliche Flotte bis in alle Ewigkeit hierbleiben wird!«

»Gut. Erledigen Sie ihn.« Und, wütend darüber, daß man ihn zu einer solchen Entscheidung gezwungen hatte, verließ Pock den Raum. Er war dazu ausgebildet, eine riesige Bürokratie zu verwalten. Mit einem interstellaren Aufstand der brilliantesten Raumschiffkommandanten der Großen Mutter fertig zu werden, hatte er nicht gelernt.

Die Radargeräte schwenkten auf das Fahrzeug ein, und die Raketen wurden gestartet. Sie fingen das relativ langsame Tankschiff ab, bevor es den Ozean erreichte. Es explodierte in einem Feuerball. Die Trümmer, die den Ozean erreichten, waren zu klein, als daß man sie bemerkt hätte.

*

Er ist tot, erklärte Homer überflüssigerweise den anderen.

Ich hätte nicht gedacht, daß die Schweine das fertigbringen würden, kommentierte ein anderer.

Ich sagte doch, wir sollten damit drohen, sie zu verbrennen. Wenn sie am Krieg teilnehmen wollen, dann wollen wir es ihnen gleich richtig zeigen.

Wir werden niemanden verbrennen.

Aber, so wahr es eine Hölle gibt, können wir doch wenigstens *sagen*, daß wir sie verbrennen werden, oder etwa nicht?

Vierte Kommunikation

Von: SWIP-e33

An: Die Mörder auf dem Harper-System

Sie sind nicht die einzigen, die töten können. Unsere Fusionswaffen sind klar zum Abwurf auf den Harper-Mond. Wir geben Ihnen vier Stunden, den Tankschiffen Lande-erlaubnis zu erteilen, oder wir werden den Planeten verbrennen.

Von: Planetenverwaltung.

An: Die Rebellen.

Achtung, wir haben Sie *gewarnt*. Bitte, verschwinden Sie. Kapitulieren Sie, oder tun Sie sonst was. Noch deutlicher können wir uns nicht ausdrücken. Sie werden auf keinem Planeten landen. Die Planeten zu verbrennen, wenn Sie es wirklich täten, würde Ihnen nichts nützen – wie könnten Sie dann Wasser bekommen? Und Sie würden bis ans Ende des Universums gejagt werden. Niemand wird Planetenverbrennern jemals Pardon gewähren. Fürs erste allerdings verzeihen wir Ihnen.

*

»Diese Mitteilung war Gefühlsduselei«, sagte der Oberst dem Gouverneur.

»Wieso? Hätte ich sie formeller abfassen sollen? Amtliche Sprache teilt sich schwer mit. Ich will nur, daß der ganze Spuk verschwindet.«

»Das wird er nicht«, sagte der Oberst.

»Aber *Sie* werden verschwinden«, antwortete Pock, »wenn Sie mir keine Waffe zur Verfügung stellen können, mit der ich die Leute daran hindern kann, auch nur einen einzigen Planeten des Systems zu verbrennen. Ich habe keine Lust, ihren idiotischen Rat zu befolgen und idiotische patriotische Appelle zu verfassen. Warum sollte ich sie noch zusätzlich reizen?«

»Das einzige, was sie daran hindern könnte, gereizt zu reagieren, ist, ihnen Wasser zu geben, wozu wir nicht bereit sind«, antwortete der Oberst.

»Glauben Sie, das weiß ich nicht?«

*

Die kaiserliche Flotte war jetzt so nahe, daß sie das ganze System umfassen konnte – und die Rebellen. Bei früheren Umfassungsversuchen war es den Rebellen, da sie Telepathen waren – und darum ging es ja in diesem Krieg –, natürlich ein leichtes gewesen, jeden Ring zu knacken, da sie die Bewegungen des Gegners vorher wußten. Aber jetzt hatten sie fast keinen Treibstoff mehr, keinen Manövrierraum. Ein anderes System konnten sie

nicht mehr erreichen. Sie mußten entweder von Harper Wasser bekommen oder kapitulieren.

Inzwischen flog die kaiserliche Flotte Scheinangriffe. Die Rebellen mußten reagieren, sie mußten ihre Schiffe bewegen, denn die Telepathen sahen ganz klar, daß der Flottenkommandant jeden sich bietenden Vorteil ausnutzen würde. Und sobald die Rebellen nicht mehr reagierten, würde er wissen, daß sie keinen Treibstoff mehr hatten, und er würde angreifen. Ohne Treibstoff, mit dem man manövrieren konnte, war Telepathie kein Vorteil mehr.

*

Wir sind erledigt, sagen die anderen zu Homer Worthing.

Diese Möglichkeit war uns von Anfang an bekannt. Und wenn wir bei ihnen geblieben wären, wären wir in jedem Fall erledigt gewesen – brachte der Feind nicht schließlich alle seine Telepathen um? Aus gutem Grund trauten sie uns nicht, und nun sitzen wir in der Falle.

Großartig, sagte jemand. Wir wissen, daß wir in der Falle sitzen. Aber wir müssen nicht.

Und Homer Worthing spürte, wie seine Autorität dahinschwand. Was meinen Sie damit, wir müssen nicht? fragte er.

Ich meine, daß dieses Planetensystem nicht neutral ist. Unser Mangel an Vorräten ist die stärkste Waffe, die das Reich gegen uns hat. Das macht die Planeten zu unseren Feinden. Sie anzugreifen, ist legitim. Sie sind keine Zivilisten mehr.

Versuchen Sie, das all den unschuldigen Menschen zu erklären, die Sie töten würden.

Dann sollen sie doch erklären, warum sie so scharf darauf sind, *uns* zu töten. Wenn wir eine Waffe hätten, die nur Generäle tötet, würden wir sie einsetzen. Aber wir haben sie nicht. Wir *haben* allerdings eine Waffe, die bestimmt die Generäle tötet – und alle anderen dazu. Wir müssen bereit sein, von ihr Gebrauch zu machen.

Nicht solange ich diese Flotte führe.

Wer ist dafür?

Im Augenblick war die Mehrheit dafür, daß Worthing Flottenkommandant bleiben sollte. Aber nur eine Mehrheit, und nicht einmal eine überwältigende.

Die Zeit verging, und immer wieder mußten sie manövrieren, aber bald hatten alle Schiffe außer vieren keinen Treibstoff mehr.

*

Fünfte Kommunikation

Von: SWIP-e33

An: Die Feinde auf den Planeten

Indem Sie uns Vorräte verweigert und ein Tankschiff angegriffen und zerstört haben, sind Sie Ihrer Immunität als Zivilisten verlustig gegangen. Vielleicht sind Sie von der Ernsthaftigkeit unserer Absichten überzeugt, wenn Sie erfahren, daß Homer Worthing nicht mehr Kommandant der Flotte ist. Der neue Kommandant ist entschlossen, Sie zu verbrennen, wenn wir nicht innerhalb von vier Stunden eine positive Antwort haben.

»Das bedeutet«, frohlockte der Oberst, »daß sie fast keinen Treibstoff mehr haben. Jetzt sind sie in genau der Lage, in der wir sie haben wollten!«

»Das bedeutet«, sagte Gouverneur Pock, »daß sie in die Enge getrieben und verzweifelt sind. Sie sind jetzt zu allem fähig, und es ist durchaus möglich, daß sie uns zu Asche verbrennen.«

»Unsinn. Damit wäre ihnen nicht geholfen, und sie wissen es. Sie haben verloren – sie werden es ganz einfach zugeben und kapitulieren müssen.«

»Sie haben verloren, und das ist unser Werk«, sagte der Gouverneur. »Welches verwundete Tier führt nicht sterbend einen letzten Prankenhieb gegen den Jäger?«

»Sie haben zu oft auf Tontauben geschossen, Gouverneur«, sagte der Oberst.

»Sie werden uns vernichten. Ich will nicht, daß diese Planeten ernsthaft in die Sache verwickelt werden.«

»Ein bißchen spät, nicht wahr? Was wollen Sie denn tun? Ihnen Wasser schicken?«

»Das habe ich schon in Betracht gezogen.«

»Nun, dann ziehen Sie es ab sofort nicht mehr in Betracht, Pock. Ich bin ermächtigt, Sie aus Ihrem Amt zu entfernen und das Kriegsrecht auszurufen, sobald Sie in irgendeiner Weise versuchen, die Rebellen zu unterstützen.« Die Anwesenheit der kaiserlichen Flotte hatte ihm das Rückgrat gestärkt.

»Ich wünschte, Sie hätten mir das vorher gesagt, Oberst. Dann hätten Sie von Anfang an die Verantwortung

für diese verfahrenere Situation gehabt.«

»Ich könnte Sie notfalls erschießen lassen.«

»In diesem Fall bin ich froh, daß ich nichts unternommen habe. Die Bevölkerung wird schon unruhig. Und ich auch. Was *unternimmt* denn die Flotte?«

»Rebellen sind immer populär. In ihnen spiegelt sich die allgemeine Unzufriedenheit. Aber wir werden damit fertig.«

Pock war sehr müde. Die Dinge gerieten ihm offensichtlich außer Kontrolle. »Ich gehe ins Bett«, sagte er.

»Wunderbar«, sagte der Oberst, und sobald der Gouverneur verschwunden war, setzte er eine Antwort an die Rebellen auf.

Sechste Kommunikation

Von: Planetenverwaltung

An: Die Verräter und Terroristen.

Wir fürchten uns nicht davor, für den Ruhm des Reichen zu sterben. Wenn wir tot sind, wird man mit Ihnen abrechnen. Für die Drohung allein werden Sie auf die denkbar schimpflichste Weise hingerichtet werden. Wenn Sie die Drohung wahrmachen, können Sie sicher sein, daß jeder Telepath im ganzen Reich dafür büßen wird.

*

Was? Glauben sie etwa, daß die anderen Telepathen irgendetwas mit uns zu tun haben?

Sie nehmen es an, sagte Worthing zu dem neuernann-

ten Kommandanten der Flotte. Und warum sollten sie nicht? Sie haben Angst vor Leuten, die miteinander reden können, ohne daß andere es hören. Erinnern Sie sich nicht? Flüstern ist unhöflich.

Wir haben keinen Brennstoff mehr.

Wir werden den Harper-Mond verbrennen.

Ich werde zuerst Sie verbrennen, sagte Worthing.

Wut. Die Wut der achtzehn anderen Captains. Wir stehen zusammen, brüllten sie in Gedanken. Wir stehen zusammen gegen den Feind, nicht gegeneinander. Wir müssen zusammenhalten.

Dann eine Pause.

Vernünftigere Überlegungen. Sorgfältigere Überlegungen.

Die letzte Botschaft. Sie war offenbar von einem anderen geschrieben. Wahrscheinlich von einem Militär. Es sieht aus, als hätte sich die Taktik geändert, als sei personell umbesetzt worden.

Was zum Teufel also? Wir können tun, was wir wollen, in jedem Fall sind wir erledigt.

Wir sollten kapitulieren. Sie werden uns dann wenigstens zu Märtyrern machen, schlug Homer vor.

Gelächter. Was soll denn das heißen. Zu Märtyrern hätten wir uns von ihnen schon lange machen lassen können.

Und Homer Worthing wußte, daß sie recht hatten. Märtyrertum war sinnlos. Für wen würden sie sterben? Wer würde sich ihrer Sache annehmen? Sie waren schon so stark wie eine Rebellion je sein würde. Wenn sie starben, würden alle Lichter ausgehen, und das Reich hätte

dann freie Hand, die Telepathen als Werkzeuge zu benutzen, um sich ihrer anschließend straflos zu entledigen.

Und bei dieser Gedankenunterhaltung schwang ein mächtiger Unterton der Angst mit. Der Angst vor dem Tod. Der Angst davor, daß sie alle am Ende hilflos sein würden.

*

Die kaiserliche Flotte versuchte einen weiteren Angriff. Diesmal gab es keinen Widerstand. Die Rebellen waren jetzt völlig ohne Treibstoff. Die Kaiserlichen griffen sofort an. Als das Gefecht zu Ende war, hatten die Rebellen trotz ihrer Handikaps nur sieben Schiffe verloren, die kaiserliche Flotte jedoch mußte neun Fahrzeuge abschreiben.

Aber die kaiserliche Flotte konnte sich solche Verluste erlauben. Und jetzt waren nur noch zwölf Telepathen übriggeblieben, und sie waren unrettbar verloren. Beim nächsten oder übernächsten Gefecht würden auch sie sterben.

Siebente Kommunikation

Von: SWIP-e33

An: Gouverneur Pock

Wenn Sie überhaupt noch menschlich empfinden, Gouverneur, dann lassen Sie uns auftanken und verschwinden. Unser einziger Wunsch ist, diesen besiedelten Raum zu verlassen. Wir bedrohen niemanden. Wir wollen niemandem schaden. Und als Gegenleistung will man uns

hier ermorden, weil wir eines nicht haben, was Sie mit Leichtigkeit entbehren können – ein paar Millionen Liter aus Ihrem Ozean. Sie vernichten uns, indem Sie uns nicht landen lassen. Sie sind unsere Mörder.

Von: Planetenverwaltung.

An: Die Verräter

Sie haben keinen Treibstoff mehr. Ihre Vernichtung ist nur noch eine Angelegenheit von Tagen. Wir sind besonders stolz darauf, daß wir, als kleines Planetensystem, einen so großen Anteil am ruhmreichen Sieg des Kaiserreiches haben. Ihre Bettelei ist unwürdig. Kapitulieren Sie, dann könnten Sie vielleicht noch Ihren Kopf retten.

*

Die zweite Schlacht war zu Ende, und nun lebten nur noch Homer Worthing und zwei andere Telepathen.

Panik und Wut beherrschten das Feld. Wenn ein Soldat einen Kameraden auf dem Schlachtfeld sterben sah, war es für ihn qualvoll, es war schrecklich. Die Schreie der Verwundeten, sie sterben zu hören. Da wird man fast verrückt. Aber man kann sich die Finger in die Ohren stecken, man kann abschalten, man kann die Augen auf den Feind richten, und die Schlacht kann weitergehen.

Was aber, wenn die Schreie stumm sind? Was, wenn die Angst sich nur im Kopf des einzelnen Soldaten abspielt, was, wenn der Schmerz ihn überfällt, der Schrecken, wenn er in das schwarze Nichts starrt und nur zu gut weiß, was ihn dort erwartet?

Dann kann man dem Wahnsinn nicht mehr entrinnen.

Homer Worthing saß an der blanken, glänzenden Konsole, an der man die Sterne sah und von der aus das große Schiff durch den Raum gesteuert werden konnte. Jetzt jedoch war das Schiff hilflos, zwar intakt, aber manövrierunfähig. Und weil in seinen Gedanken das Schiff schon ein Teil seiner selbst geworden war, hatte Homer das Gefühl, als seien ihm Arme und Beine amputiert, ja, gar die Augen ausgestochen worden. Er versuchte, nicht an sein Entsetzen und das seiner Freunde zu denken. Seines konnte er kontrollieren; was seine Freunde anbetraf, war er sich nicht so sicher.

Sie haben uns umgebracht, mußte er immer wieder denken. Sie haben uns umgebracht und sitzen in aller Ruhe auf ihren Planeten und lachen uns auch noch aus. Sie haben uns ermordet, und es liegt in unserer Macht, sie zu vernichten. Wir haben von dieser Macht keinen Gebrauch gemacht, und weil wir gnädig mit ihnen verfahren, müssen wir sterben. Niemand dankt uns dafür. In ihrer Unmenschlichkeit nutzen sie unsere Menschlichkeit aus. Nur weil wir anständig sind und es nicht fertigbringen, eiskalt unschuldige Menschen zu ermorden, ermordet man uns, obwohl wir unschuldig sind.

Einen Moment dachte er daran, die drei Knöpfe zu drücken, mit denen die gewaltigen Fusionsbomben freigegeben werden konnten, die die drei Planeten des Harper-Systems in kleine Sonnen verwandeln würden. Die würden fünf, acht und elf Minuten brauchen, um ihren Zielen nahe genug zu kommen. Noch bevor von den Planeten abgefeuerte Geschosse ihnen schaden konnten,

würden sie detonieren, und die Planeten zerstören.

Aber er machte den Fehler, sich diese Zerstörung in Gedanken vorzustellen. Er dachte an eine Frau, die für ihren Mann Brot backte, den sie vom Feld zurückerwartete. Das Brot wurde auch wirklich gebacken, aber niemand würde es je essen. Er dachte an Kinder in einem Klassenzimmer, die sich mit einem Problem beschäftigten, das eines von ihnen vielleicht plötzlich begriff, und es würde aufspringen und rufen: »Ich hab's«, und in diesem Augenblick wäre sein Verstand schon ausgelöscht und es wäre sinnlos, die Idee überhaupt gehabt zu haben.

Sie wußten, daß er es nicht tun konnte.

Er hörte einen der anderen zu eben diesem Schluß kommen und sah, wie die Fusionsgeschosse gestartet wurden. Aber er feuerte seine eigenen Projektile ab, die etwas schafften, was auf den Planeten stationierten Waffen nicht möglich war. Er stoppte die Fusionsgeschosse auf ihrem Flug und lenkte sie ab, so daß sie Kurs auf die Sonne nahmen, wo sie wenig mehr als einige Ausbrüche verursachen würden.

Seine Freunde weinten vor Wut und Hilflosigkeit, und dann erfolgte der nächste Angriff, dem nicht begegnet wurde, und Homers Freunde wurden fast auf der Stelle ausgelöscht, und Homer erlebte einen schrecklichen Augenblick, als er sah, daß die Projektile sein eigenes Schiff ansteuerten. Ein Ausweichen war nicht möglich, und in vier Minuten würde das erste Geschloß ihn erreichen.

Während der ersten Minute dachte er in einem Aufbruch der Gefühle an seine Frau, die man aus ihrem Somnambulismus-Schlaf wecken und verständigen würde. Er konnte

sie vor Kummer weinen hören, und in Gedanken streckte er die Arme aus, um sie an sich zu drücken und zu trösten, aber dabei wußte er, daß es für sie dann keinen Trost mehr geben würde.

Während der zweiten Minute hörte er die Gedanken der ihm am nächsten befindlichen kaiserlichen Schiffskommandanten ab. Ihre Gedanken waren einfach. Sieg. Belohnung. Ruhm. Ich habe es geschafft.

Immer wieder dasselbe: Ich habe es geschafft. Ich war es. Ich war es. Wenn mein Geschloß doch zuerst träfe, und Homer wollte schreien (aber sie hätten es nicht gehört), seid ihr Helden? Was für Helden seid ihr, die nur töten können, wenn das Opfer unbewaffnet und gefesselt am Boden liegt, wehrlos dem Messer ausgeliefert?

Während der dritten Minute sah er sich im Kommandostand des Schiffs um und fragte sich, was er hier zu suchen hatte, was in aller Welt er zwei Jahrhunderte von seinem Heim auf Capitol entfernt in einem Raumschiff zu suchen hatte. Er fragte sich, warum er nicht zu Hause geblieben war und seine verdammte telepathische Begabung geheimgehalten hatte. Warum er überhaupt in die Streitkräfte eingetreten war, wo man sein Talent noch gefördert und ihn zum Piloten ausgebildet hatte, wo er gelernt hatte, für das Reich Siege zu erkämpfen, bis es plötzlich eine Belastung war, unter Bruch der Konvention Telepathen als Piloten zu beschäftigen und man ihn entließ, um ihn hinzurichten, wie man es schon mit dem ersten Dutzend telepathischer Piloten getan hatte, und ihn dafür zum Verräter zu erklären, daß er ihnen so gute Dienste geleistet hatte. In Gedanken machte er alles

rückgängig und lebte ein ganzes Leben als der Wissenschaftler, der er früher einmal hatte werden wollen, mit mehreren Kindern, vielen Freunden und überall anerkannt, aber dann schaute er auf die Konsole, und der Computer sagte ihm, daß er noch eine Minute Zeit hatte, und alle Alarmglocken gellten ihm in den Ohren TU JETZT ETWAS, aber er konnte nichts tun, denn er konnte nicht einmal das Schiff drehen.

Als die vierte Minute anfang, richtete er seine Aufmerksamkeit wie zufällig auf Harper, den nächsten der drei Planeten, planlos sondierte er die Gedanken eines Menschen, hörte planlos zu, versuchte planlos in seinen Gedanken zu lesen, um festzustellen, was die Menschen auf Harper von all diesem hielten, und hoffte, in den Gedanken des Mannes etwas zu finden, was den Kampf und den Tod irgendwie sinnvoll erscheinen ließ.

Die Gedanken, die er las, waren die eines Ingenieurs, der zurückgelehnt im Sessel saß und sich überlegte, was er mit seiner Geliebten machen könne, die gleichzeitig die Sekretärin seines Chefs war, und die aus Rache für seine Untreue diesem Chef erzählen wollte, wer *wirklich* die Brücke von Hadgate entworfen hatte. Kann ich, fragte sich der Ingenieur, die Sache vielleicht dadurch ausbügeln, daß ich wieder mit ihr ins Bett gehe? Im Bett kann sie sich nicht beherrschen. Und der Ingenieur griff nach einem Buch.

Homer konnte es kaum ertragen. Es war schlimm genug zu wissen, daß die Militärs frohlockten. Schlimm genug, um den Todeskampf seiner Freunde zu wissen. Aber zu erkennen, daß es einen intelligenten, verantwort-

lichen Menschen *völlig kalt ließ*, daß nicht weit über seinem Kopf zwanzig gute Leute sterben mußten, weil sie den Versuch des Reiches, sie zu ermorden, Widerstand entgegenzusetzen wagten, das war unerträglich. Das war die schlimmste Wunde, die man Homer schlagen konnte, und er kreischte: »Ihr bringt mich um, ihr Schweine!« Und seine Finger gaben die Fusionsgeschosse frei.

Einen winzigen Augenblick besann er sich eines Besseren. Einen Augenblick später war er wieder vernünftig, und er wußte, daß er einen solchen Mord nie begehen könnte. Aber als seine Finger nach den Kontrollknöpfen griffen, mit denen er die Fusionsgeschosse noch hätte unschädlich machen können, schlug das erste Projektil des Feindes in sein Schiff ein, und er starb in einem glühenden Inferno.

Die drei Fusionsgeschosse waren nicht mehr aufzuhalten.

Darauf war die kaiserliche Flotte nicht vorbereitet. Es war so undenkbar, daß diese Waffen gegen einen Planeten eingesetzt wurden, wo sie doch eigentlich nur dafür konstruiert waren, ein Schiff zu zerstören, ohne es direkt zu treffen – es war so undenkbar, daß eine solche Grausamkeit begangen werden konnte, daß sie völlig unvorbereitet waren, und obwohl Abfangprojekte abgefeuert wurden, waren sie nicht schnell genug. Eins ihrer Projektil traf das Geschöß, das für den Harper-Mond bestimmt war. Aber das reichte nicht.

Stoddard war der erste Planet, der vernichtet wurde. Die gewaltige Druckwirkung ließ ihn erzittern, und ein Zehntel seiner Oberfläche wurde sofort in ein Inferno von Atomen verwandelt, die sich in ihre Bestandteile

spalteten. Kurz darauf setzte sich die Reaktion bis zum Kern des Planeten fort, und gleichzeitig explodierte und kollabierte dieser in einer Reaktion, wie sie ähnlich bei Sternen stattfindet, obwohl die Masse zu gering war, als daß sie die zur Aufrechterhaltung der Reaktion erforderliche Energie geliefert hätte. So blieb der Planet nur wenige Sekunden lang ein Stern, worauf alle Materie zu einem heißen, glühenden Ball von relativ gleichmäßig vermengten Elementen kollabierte.

Die Reaktion auf Stoddard war schon vorbei, als das Projektil Harper erreichte. Der Vorgang wiederholte sich, wobei zusätzlich eine riesige Flammzunge bis zum Harper-Mond emporschoß und ihn einhüllte. Der Harper-Mond explodierte nicht, aber alles Leben auf der Oberfläche starb, und der Ozean wurde in die Atmosphäre hochgejagt, um dann niederzustürzen, wobei er den ganzen Boden fortspülte und jedes Anzeichen dafür auslöste, daß es auf dieser Welt einst noch anderes gegeben hatte als Wasser und Felsen.

Und dann war alles ruhig.

Der Kommandeur der kaiserlichen Flotte betrachtete auf dem Sternsucher die grafische Darstellung der Aufzeichnungen der Schiffsinstrumente. In Dutzenden anderen Schiffen taten andere Kommandanten dasselbe. Sie kannten das Entsetzen, das vor Jahrtausenden diejenigen empfunden hatten, die in die Todeslager geschafft worden waren, die Haufen von Leichen gesehen hatten. Sie hatten beobachtet, wie Soldaten wahllos Zivilisten ermordeten. Sie hatten Unmengen von herausgerissenen Goldzähnen und Zahnprothesen gesehen und aus Men-

schenhaut gefertigte Lampenschirme. Nur, diesmal waren acht Milliarden Menschen gestorben.

Und die Kommandanten würden dem Reich diese Mitteilung machen: daß die Schufte von Telepathen eine Greuelthat begangen hatten, vor der alle Grausamkeiten der Menschheitsvergangenheit verblassen mußten. Die Nachricht würde das ganze Reich erschüttern, und der Mob würde die Telepathen zu Paaren treiben und sie aus Rache für das scheußliche Verbrechen, das Leute ihrer Art begangen hatten, in Stücke reißen. Fast hunderttausend Telepathen würden sterben.

Aber als er vor seinem Sternsucher saß, konnte sich Fil Treece, Kommandeur der kaiserlichen Flotte, nicht vorstellen, wieso das Leben irgendeines Menschen wertvoller sein sollte als das Homer Worthings, und warum der Mord an einem Menschen vernünftige Politik sein sollte, der Mord an acht Milliarden jedoch ein unmenschliches Verbrechen.

Statt dessen erinnerte er sich an einen Streich, den er und Homer Worthing an der Pilotenschule einmal einem Professor gespielt hatten. Sie hatten den Kampfcomputer der Klasse so programmiert, daß er auf jedes Programm, das ein beliebiges Schiff zerstören oder beschädigen würde, unkorrekt reagierte. Drei Stunden lang versuchte der Professor, den Computer zu zwingen, seine Gefechtsbefehle auszuführen, aber er weigerte sich. Endlich kam der Professor darauf, daß die Fehler nicht in seinem eigenen Programm lagen, und er wandte sich an Homer und Fil (da irgendwelche Streiche gewöhnlich von ihnen und ihrem kleinen Freundeskreis ausgeheckt wurden)

und sagte: »Möge jedes Schiff, das ihr fliegt, einen Computer haben, der sich wie dieser verhält.«

Das war zu jener Zeit ein ernüchternder Gedanke gewesen – fast, als hätte er ihren sicheren Tod gewünscht.

Aber jetzt, dachte Fil, wünsche ich bei Gott, daß es sich bewahrheitet hätte.

Er führte seine Flotte vom toten Sternensystem weg, und bald flogen sie so viel schneller als das Licht, daß dieses stillzustehen schien. Auf ihrem Rückflug nach Capitol wurden sie in ihren Schiffen automatisch aus ihrem Somec-Schlaf geweckt – und das Schiff einer feindlichen Kolonie zog auf dem Weg zu einem entfernten System an ihnen vorbei. Wie es die gültigen Befehle vorsahen, teilte sich die Flotte: Drei Schiffe holten das Fahrzeug der feindlichen Kolonie aus dem Himmel, wobei natürlich auch die etwa dreihundert schlafenden Passagiere des unbewaffneten Schiffs umkamen, während die übrige Flotte den Kurs auf Capitol beibehielt.

Und nach ihrer Ankunft auf Capitol wurden Fil und seine Flotte dafür dekoriert, daß sie die Rebellen erledigt hatten, und für die Zerstörung der feindlichen Kolonie wurden sie ehrend erwähnt.

»Aber ich wollte doch niemanden töten«, sagte Fil zu dem Beamten, der die Zeremonie leitete.

»Halten Sie das Maul«, erwiderte der Beamte gelassen. »Das sagt jeder. Aber die Auszeichnungen nehmt ihr Scheißkerle gern entgegen.«

»Hoffentlich sind sie mit einer Gehaltserhöhung verbunden«, sagte Fil. Und so war es auch, so daß er sich, sehr zur Freude seiner Frau, auf Capitol eine Wohnung

kaufen konnte. Sie richtete sie in chinesischem Stil ein, und jedesmal wenn er an Land war, tranken sie gemeinsam Tee und liebten sich auf einer Matte auf dem Fußboden, und Fil war so glücklich, wie man es von einem Menschen überhaupt vernünftigerweise erwarten konnte.

Und als die Menschen im Reich über das entsetzliche Verbrechen der SWIP-e33-Flotte erfuhren, ermordeten sie fast hunderttausend Leute, die man als Telepathen kannte, verdächtigte oder (zumindest) anklagte. Fast jeder fand das gerecht. Hatten die Telepathen nicht schließlich eine entsetzliche Greuelthat begangen?

Und was werden wir morgen tun?

Glendower: Ich kann die Geister aus den Tiefen rufen.

*Hotspur: Das kann ich auch, und das kann jedermann;
doch kommen sie, wenn du nach ihnen rufst?*

Heinrich IV Teil 13:1

Von allen Menschen auf Capitol war es allein Mutter, die auf ihrem eigenen Bett aufwachen durfte, dem Bett, auf dem sie bis zu dessen Tod vor achthundert Jahren mit Selvock Gray geschlafen hatte. Sie wußte nicht, daß das Originalbett schon vor Jahrhunderten auseinandergefallen war; es wurde mit allen Kratzern und abgestoßenen Stellen immer wieder neu gebaut, damit sie auf ihm erwachen und sich einsam ihren Erinnerungen hingeben konnte.

Keine leise vor sich hinmurmelnden Wärter. Keine Fieberschauer. Von allen Menschen auf Capitol war es allein Mutter, der man die köstliche Dorgenkombination verabfolgte, die das Erwachen zu einem Genuß werden ließ – und die für jedes Erwachen mehr kostete als das Gesamtbudget eines Raumschiffes.

Und so schwelgte sie in ihren Kissen, fühlte sich angenehm kühl und nicht einmal besonders alt. Wie alt bin ich eigentlich? überlegte sie und kam zu dem Schluß, daß sie wahrscheinlich vierzig war. Ich bin wahrscheinlich im mittleren Alter, sagte sie und spreizte die Beine, bis sie die beiden Bettkanten berührten.

Sie fuhr sich mit den Händen über den nackten Bauch

und fand, daß er nicht so flach war wie damals, als Selvock Jerry Crove aufgesucht und dabei auch gleich dessen fünfzehnjährige Enkelin verführt hatte. Aber wer hatte eigentlich wen verführt? Selvock erfuhr es nie, aber Mutter hatte ihn auserwählt, weil sie ihn für den Mann hielt, der am ehesten das schaffen würde, wofür ihr Großvater zu gut, ihr Vater zu schwach gewesen war – Die Eroberung und Vereinigung der gesamten menschlichen Rasse.

Es war mein Traum, sagte sie im Selbstgespräch. Mein Traum, zu dessen Erfüllung ich Selvock brauchte. In einem Dutzend Planetenkriegen besudelte er sich mit Blut, entsandte Flotten, die er selbst befehligte, aber ich war es, die die Pläne ausarbeitete, die Maschinerie in Bewegung setzte, die Raumschiffe ausrüstete und auf den Weg schickte. Ich beschaffte die Mittel, durch Bestechung, Erpressung und Mord.

Und dann, am Tag, da Selvock sich seines Sieges schon sicher sein konnte, erschöß ihn dieser verdammte Russe mit (ausgerechnet!) einer Pistole, und Mutter war allein.

Nackt lag sie auf dem Bett und dachte daran, wie seine Hand ihr Fleisch berührt hatte, seine kräftige und doch so zärtliche Hand, und sie vermißte ihn. Sie vermißte ihn, aber sie hatte ihn letzten Endes nicht gebraucht. Denn jetzt beherrschte sie das ganze von Menschen bewohnte Universum, und sie konnte alles haben, was sie sich nur wünschte.

*

Dent Harbock saß im Kontrollraum und schaute auf den Monitor. Mutter lag auf dem Bett und fummelte an sich herum. Wenn die Leute von dieser Schau doch nur ein Hologramm sehen könnten! dachte er. Dann würde es innerhalb einer Stunde eine Revolution geben. Oder vielleicht auch nicht. Vielleicht hielten die Leute sie wirklich für eine – wie hatte Nab sie noch genannt? – Erdenmutter, für ein Fruchtbarkeitssymbol. Wenn sie so fruchtbar war, warum hatte sie dann keine Kinder?

Nab betrat den Kontrollraum. »Wie geht es der alten Sau?«

»Sie träumt von Eroberung. Wie kommt es, daß sie nie Kinder hatte?«

»Wenn du an einen Gott glaubst, dann danke ihm dafür. Wie die Dinge stehen, funktioniert alles recht gut. Die einzige Herrscherin des Universums ist eine Frau in mittleren Jahren, die wir nur alle fünf Jahre für einen Tag wecken müssen. Kein Familienstreit. Kein Erbfolgekrieg. Und niemand versucht, der Regierung Vorschriften zu machen.«

Dent lachte.

»Wir sollten die Musik einschalten. Wir haben noch viel zu tun.«

*

Die Musik setzte ein, und Mutter war sofort hellwach. Ah, ja. Es wurde Zeit. Kaiserin zu sein, bedeutete nicht nur Luxus und angenehme Erinnerungen. Es bedeutete auch Verantwortung. Es gab Arbeit, die getan werden mußte.

Seit ich den Höhepunkt meiner Macht erreicht habe, bin ich faul, sagte sie sich. Aber ich muß dafür sorgen, daß die Räder sich weiterdrehen. Ich muß wissen was vorgeht.

Sie stand auf und zog das schmucklose Gewand an, das sie schon immer getragen hatte.

*

»Will sie das wirklich tragen?«

»Dergleichen trug sie schon, als sie noch aktiv regierte. Viele langjährige Schläfer handeln ähnlich – sie wollen tragen was ihnen seit langem vertraut ist.«

»Aber Nab, sie sieht darin aus wie ein Relikt aus dem Pleistozän.«

»Es macht sie glücklich. Wir wollen, daß sie glücklich ist.«

*

Der erste Punkt der Geschäftsordnung waren die Berichte. Die Minister mußten die Berichte persönlich vortragen, und für die seit ihrem letzten Erwachen neuernannten Minister war das Gespräch mit ihr gleichzeitig eine Eignungsprüfung. Der Flottenminister, der Armeeminister und der Friedensminister waren die ersten. Von ihnen erfuhr sie über den Krieg.

»Mit wem«, sagte sie, »befinden wir uns im Krieg?«

»Wir befinden uns nicht im Krieg«, sagte der Armeeminister unschuldig.

»Ihr Budget ist verdoppelt worden, Sir, und Sie haben doppelt so viele Männer eingezogen wie gestern. Für nur fünf Jahre bedeutet das einen ganz schönen Unterschied. Und erzählen Sie mir keine Scheiße über Inflation. Wen, mein lieber Freund, bekämpfen wir denn?«

Sie schauten einander mit kaum verhüllter Wut an. Es war der Flottenminister, der antwortete und dabei seine Verachtung für die Kollegen zu erkennen gab. »Wir wollten Sie damit nicht belästigen. Es war nur ein Grenzstreit. Vor einiger Zeit rebellierte der Gouverneur von Sedgway, und es gelang ihm, anderweitig Unterstützung zu finden. In einigen Jahren werden wir das unter Kontrolle haben.«

Sie lächelte höhnisch. »*Sie* sind vielleicht ein Flottenminister. Wie kann man etwas innerhalb weniger Jahre unter Kontrolle bekommen, wenn wir, selbst mit unseren Lichtschiffen, zwanzig oder dreißig Jahre brauchen, um von hier nach dort zu gelangen?«

Der Flottenminister wußte nichts mehr zu sagen. Der Armeeminister mischte sich ein. »Wir meinen natürlich einige Jahre nach Ankunft unserer Flotte.«

»Nur ein Grenzkonflikt? Wieso muß dann die Armee verdoppelt werden?«

»So sehr groß war sie ja vorher nicht.«

»Ich eroberte – mein Gatte eroberte die ganze bekannte Galaxis mit einem Zehntel der Soldaten, die Sie haben, *Sir*. Wir hielten das für eine bedeutende Streitmacht. Ich denke, Sie belügen mich, meine Herren. Ich denke, Sie versuchen die Tatsache vor mir zu verheimlichen, daß dieser Krieg ernster ist, als sie anfangs glaubten.«

Sie protestierten. Aber selbst ihre frisierten Zahlen genügten nicht, die Wahrheit vor ihr zu verbergen.

*

Nab lachte. »Ich habe ihnen doch gesagt, daß sie nicht lügen sollen. Die denken alle, daß sie eine Frau in mittleren Jahren, die fast immer schläft, nach Belieben zum Narren halten können, aber für sie ist die alte Kuh einfach zu schlau. Ich halte jede Wette, daß sie sie feuert.«

»Kann sie das denn?«

»Sie kann es, und sie tut es auch. Es ist die einzige Macht, die ihr geblieben ist, und die Narren, die glauben, daß sie ihre Berichte auch ohne meinem Rat zu folgen vortragen können, verlieren garantiert ihren Job.«

Dent sah ihn verblüfft an. »Aber, Nab, wenn sie doch wissen, daß sie gefeuert werden, warum schicken sie dann nicht einfach einen Assistenten, damit sie ihren Job behalten können?«

»Das wurde schon versucht bevor du geboren wurdest, mein Junge. Nach drei Fragen wußte sie schon, daß der Assistent nicht wie der Minister gewohnt war, Befehle zu erteilen. Nach drei weiteren Fragen erkannte sie, daß sie getäuscht worden war. Dann ließ sie den armen Kerl, den sie überlisten wollte in ihre Gemächer schaffen und verurteilte ihn samt seinem Assistenten zum Tode wegen Verrats.«

»Das ist wohl ein Scherz.«

»Damit du weißt, was für ein Scherz das war, muß ich dir sagen, daß es zwei Stunden dauerte, bis wir sie über-

zeugt hatten, daß sie die beiden nicht unbedingt eigenhändig erschießen müsse. Immer wieder bestand sie darauf, selbst dafür zu sorgen, daß alles in Ordnung ging.«

»Und was geschah dann?«

»Ihre Somec-Frequenz wurde drastisch herabgesetzt, und sie wurden zur Verwaltung einzelner Sektoren von nahe gelegenen Planeten abgestellt.«

»Sie durften nicht einmal auf Capitol bleiben?«

»Nein, darauf bestand sie.«

»Aber dann – dann regiert sie doch tatsächlich!«

»Und wie!«

*

Der Kolonialminister war der Zweitletzte. Er war neu im Amt und hatte tödliche Angst. Er wenigstens hatte Nabs Warnungen ernstgenommen.

»Guten Morgen«, sagte er.

»Wen wollen Sie beeindrucken? Wenn ich etwas hasse, dann sind das freundliche Morgengrüße. Setzen Sie sich und berichten Sie.«

Seine Hand zitterte, als er ihr seinen Bericht übergab. Sie las ihn rasch aber gründlich und sah den Minister mit hochgezogenen Brauen an. »Wer hat denn diesen verrückten Plan ausgebrütet?«

»Nun –« sagte er zögernd.

»Nun? Was heißt nun?«

»Dies ist ein laufendes Programm.«

»Ein laufendes Programm?«

»Ich dachte, Sie kannten das aus früheren Berichten.«

»Ich *weiß* davon. Eine einzigartige Methode, mit Kriegen fertig zu werden. Mehr Kolonien gründen als die anderen. Ein großartiger Plan. Er ist bis jetzt allerdings noch in keinem Bericht aufgetaucht, Sie Narr! Los, wer hat ihn ausgedacht?«

»Ich weiß es wirklich nicht«, sagte er kläglich.

Sie lachte. »Sie sind wirklich eine Entdeckung. Ein Kabinett voller Idioten, und Sie sind der schlimmste. Wer hat denn ausgerechnet *Ihnen* von dem Programm erzählt?«

Er wand sich vor Angst. »Der stellvertretende Kolonialminister, Mutter.«

»Name?«

»Doon, Abner Doon.«

»Machen Sie, daß Sie rauskommen, und sagen Sie dem Kanzler, daß ich diesen Abner Doon kennenlernen möchte.«

Der Kolonialminister stand auf und ging.

Mutter blieb auf ihrem Stuhl sitzen und starrte finster die Wände an. Die Dinge entglitten ihrer Kontrolle. Sie spürte es. Während ihres letzten wachen Tages hatte es dafür noch keine Anzeichen gegeben. Sie hatte höchstens eine Art Selbstgefälligkeit registriert. Aber diesmal hatte man mehrere Male versucht, sie anzulügen.

Sie mußten wohl ein wenig aufgerüttelt werden. Ich *werde* sie aufrütteln, beschloß sie. Und, wenn nötig, werde ich zwei Tage wach bleiben. Oder sogar eine Woche. Der Gedanke war recht erheiternd. Mehrere Tage nacheinander wachzubleiben – eine aufregende Aussicht.

»Bringt mir ein Mädchen«, sagte sie. »Ein Mädchen

von etwa sechzehn. Ich muß mit jemandem reden, der mich versteht.«

*

»Dein Stichwort, Hannah«, sagte Dent. Hannah wirkte nervös. »Mach dir keine Sorgen, Kleine. Sie ist nicht pervers oder so etwas. Sie will sich nur unterhalten. Denk daran, wie Nab schon sagte, du darfst über nichts die Unwahrheit sagen.«

»Beeil dich. Sie wartet«, unterbrach Nab.

Das Mädchen verließ den Kontrollraum und ging durch die Halle zur Tür. Zaghaft klopfte sie an.

*

»Herein«, sagte Mutter leise. »Herein.«

Das Mädchen war hübsch, ihr Haar rot, wunderschön und lang. Sie war verwirrt und ängstlich.

»Komm her, Mädchen. Wie heißt du?«

»Hannah.«

Und dann begann die Unterhaltung. Für Hannah eine seltsame Unterhaltung, denn sie kannte nur den Klatsch der jüngeren Mitglieder der höheren Gesellschaftsklassen Capitols. Die Frau in mittleren Jahren hatte es sich in den Kopf gesetzt, sich ihren Erinnerungen hinzugeben, und Hanna wußte nicht, was sie sagen sollte. Bald merkte sie allerdings, daß sie überhaupt nicht viel zu sagen brauchte. Sie mußte nur zuhören und gelegentlich Interesse zeigen.

Und nach einiger Zeit brauchte sie dieses Interesse nicht einmal mehr zu heucheln. Mutter war Relikt einer vergangenen Zeit, einer seltsamen Zeit, da es auf Capitol noch Bäume gab und der Planet noch Crove hieß.

»Bist du noch Jungfrau?« fragte Mutter.

Nie lügen, erinnerte sie sich. »Nein.«

»Wem hast du deine Unschuld geopfert?«

Ist das nicht gleichgültig? Sie kennt ihn doch nicht.

»Einem Künstler. Er heißt Fritz.«

»Ist er gut?«

»Alles, was er tut, ist wunderbar. Seine Stücke verkaufen sich wie –«

»Ich meine im Bett.«

Hannah errötete. »Das war nur einmal. Ich war nicht sehr gut. Aber er war freundlich.«

»Freundlich!« schnaubte Mutter. »Freundlich. Wer verlangt denn von einem Mann, daß er freundlich sein soll?«

»Ich«, sagte Hannah trotzig.

»Ein Mann, der freundlich ist, hat sich in der Gewalt, mein Liebes. Du hast eine goldene Gelegenheit verschenkt, Liebes. Mich hat Selvock entjungfert. Für dich ist das Geschichte, Kleine, aber für mich ist es noch nicht allzu lange her. Ich war schon damals ein berechnendes kleines Miststück. Ich wußte, daß wer auch immer mir die Unschuld raubte, in meiner Schuld sein würde. Und als ich Selvock Gray sah, wußte ich sofort, daß er der Mann war, der mich besitzen sollte.

Ich nahm ihn zu einem Ausritt mit. Du kennst keine Pferde, denn die gibt es auf Capitol nicht mehr. Es ist ein wahrer Jammer. Nach einigen Kilometern ließ ich ihn die

Sättel abnehmen, so daß wir auf den nackten Pferderücken reiten konnten. Und nach einigen weiteren Kilometern befahl ich ihm, sich zu entkleiden, und auch ich zog mich aus. Es gibt nichts Schöneres als nackt und ohne Sattel ein Pferd zu reiten. Und dann – ich kann nicht glauben, daß ich das fertigbrachte – ließ ich mein Pferd traben. Selbst mit Steigbügeln reiten Männer sehr ungern Trab, aber ohne Steigbügel und ohne Kleidung war das Traben für den lieben Selvock die reinste Qual. Es hätte den armen Kerl fast kastriert. Aber er war zu stolz, sich zu beklagen. Er hielt sich nur am Pferd fest und wurde bei jedem Stoß ganz weiß im Gesicht. Und endlich hatte ich Einsehen und ließ die Pferde galoppieren.

Es ist wie fliegen. Und jede Bewegung der Pferdemuskulatur spürt man zwischen den Beinen, als ob der Geliebte einen berührte. Als wir anhielten, waren wir von Pferdeschweiß bedeckt, aber er war so erregt, daß er mich gleich nahm, und zwar im Kies am Rande eines Felshanges. Damals gab es auf Crove noch Felshänge. Ich war Neuling und nicht sehr gut, aber ich wußte, was ich tat. Ich hatte ihn so scharf gemacht, daß er gar nicht merkte, wie wenig ich ihm half. Und ich blutete reichlich. Es war sehr eindrucksvoll. Er war unglaublich zärtlich zu mir. Er führte die Pferde, so daß ich seitlich reiten konnte, und wir fanden unsere Kleidung und liebten uns noch einmal, bevor wir nach Hause ritten. Er verließ mich nie. Natürlich hatte er viele andere Frauen, aber er kam immer zu mir zurück.«

Für Hannah war es eine unglaubliche Welt, eine Welt, in der man einfach ein Tier besteigen und kilometerweit

reiten konnte, ohne jemanden zu *treffen*, in der man sich an einem *Felshang* dem Sex hingeben konnte.

»Tat der Kies nicht weh? Besteht Kies nicht aus kleinen Felsen?«

»Es schmerzte wie verrückt. Noch tagelang mußte ich mir die Steinchen aus dem Rücken holen.« Mutter lachte. »Du hast dich zu schnell hingegen. Du hättest mehr davon haben können.«

Hannah wurde nachdenklich. »Es gibt heute keine Eroberer mehr.«

»Mach dir nichts vor, Mädchen. Hannah, meine ich. Es gibt mehr Eroberer, als du weißt.«

Und sie sprachen noch eine Stunde lang miteinander, und dann erinnerte sich Mutter daran, daß sie arbeiten mußte, und schickte das Mädchen fort.

*

»Gut gemacht, Hannah. Wie ein alter Profi.«

»Es war gar nicht schlecht«, sagte das Mädchen. »Ich mag sie.«

»Sie ist eine nette alte Dame«, lachte Dent.

»Das ist sie auch«, sagte Hannah abwehrend.

Nab sah ihr in die Augen. »Sie hat eigenhändig mehr als zwanzig Männer ermordet. Und den Tod Hunderter weiterer veranlaßt. Die Kriege nicht mitgezählt.«

Hannah sah wütend aus. »Dann haben sie den Tod auch verdient!«

Nab lächelte. »Sie webt immer noch die alten Netze, nicht wahr? Sie hat dich richtig eingefangen. Aber das

spielt keine Rolle. Du wirst jetzt drei Jahre früher Somec nehmen dürfen. Freu dich darüber. Alle fünf Jahre lernt nur eine einzige Frau Mutter kennen. Und du darfst es niemandem erzählen.«

»Ich weiß«, sagte sie. Und dann, es war unerklärlich, fing sie an zu weinen. Vielleicht, weil sie Mutter während dieser einstündigen Unterhaltung liebgewonnen hatte. Oder vielleicht, weil es keine Pferde mehr gab, auf denen sie reiten konnte, und weil sie es das erstemal im Schlafzimmer ihrer Eltern getan hatte, als diese ausgegangen waren. Sie hatte es sich erschlichen, nicht frei genommen unter den Strahlen der Sonne an einem Felshang. Sie hätte gern gewußt, wie es an einem Felshang wohl war. Sie stellte sich vor, daß sie an einem solchen stand und hinunterschaute. Aber es lag alles so tief unter ihr. Viele Meter ging es nach unten. In Gedanken schrak sie vor dem Blick in die Tiefe zurück. Felshänge waren nur etwas für längst vergangene Zeiten.

*

»Sie sind also Abner Doon.«

Er nickte. Seine Hand zitterte nicht. Er sah sie nur fest an. Seine Augen waren unergründlich, und sie war ein wenig beunruhigt. Sie war es nicht gewohnt, daß man ihrem Blick so leicht standhielt. Es schien ihr fast, als schaute er sie freundlich an.

»Ich habe gehört, daß Sie den klugen Plan ausgedacht haben, hinter dem Gebiet des Feindes Planeten zu kolonisieren.«

Abner lächelte. »Es schien mir produktiver, als die ganze menschliche Rasse der Vernichtung auszuliefern.«

»Ein Krieg, der dadurch ausgetragen wird, daß man mehr baut als der Feind. Ich muß sagen, die Idee ist neu.« Sie stützte den Kopf in die Hand und wunderte sich darüber, daß sie diesen Mann nicht gleich angriff. Vielleicht weil sie ihn mochte. Aber sie kannte sich besser und wußte, daß sie ihn deshalb nicht angriff, weil sie noch nicht sicher war, wo seine Schwäche lag. »Sagen Sie mir, Abner, wie weit erstreckt sich der gegenwärtige Besitz des Feindes?«

»Er erstreckt sich über ein Drittel der bewohnten Planeten«, antwortete Doon.

*

Zuerst war Dent erschrocken, dann wurde er wütend. »Er hat es ihr gesagt! Er hat es ihr eben gesagt! Der Kanzler wird seinen Kopf fordern.«

Nab lächelte nur. »Niemand wird seinen Kopf fordern. Ich weiß nicht, wie er es ausgeklügelt hat, aber er und dieses Mädchen Hannah – die beiden können mit der alten Kuh umgehen. Die Regel lautet: Genau sein, auch wenn man lügt.«

»Er macht alles kaputt!«

»Nein, Dent. Die anderen Minister haben sich selbst abgeschossen. Warum sollte er es ihnen gleichtun? Der Knirps ist schlauer, als ich dachte.«

*

Doon durfte eine Viertelstunde bei ihr bleiben – ein unerhörter Vorgang, wo doch gestandenen Ministern kaum je eine Audienz zugestanden wurde, die länger als zehn Minuten dauerte. Und draußen vor der Tür konnte der Kanzler nur mühsam seiner Erregung Herr werden.

»Mr. Doon, wie ertragen Sie es nur, so unglaublich klein zu sein?«

Damit hatte sie Doon endlich einmal auf dem falschen Fuß erwischt, und sie genoß diesen kleinen Sieg.

»Klein?« fragte er. »Ja, das bin ich wohl. Aber das kann ich nicht selbst beeinflussen, und deshalb denke ich nicht darüber nach.«

»Und was können Sie denn beeinflussen?«

»Die Zuweisungsabteilung des Kolonialministeriums«, antwortete er.

Sie lachte. »Das ist keine komplette Liste, nicht wahr, Mr. Doon?«

Er legte den Kopf schief. »Wollen Sie darauf wirklich eine Antwort haben?«

»O ja, Mr. Doon, das will ich.«

»Aber ich werde Ihnen darauf keine Antwort geben Mutter. Jedenfalls nicht hier.«

»Warum nicht?«

»Weil zwei Männer im Kontrollraum alles hören, was wir sagen und alles aufzeichnen, was wir tun. Wenn wir keine Zuhörer haben, werde ich offen mit Ihnen reden.«

»Ich werde ihnen befehlen, nicht zuzuhören.«

Doon lächelte.

»Oh, ich verstehe. Ich mag regieren, aber ich beherr-

sche nicht immer alles. Das meinten Sie doch. Nun, wir werden sehen. Bringen Sie mich zum Kontrollraum.«

Doon stand auf, und sie folgte ihm, als er den Raum verließ.

*

»Nab! Nab, er bringt sie her! Was sollen wir tun?«

»Ganz natürlich verhalten. Mach sie bloß nicht auf das Gerät aufmerksam.«

Die Tür zum Kontrollraum öffnete sich, und Doon ließ Mutter eintreten. »Guten Tag, meine Herren«, sagte sie.

»Guten Tag, Mutter. Ich heiße Nab, und dieses versteinerte Häufchen Elend ist mein Assistent Dent.«

»Sie sind also die beiden, die dauernd zuhören und meine Anweisungen befolgen.«

»So gut es uns möglich ist, natürlich.« Nab strahlte eitel Zuversicht aus.

»Monitoren. Fernsehen! Wie merkwürdig!«

»Man hat beschlossen, daß holographische Aufzeichnungen unpassend wären.«

»Quatsch, Nab«, sagte Mutter liebenswürdig. »Hier steht doch ein solches Gerät.«

»Nur für historische Aufzeichnungen. Niemand sieht sich das jemals an.«

»Ich freue mich zu erfahren, wie genau ich beobachtet werde. Ich werde in Zukunft darauf achten, wie ich morgens liege.« Sie wandte sich an Doon. »Gibt es einen Ort, wo wir uns treffen können, ohne daß die Vögel uns aus den Bäumen beobachten?«

»Der einzige Ort auf Crove«, antwortete Doon, »wo die Vögel tatsächlich in den Bäumen sitzen und einen beobachten, gehört mir.«

Sie war ganz schockiert. »Richtige Vögel?«

»Ja. Komplett mit dem, was sie fallenlassen. Man muß aufpassen, wohin man tritt.«

Ihre Stimme klang rauh vor Erregung. »Führen Sie mich! Schaffen Sie mich dorthin!« Dann fuhr sie herum und redete Nab und Dent an. »Und Sie beide. Das Aufnahmegerät kommt hier weg. Sie können zuhören und beobachten, aber es darf nicht ständig aufgezeichnet werden. Haben Sie verstanden?«

Nab stimmte höflich zu. »Das ist erledigt, bevor Sie zurückkommen.«

Sie lächelte ihn höhnisch an. »Sie haben gar nicht die Absicht, meinen Wünschen zu entsprechen, Nab. Halten Sie mich für eine Närrin?« Und sie verließ den Raum durch die zweite Tür, die Doon ihr aufhielt.

Als die Tür ins Schloß fiel, würgte Dent und übergab sich in einen Papierkorb. Nab schaute teilnahmslos zu. »Du hast immer noch nichts gelernt, Dent. Vor ihr braucht man keine Angst zu haben.«

Dent schüttelte nur den Kopf und wischte sich die Lippen ab. In der Rachenhöhle und im Hals spürte er das Brennen der Magensäure.

»Geh und hol die Techniker. Wir müssen das Aufnahmegerät woanders hinhängen. Wir lassen einfach etwas aus der Wand rausreißen, so daß die Handwerker mit Reparaturarbeiten beschäftigt sind, wenn die beiden zurückkommen. Es muß so aussehen, als hätten wir die La-

ser ausgebaut. Beeil dich, Junge.«

Dent blieb an der Tür stehen. »Was wird man mit diesem Doon machen?«

»Nichts. Mutter mag ihn. Wir werden ihn einfach benutzen, damit sie auch später glücklich ist. Der Mann ist eine Null.«

*

Mutter empfand deutlich, daß Doon immer vergnügter wurde, als sie (unter schwerer Bewachung) die Korridore entlanggingen, die für sie freigemacht worden waren, bis sie endlich an eine Tür gelangten, vor der Doon den Kleinen Knaben der Großen Mutter bedeutete, sich aus dem Staub zu machen.

»Sie müssen mir schon etwas Vernünftiges vortragen, Doon«, sagte Mutter und erkannte schon an seinem Verhalten, daß es etwas Vernünftiges sein würde.

»Es wird den Spaziergang wert sein. In Ihrer Kindheit haben Sie natürlich viel weitere Wege zurückgelegt«, sagte er.

»Viele Kilometer«, sagte sie. »Welch wunderschöne Welt. Das hört sich schon so an, als ob man über Berg und Tal wandert. Eine Welt, in der man reist. Kilometerweit. Zeigen Sie mir den Ort, wo die Vögel in den Zweigen singen.«

Und Doon öffnete die Tür.

Rasch trat sie ein, ging langsamer und blieb dann stehen. Und nach einer Weile schritt sie schnell zwischen den Bäumen auf und ab und hielt nur inne, um sich ihrer

Schuhe zu entledigen und ihre bloßen Zehen in das Gras und die Erde zu wühlen. Ein Vogel flatterte an ihr vorbei. Eine Brise verfang sich in ihrem Haar und wehte es fächerförmig auf. Sie lachte.

Immer noch lachend lehnte sie sich gegen einen Baum, legte ihre Hände an die Rinde, glitt am Stamm herab und setzte sich ins Gras. Hell schien über ihr die Sonne.

»Wie haben Sie das nur geschafft? Wie ist es Ihnen gelungen, diesen Erdenfleck zu bewahren. Ich war zwanzig, als ich das letzte Mal solchen Boden berührte. Es war in einer der wenigen Parkanlagen, die es auf Capitol noch gab!«

»Dies ist nicht alles echt«, antwortete Doon. »Die Bäume und die Vögel sind natürlich schon echt, aber der Himmel ist ein Deckengewölbe, und die Sonne ist künstlich. Sie bräunt allerdings.«

»Ich bekam immer Sommersprossen. Aber ich sagte mir, zur Hölle mit den Sommersprossen, ich bete nun einmal die Sonne an!«

»Das weiß ich«, sagte Doon. »Ich erzähle jedem, daß dieser Ort dem Planeten Garden nachgestaltet ist, einem Planeten, der keine unbeschränkte Einwanderung zuläßt und auf dem es nur ein Minimum an Industrie gibt. Aber Sie wissen ja, wo wir wirklich sind.«

»Wir sind auf Crove«, sagte sie. »Die Welt meines Großvaters! So war dieser Planet, bevor man ihn mit Metall überzog, wie mit einem riesigen Keuschheitsgürtel, der alles Leben für immer fernhält; oh, Doon, Sie können von mir kriegen, was Sie wollen, wenn ich nur bei jedem Erwachen einen Nachmittag hier verbringen darf!«

»Ich würde mich freuen, wenn Sie kommen. Nur Sie wissen, was dies hier bedeutet.«

»Aber Sie wollen doch etwas von mir«, sagte sie.

Er lächelte. »Wollen Sie schwimmen?«

»Haben Sie denn Wasser?«

»Einen See. Kristallklares Wasser. Allerdings ein wenig kühl.«

»Wo!«

Er führte sie ans Wasser, und ohne zu zögern entledigte sie sich ihrer Kleidung und tauchte hinein. Doon folgte ihr bis in die Mitte des Sees, wo sie sich auf dem Rücken treiben ließ und einer Wolke nachschaute, die an der Sonne vorbeizog.

»Ich muß gestorben sein«, sagte sie. »Dies muß der Himmel sein.«

»Sind Sie gläubig?« fragte Doon.

»Ich glaube nur an mich selbst. Wir schaffen unsere eigenen Himmel. Und ich sehe, Doon, daß Sie einen guten geschaffen haben. Wissen Sie, Doon, Sie sind der erste Mann, mit dem ich heute gesprochen habe, der kein kompletter Esel ist.«

»Ich erhebe keinen Anspruch darauf, meinen Vorgesetzten überlegen zu sein.«

Sie kicherte und wedelte mit den Händen, um sich langsam im Wasser vorwärts zu bewegen. Auch Doon ließ sich auf dem Rücken treiben, und jeder hörte die Worte des anderen durch das Rauschen des Wassers.

»Jetzt die ganze Liste, Mr. Doon«, sagte sie. »Nennen Sie mir alles, was von Ihnen kontrolliert wird.«

»Wie ich schon sagte«, meinte er. »Ein Teil des Kolo-

nialministeriums.«

»Und?«

»Ich kontrolliere auch das übrige Ministerium. Und die anderen Ministerien.«

»Alle?« fragte sie.

»Auf diese oder jene Weise. Allerdings weiß das niemand. Es sind meine Leute, die die Leute im Griff haben, die die Ministerien leiten. Ich selbst gebe mich nicht mit dem täglichen Kleinkram ab.«

»Vernünftig von Ihnen. Sollen sie doch denken, daß sie unabhängig sind. Und?«

»Und?«

»Der Rest der Liste?«

»Das ist die ganze Liste. Alle Ministerien. Und die Ministerien kontrollieren alles andere.«

»Nicht alles. Nicht Somec«, sagte sie.

»Ach ja. Die unabhängige, unangreifbare Agentur. Nur Mutter kann die Regeln für den Schlafsaal festlegen.«

»Aber den kontrollieren Sie doch auch, nicht wahr?«

»Den mußte ich tatsächlich gleich zu Anfang übernehmen. So konnte ich bestimmen, wer wann aufwachte. Sehr nützlich. Dadurch kann ich die Leute loswerden, die mir im Wege stehen. Wenn sie schwach sind, lasse ich ihnen einfach seltener Somec verabreichen, und sie sterben dann bald aus. Wenn sie stark sind, lasse ich sie für längere Zeiträume unter Somec. Dann sind sie nicht oft genug wach, um mich ernsthaft zu belästigen.«

»Sie herrschen also praktisch über das ganze Reich?«

»Das stimmt«, antwortete Doon.

»Haben Sie mich hierhergebracht, um mich zu töten?«

Doon warf sich herum, trat Wasser und sah sie entgeistert an. »Das glauben Sie doch nicht im Ernst?« fragte er. »Das würde ich nie tun, Mutter, niemals. Dazu bewundere ich Sie viel zu sehr. Ich habe mein Leben nach Ihrem Vorbild gestaltet. Wie Sie zum Beispiel von Anfang an Ihr Reich unter Kontrolle hatten, und jeder glaubte, es sei Ihr Mann Selvock, der arme Hengst.«

»Aber für die Zucht nicht geeignet«, sagte Mutter nachdenklich. »Er hatte mit keiner auch nur ein einziges Kind.«

»Nein, Mutter. Sie sind allerdings der einzige Mensch auf der Welt, der sich mir in den Weg stellen könnte. Und ich wußte, daß Sie früher oder später erkennen würden, wer ich bin und was ich treibe. Ich habe mich auf diese Begegnung gefreut.«

»Wirklich? Ich nicht.«

»Nein?« Doon schwamm jetzt im Kraulstil, und bald hatte er das Ufer erreicht. Wenig später folgte ihm Mutter und fand ihn im Grase liegen.

»Sie haben recht«, sagte sie. »Auch ich habe mich auf diese Begegnung gefreut. Die Begegnung mit dem Dieb, der mir alles nehmen will.«

»Keine Spur«, sagte Doon. »Ich bin kein Dieb. Nur Ihr Erbe.«

»Ich habe vor, ewig zu leben«, sagte sie.

»Und, wenn es nach mir geht, werden Sie das auch.«

»Aber Sie wollen nicht nur mein Reich besitzen, Doon. Sie wollen nicht nur erben.«

»Nennen Sie es ein Sprungbrett. Wenn Sie dies Reich

nicht aufgebaut hätten, hätte ich es tun müssen. Aber da es schon besteht, werde ich es zerstören und aus seinen Bestandteilen etwas Besseres errichten.«

»Etwas noch Besseres?« fragte sie.

»Spüren Sie nicht den Verwesungsgeruch? Nichts auf diesem Planeten lebt. Nicht die Leute. Nicht die Atmosphäre, nicht der Fels, nichts, alles ist tot, alles stagniert. Ich werde ihm wieder Leben einhauchen.«

»Leben einhauchen!« kicherte sie. »Das war schon archaisch, als ich noch ein Mädchen war!«

»Ich studiere das Alte«, antwortete Doon. »Das Alte ist das einzige, was noch neu ist. Sie waren großartig. Sie haben etwas Wunderbares gebaut.«

Sie war glücklich. Zum ersten Mal seit Dekaden brannte die Sonne auf sie herab (in Wirklichkeit waren es Jahrhunderte gewesen, aber sie hatte die Jahre nicht erlebt, sie empfand sie nicht); sie war in Süßwasser geschwommen; und sie hatte einen Mann kennengelernt, der ihr möglicherweise ebenbürtig war.

»Und was soll ich nach Ihrer Meinung tun? Sie zum Kanzler ernennen? Sie heiraten?«

Doon verneinte. Diese Dinge hatte er nicht im Auge. »Lassen Sie mich ganz einfach weitermachen. Fordern Sie mich nicht heraus. Und treiben Sie mich nicht zur Eile an. Ich brauche noch einige Jahrhunderte. Dann wird alles auseinanderbrechen.«

»Ich könnte Sie immer noch aufhalten«, sagte sie.

»Das weiß ich«, antwortete er. »Aber ich bitte Sie, darauf zu verzichten. Niemand war in der Lage, Sie aufzuhalten. Ich will nur meine Chance bekommen.«

»Sie werden Ihre Chance bekommen. Eines aber möchte ich mir gern ausbitten.«

»Und das wäre?«

»Wenn Sie Ihren Plan wahr machen und alles auseinanderbricht, wie Sie es ausgedrückt haben – dann müssen Sie mich mitnehmen.«

»Ist das Ihr Ernst?«

»Das Universum, das Sie erschaffen wollen, Abner, wird für die Große Mutter keinen Platz haben.«

»Aber wird es nicht Platz haben für Rachel Crove?«

Der Name traf sie wie ein Hammer. Seit undenklicher Zeit hatte niemand sie mehr mit ihrem richtigen Namen angeredet.

Und sie war wieder ein Mädchen, und ein Mann, der ihr ebenbürtig oder doch fast ebenbürtig war, lag nackt neben ihr, und sie berührte ihn und legte die Arme um ihn, und dabei flüsterte sie: »Nimm mich mit. Nimm mich.«

Und er tat es.

Als die Sonne unterging, lagen sie im Gras, und sie empfand mehr Befriedigung als je zuvor seit jenem Tag an einem Felshang in Crove, als sie die Karriere ihrer Eroberungen begonnen hatte. Nur diesmal war sie erobert worden, und sie wußte es, und es war ihr recht.

»Bei jedem Erwachen«, sagte sie, »mußt du mir von deinen Plänen erzählen. Du mußt mir zeigen, was du aufbaust, und ich will alles beobachten.«

»Das werde ich tun«, sagte Doon, »aber du darfst keine Vorschläge machen.«

»Ich denke nicht im Traum daran. Das wäre Betrug, nicht wahr?«

»Du warst nicht sehr gut«, sagte Doon.

»Du auch nicht«, antwortete sie lachend. »Aber wen interessiert das?«

*

Mutter kam erst eine halbe Stunde vor ihrem großen Auftritt bei der Party anlässlich des Erwachens der Großen Mutter zurück, dem wichtigsten gesellschaftlichen Ereignis in Capitol. Nab war ganz bestürzt. »Mutter, Mutter, wir haben uns große Sorgen um Sie gemacht!«

Sie sah ihn nur schief an und runzelte die Stirn. »Ich war in guter Gesellschaft. Sie auch?«

Nab sah Dent an. »Eher in zweitklassiger, fürchte ich.«

Dent lachte nervös.

»Können Sie nicht wenigstens ein bißchen wütend werden, mein Junge?« knurrte die Mutter ihn an. »Es ist so verdammt langweilig, wenn jeder versucht, nett zu sein. Nun, die Party hat wohl schon angefangen. Was ziehe ich also diesmal an?«

Man brachte ihr das Kleid, und sieben Frauen hüllten sie darin ein. Entsetzt bemerkte sie, daß ihre Brustwarzen zu sehen waren. »Ist das wirklich Mode?«

Nab schüttelte den Kopf. »Es ist ein wenig zurückhaltender als die meisten anderen. Aber ich dachte, daß Sie vielleicht auf diese Weise an besten Ihrem Image –«

»Zurückhaltend? Ich?« Sie mußte immer wieder lachen. »Oh, dies ist das beste Erwachen seit Jahren. Seit Jahren, Nab. Sie können bleiben, aber feuern Sie den Jungen. Suchen Sie sich einen Assistenten mit mehr

Grips. Der Junge ist ein Dummkopf. Und schicken Sie den Kanzler zu mir.«

Der Kanzler trat ein, verbeugte sich und entschuldigte sich immer wieder für die Schwächen in den bei diesem Erwachen abgegebenen Berichten.

»Alle versuchen, mich zu belügen«, sagte sie. »Feuern Sie die Leute. Aber nicht den Kolonialminister. Und auch nicht seinen Assistenten. Die beiden haben mich beeindruckt. Sie dürfen bleiben. Und was Sie anbetrifft, so werde ich in den Berichten keine Lügen mehr dulden. Haben Sie verstanden? Und wenn Sie schon lügen müssen, dann tun Sie es wenigstens vernünftig. Diese Leute können ja nicht einmal einem fünfjährigen Kind etwas vormachen.«

»Ich werde Sie niemals belügen, Mutter.«

»Ich weiß genau, daß ich nur dem Namen nach Kaiserin bin. Sie brauchen also nicht so gönnerhaft zu tun. Sorgen Sie lieber dafür, daß die schlampige Arbeit des Kabinetts mich nicht immerzu daran erinnert. Ist das klar?«

»Vollkommen klar.«

»Und dieser Assistent des Kolonialministers. Er war erfrischend. Ich will, daß er bei meinem nächsten Erwachen wach ist und bereit ist, sich mit mir zu treffen. Er soll seinen Job behalten. Zweifellos ist er sein Geld nicht wert, aber ich mag ihn.«

Der Kanzler nickte.

»Reichen Sie mir Ihren Arm. Zur Hölle mit dem Protokoll. Wir gehen jetzt zur Party.«

Nab sah sie gehen.

»Bin ich wirklich gefeuert?« fragte Dent.

»Ja, mein Junge. Ich hatte dich gewarnt. Du mußt dich natürlich verhalten. Ziemlich schlimm das Ganze. Dabei hatte ich gehofft, aus dir könnte was werden.«

»Und was soll ich nun tun?«

Nab zuckte die Achseln. »Für die Leute, die Mutter feuert, stehen immer gute Jobs zur Verfügung. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen.«

»Ich könnte sie umbringen.«

»Warum? Sie hat dir doch einen Gefallen getan. Jetzt brauchst du nicht mehr zuzuschauen, wie sie sich bei jedem Erwachen wichtig tut. Die alte Sau. Ich wünschte, daß sie zehn Jahre schlief.«

Dent war überrascht. »Du haßt sie also wirklich, nicht wahr?«

»Ob ich sie hasse? Doch, ich glaube schon.« Und Nab wandte sich ab. »Mach, daß du rauskommst, Dent. Wenn sie dich hier noch sieht, werde ich auch gefeuert.«

Dent ging, und Nab sah in die Akten, um den nächsten armen Narren auszusuchen, der sich daranwagen mußte, Mutter befriedigende Auskunft zu erteilen. Er brauchte einen Assistenten. Die Dummheit der Assistenten ließ Nab immer ein wenig besser aussehen.

Hasse ich sie wirklich, überlegte sich Nab.

Er war sich nicht schlüssig. Er wußte nur noch, daß er sie am Vormittag beobachtet hatte, als sie nackt auf dem Bett lag. Haß hatte er dabei nicht empfunden.

*

Die Party zog sich in die Länge und war genauso langweilig, wie es alle anderen gewesen waren, aber Mutter wußte, wie wichtig es war, sich sehen zu lassen. Sie mußte sich bei jedem Erwachen zur festgesetzten Zeit zeigen, denn sonst könnte man sie verschwinden lassen, ohne daß es jemand merkte. So machte sie die Runde und begrüßte freundlich die jungen Mädchen, die gerade das Somec-Alter erreicht hatten. Sie begrüßte die Tagediebe und Lakaien, die bei Hofe herumhingen, und die alten Männer und Frauen, die schon vor Jahrhunderten, als sie noch jung waren, Mutters Bekanntschaft gemacht hatten.

Sie war allen ein lebender Vorwurf. Ganz gleich, welche Somec-Ebene die einzelnen erreicht hatten, ihre eigene lag höher. Ganz gleich, wie viele Jahrhunderte vergingen, bis sie alt wurden, keiner von ihnen würde jemals Mutter altern sehen. Ich werde ewig leben, rief sie sich ins Gedächtnis zurück.

Aber während sie die Leute beobachtete, die diese Party tatsächlich für wichtig hielten, machte sie der Gedanke, ewig leben zu können, sehr müde.

»Ich bin müde«, sagte sie zum Kanzler, der sofort ein Zeichen gab, worauf das Orchester mit einer lebhaften Musik einsetzte, die schon vor Äonen komponiert worden war (diese Musik war schon alt als ich noch Kind war, dachte sie), und dann defilierten die Gäste an ihr vorbei, und es dauerte eine Stunde, bis sie jeden einzelnen verabschiedet hatte und der letzte endlich verschwand.

»Es ist vorüber«, seufzte sie. »Dem Himmel sei Dank.« Und sie ging nach oben in den Raum, wo Arbeiter offensichtlich etwas aus den Wänden gerissen hatten.

Man tut so, als hätte man die Aufzeichnungsgeräte ausgebaut, befand sie, und es amüsierte sie, daß man sie so leicht hinters Licht führen zu können glaubte. Dieser Nab – ein gescheiter Kerl. Aber auch ein ausgebuffter Hund. Bei solchen Leuten wußte man, woran man war. Er würde seinen Dienst noch eine ganze Weile versehen.

Sie setzte sich auf die Bettkante und bürstete sich das Haar, nicht weil es nötig war, sondern weil es ihr eben so einfiel. Sie betrachtete sich in dem großen Spiegel und stellte stolz fest, daß ihr Körper noch straff war. Daß sie wenn auch nicht mehr jung, so doch begehrenswert war. Ich bin Doon gewachsen, sagte sie sich. Ich bin immer noch jedem Mann gewachsen, den meisten mehr als gewachsen. Ich habe jedes Spiel mitgespielt und immer gewonnen, und wenn ich jetzt auch nur noch Gallionsfigur bin, dann jedenfalls eine, vor der man sich hüten muß. Und Doon – ein Verbündeter. Er war auf ihrer Seite. Ihm konnte sie trauen.

Konnte sie das wirklich?

Sie legte sich im Bett zurück und schaute zur Decke, auf die ein Fresko gemalt war, das die Kopie einer alten, vor langer Zeit auf der Erde zu Staub zerfallenen Malerei darstellte. Ein nackter Mann reckte den Arm empor und berührte den Finger Gottes. Sie wußte, daß es Gott war, denn seine Gestalt war so furchteinflößend wie keine andere an der Decke, und er mußte einfach Gott sein. Ich war das, dachte sie. Ich war die Gründerin. Ich habe Finger berührt und den Dingen Leben eingehaucht. Nun ist Doon am Werk. Gibt es Platz für uns beide?

Ich werde Platz schaffen, beschloß sie. Er wird sich

nie von mir bedroht fühlen. Denn er könnte gewinnen, und das wäre schlimm, und es wäre noch schlimmer, wenn ich gewönne, denn ich bin faul und völlig am Ende, und er fängt erst an. Wir wollen also Verbündete sein, und ich werde ihm trauen, und er wird mir trauen, und ich werde etwas Neues im Universum entdecken, eine Schöpfung, die vielleicht besser sein wird als meine.

»Hättest *du* darauf gehofft?« fragte sie den bärtigen Mann an der Decke. »Auf jemanden, der besser ist als du? Oder hast du sie alle auf ihre wahre Größe zurückgestutzt, wenn sie zu mächtig wurden?« Sie erinnerte sich an eine Geschichte über Menschen, die einen Turm bauten, um die Sterne zu erreichen. Gott hatte das Unternehmen vereitelt, wie sie noch wußte. Nun, am Ende sind wir doch zu den Sternen gelangt, aber du hattest dich schon entfernt und uns Raum geschaffen.

Ich werde mich auch entfernen und Doon Raum schaffen. Aber er sollte sich verdammt hüten, mich zu vergessen.

*

»Die Alte schläft, Crayn. Rufen Sie die Schlafsaalwärter.«

Die neue Assistentin, ein nervöses Mädchen, das, wie Nab wußte, hier nicht alt werden würde, rief die Leute, die schnell aber lautlos in den Raum eilten, Mutters Gehirninhalt aufzeichneten und ihr Somec verabfolgten. Als Mutter versorgt war, kam Nab herein.

»Geben Sie mir das Band«, sagte er, und sie gaben es ihm, denn er verschloß es jedesmal in einem Spezialtre-

sor. Und dann schoben sie sie hinaus, damit sie in ihren privaten Schlafraum gebracht werden konnte, der in einer isolierten Gegend Capitols lag. Dort sollte sie in ihren Sarg gelegt werden. Alles natürlich unter strengsten Sicherheitsvorkehrungen.

Aber Nab hielt immer noch ihr aufgezeichnetes Gedächtnis in der Hand. Sie hatte mit Doon geschlafen, das wußte er. Wie der Knirps dazu gekommen war, wußte er nicht, aber sie hatte mit ihm geschlafen, konnte ihn gut leiden und hatte ihn gebeten, sich beim nächsten Erwachen mit ihr zu treffen. Und er, Nab, hatte ihr Band. Was hätte ihn schon davon abhalten können, es versehentlich zu zerstören? Und dann würde sie aufwachen und sich an diese Wachperiode nicht mehr erinnern können. Man würde das Band vom Erwachen davor benutzen müssen.

Es zu löschen dürfte nicht schwierig sein, dachte er, und er brachte das Band in den Kontrollraum. »Sie können gehen, Crayn«, sagte er. »Ich schließe selbst ab.«

»Was für ein Tag«, sagte Crayn, als sie ging.

Die Tür schloß sich hinter ihr, und Nab fand das Löschgerät für die normalen Aufzeichnungen. Das konnte man auch für ein Band mit aufgezeichnetem Gehirninhalte verwenden. Er hätte es auch getan, wenn nicht in diesem Augenblick eine Nadel abgefeuert worden wäre, die ihn tötete.

Mutters kleine Knaben schafften die Leiche fort und beseitigten sie. Das Band mit Mutters Gehirninhalte wurde Leuten zur Aufbewahrung gegeben, die sich nie an ihm vergreifen würden. Es wurde schärfstens bewacht. Wie aber hatte Abner Doon wissen können, daß Nab so

etwas tun wollte? Der Mann war wie ein Polyp, überall hatte er seine Fangarme. Aber deshalb gehorchten Mutters kleine Knaben ihm auch. Er irrte sich nie.

*

Mutter hatte noch nicht geschlafen, als die Leute kamen, die ihren Gehirninhalt aufzeichnen wollten. Aber sie lag schlaff da, um deren Verrichtungen über sich ergehen zu lassen.

Heute habe ich meinen Nachfolger kennengelernt und den ersten Mann außer Selvock, der mich lieben durfte. Heute habe ich fast das ganze Kabinett gefeuert, weil sie alle Narren und Betrüger waren. Heute habe ich Crove erlebt, wie es aussah, als es noch schön war.

Heute gab es mehr Abwechslung als gestern oder als vor drei Wochen oder acht Monaten.

Vor acht Monaten. Es war erst acht Monate, erst tausend Jahre her, daß sie sich zu dieser hohen Somec-Ebene und zu ewigem Leben entschloß. An jenem Tage hatte sie ihre ersten Falten entdeckt und war zu der Erkenntnis gelangt, daß auch sie schließlich altern würde. So hatte sie beschlossen, durch die Zeiten zu fliegen und gerade oft genug aufzuwachen, um zu sehen, ob es etwas gab, das sich zu erfahren oder zu leben lohnte.

Heute hatte sie es gefunden.

Und was, überlegte sie, werden wir morgen tun?

Kinder töten

Oh, die Seele, die Seele hat Abgründe und Höhen; steil herabstürzende Felshänge, schrecklich und von keinem Menschen ermessen. Mag sie geringachten, wer nie dort hing.

– Gerard Manley Hopkins

Er hörte das Klicken der Tür, die sich öffnete, aber er wandte sich nicht von dem großen Stapel aus weichen Plastikblöcken ab, den er gerade baute. Statt dessen suchte er unter den auf dem warmen Fußboden verstreuten Blöcken einen orangefarbenen. Den brauchte er unbedingt, um sein Werk fertigzustellen.

»Link?« sagte eine nur allzu vertraute Stimme hinter ihm, eine seltsame, vertraute Stimme, die als einzige unter allen Stimmen seine erschrockene Aufmerksamkeit erregen konnte. Ich habe sie umgebracht, dachte er. Sie ist tot.

Aber er drehte sich langsam um, und da stand tatsächlich seine Mutter leibhaftig vor ihm, mit ihrem schlanken wunderschönen Körper (Nicht fünfundvierzig! Sie konnte keine fünfundvierzig sein!), der makellosen Kleidung und mit Entsetzen in den Augen.

»Link?« fragte sie.

»Hallo, Mutter«, sagte er verstört, mit tiefer Stimme und sehr langsam. Ich spreche wie ein geistiger Krüppel, stellte er fest. Aber er wiederholte die Worte nicht. Er lächelte sie nur an (das Licht ließ ihr Haar wie einen Hei-

ligenschein aussehen, das Gewebe ihrer Bluse lag eng auf den Rundungen ihrer Brüste, nein, das darf ich nicht bemerken, ich muß statt dessen an Mutterschaft und Sohnesliebe denken. Warum ist sie nicht tot? War das, so Gott will, nur ein Traum, und ist dies die Wirklichkeit? Oder ist selbst daß ich hier bin eine Vision?), und eine oder zwei Tränen glänzten in seinen Augen, so daß er nicht gut sehen konnte, und durch diese Sichttrübung glaubte er einen Augenblick, sie hätte braunes Haar; aber sie war immer blond gewesen –

Sie sah die Tränen und ignorierte den immer noch erkennbaren Wahnsinn in seinem flackernden Blick. Nur eine Sekunde lang streckte sie die Arme aus und stemmte sie dann in die Hüften (sieh nur, wie bei ihr zwischen Hüften und Unterleib Vertiefungen liegen, die nach unten weisen, sagte sich Link). Sie sah ihn wütend und gekränkt an und sagte: »Was, bekomme ich nicht einmal eine Umarmung von meinem Jungen?«

Diese Worte waren die Beschwörungsformel, die nötig war, damit sich Link vom Fußboden zu seinen vollen hundertneunzig Zentimetern Länge aufrichtete. Er ging zu ihr und streckte seine langen Arme nach ihr aus –

»Nein –« gluckste sie und stieß ihn von sich. »Nicht so – nur ein kleiner Kuß. Nur ein Kuß.«

Sie spitzte die Lippen zu einem kindlichen Kuß, und auch er spitzte die Lippen und beugte sich hinab. Aber im letzten Augenblick wandte sie den Kopf ab, und er küßte sie ungeschickt auf Ohr und Haare.

»Oh, wie naß«, sagte sie mit Ekel in der Stimme. Sie griff in ihre Handtasche, holte ein Tuch heraus und

wischte sich das Ohr ab, wobei sie leise lachte. »Wie ungeschickt, Link. Du warst schon immer ein ungeschickter Junge ...«

Link stand unentschlossen da, und wie schon so oft überlegte er, was er als nächstes tun könne, ohne sich einen Vorwurf einzuhandeln. Er blieb noch länger so stehen und wußte, daß es etwas gab, das er tun, zu dem er sich entschließen mußte, aber statt dessen entschloß er sich zu gar nichts und spulte mit kindlicher Stimme immer wieder den gleichen Gedankengang ab: »Mami verrückt, Mami verrückt, Mami verrückt.«

Sie musterte ihn, und ihr Mund formte sich halb zu einem Lächeln (sieh nur den natürlichen Glanz ihrer Lippen, die sie nie schminkte, nie schminken mußte, Lippen, die immer ein wenig feucht und halb geöffnet waren, und zwischen denen die Zunge in zärtlichem Liebesspiel über die Zähne strich), und sie wußte nicht recht was geschah.

»Link?« sagte sie. »Link, hast du nicht einmal ein Lächeln für deine Mutter übrig?«

Und Link versuchte sich daran zu erinnern, wie man lächelt. Was für ein Gefühl war das noch? Man mußte gewisse Muskeln betätigen, und das Gesicht fühlte sich dann straff an –

»Nein!« kreischte sie, trat zurück und traf auf die geschlossene Tür. Sie hatte offenbar erwartet, daß sie offen sein würde – als ob dies keine Nervenheilstätte wäre, und als ob die Patienten sich nach Belieben auf dem Korridor aufhalten durften. Sie wirbelte herum und hämmerte mit den Fäusten gegen die Tür. Dabei schrie sie wie rasend: »Laßt mich hier raus!«

Sie ließen sie raus, die großen Männer mit dem angenehmen Lächeln, die außerdem Link täglich fünfmal ins Badezimmer brachten, weil er irgendwie nicht mehr bemerkte, wann es nötig war. Und als sich die Tür hinter ihr schloß, stand Link immer noch da und wußte nicht, was er tun sollte, und er wußte nicht, warum er die Hände ausgestreckt hielt und diese sich anschickten etwas Rundes zu umklammern, etwas Vertikales, Zylindrisches, etwas vielleicht, das wie die Kehle eines Menschen aussehen konnte.

*

Auf verwirrende Weise schön und gelassen saß Mrs. Danol in Doktor Horts Büro, und Hort fragte sich, ob es dieselbe Frau war, die noch vor Minuten weinend im Arm eines der Wärter gelegen hatte.

»Das einzige Wichtige ist für mich ist mein Sohn«, sagte sie. »Sieben schreckliche Monate lang war er weg, war er verschwunden, und ich weiß nur, daß ich ihn wiedergefunden habe und mit nach Hause nehmen will. Zu mir!«

Hort seufzte. »Mrs. Danol, Linkeree ist geistesgestört und kriminell. Dies ist eine *Regierungseinrichtung*, falls Sie sich daran erinnern. Er hat ein Mädchen ermordet.«

»Sie hat es wahrscheinlich nicht besser verdient.«

»Sie hat ihn sieben Monate lang unterstützt und für ihn gesorgt, Mrs. Danol.«

»Sie hat ihn wahrscheinlich verführt.«

»Sie hatten ein recht aktives Sexualleben, an dem sie beide eifrig teilnahmen.«

Mrs. Danol sah entsetzt aus. »Hat mein Sohn Ihnen das erzählt?«

»Nein, die Mieter unter ihnen haben es der Polizei erzählt.«

»Sie wissen es also nur vom Hörensagen.«

»Auf diesem Planeten hat die Regierung nur einen sehr begrenzten Etat. Die meisten Leute leben in Wohnungen, in denen eine Privatsphäre nur schwer gewahrt bleiben kann.«

Und es schauderte Mrs. Danol, anscheinend vor Ekel über die mißliche Lage der armen Elenden, die sich im Regierungswohnblock in der stumpfsinnigen Hauptstadt dieser stumpfsinnigen Kolonie zusammendrängen mußten.

»Ich wünschte, ich könnte hier weg«, sagte sie.

»Es wäre gut gewesen, wenn Sie es hätten früher tun können«, antwortete Hort. »Ihr Sohn haßt diese Welt. Oder besser, er haßt, was er von dieser Welt sieht.«

»Nun, das kann ich gut verstehen. Diese scheußlichen wilden Menschen – und die Leute in der Stadt sind nicht viel besser.«

Hort amüsierte sich über ihren umgekehrten Demokratiebegriff – Sie schätzte alle Leute als ihr unendlich unterlegen und deshalb einander gleich ein. »Dennoch muß Linkeree hierbleiben, und wir müssen versuchen, ihn zu heilen.«

»Das ist alles, was ich mir für meinen Jungen wünsche. Daß er wieder der nette, liebe Junge wird, der er einmal war – ich kann nicht glauben, daß er sie wirklich getötet hat!«

»Siebzehn Zeugen haben gesehen, daß er sie erdrosselte, und zwei davon mußten ins Krankenhaus, weil er sich auf sie stürzte, als sie ihn von der Leiche wegrissen. Er hat sie ganz bestimmt getötet.«

»Aber warum«, sagte sie erregt, und ihre Brüste hoben und senkten sich vor Leidenschaft derart, daß Hort wieder amüsiert war – er hatte in seinem Leben schon viele solche Exhibitionisten für den Hausgebrauch kennengelernt. »Warum sollte er sie umbringen?«

»Weil sie, Mrs. Danol, abgesehen von ihrer Haarfarbe und davon, daß sie einige Jahre jünger war, genauso aussah wie Sie.«

Mrs. Danol fuhr hoch. »Mein Gott, Doktor, das ist doch wohl ein Scherz!«

»Das einzige, an dem Link seit seiner Ankunft hier unbeirrt festhält, ist seine feste Überzeugung, daß Sie es waren, die er getötet hat.«

»Das ist entsetzlich. Das ist widerwärtig.«

»Manchmal weint er und sagt, daß es ihm leid tut und daß er es nie wieder tun wird. Meistens aber lacht er ganz fröhlich darüber, als ob es ein Spiel wäre, das er nach vielen Mißerfolgen endlich gewonnen hat.«

»Ist es das, was man auf diesem gottverlassenen Planeten unter Psychologie versteht?«

»Es ist das, was man auf Capitol selbst unter Psychologie versteht. Sie wissen doch, wo ich mein Examen gemacht habe. Ich versichere Ihnen, daß ich kein Wort davon erfunden habe.«

Und verdammt noch mal, dachte er, warum lasse ich mich von dieser Frau in die Defensive drängen? »Wir

glaubten, daß es eine gewisse Wirkung auf Ihren Sohn ausüben könnte, Sie lebendig vor sich zu sehen.«

»Er hat tatsächlich versucht, mich zu erwürgen.«

»Das haben Sie uns erzählt. Sie sagten auch, daß Sie Ihren Sohn mit sich nach Hause nehmen wollen. Paßt denn dazu zusammen?«

»Ich will, daß Sie ihn heilen, und dann nach Hause schicken! Wen gibt es seit seines Vaters Tod denn sonst noch, den ich liebe?«

Sich selbst, hätte Hort fast gesagt. Aber nein, hier darf ich mir kein Urteil anmaßen.

Der Summer ertönte, und erfreut über die Unterbrechung, betätigte Hort den Mechanismus, der die Tür freigab. Es war Gram, der Oberpfleger. Er wirkte aufgeregt.

»Es war Zeit für Linkerees Toilettengang«, sagte er und fing wie gewöhnlich in der Mitte an. »Er war nicht da. Wir haben überall nachgesehen. Er ist nicht im Gebäude.«

»Nicht im Gebäude?« stieß Mrs. Danol hervor.

»Das ist seine Mutter«, sagte Hort, und Gram fuhr fort. »Er ist durch die Deckenziegel geklettert und aus der Lüftungsanlage nach draußen gestiegen. Wir hatten keine Ahnung, daß er so viel Kraft hat.«

»Das ist aber ein feines Krankenhaus!«

Hort war irritiert. »Mrs. Danol, die Qualität dieses Hospitals als Hospital ist unbestritten. Die Qualität dieses Hospitals als Gefängnis läßt jedoch sehr zu wünschen übrig. Wir werden uns in dieser Angelegenheit an die Regierung wenden.« Schon wieder in der Defensive, verdammt. Und dieses Weib haut mir schon wieder ihre

Brüste um die Ohren. Ich fange langsam an, Linkeree zu verstehen. »Mrs. Danol, warten Sie bitte hier.«

»Nein.«

»Dann gehen Sie nach Hause. Aber ich versichere Ihnen, Sie werden uns bei der Suche nach Ihrem Sohn nur im Wege sein.«

Sie starrte ihn an und blieb stehen.

Er nickte nur. »Wie Sie wollen«, sagte er, nahm den Mechanismus zum Öffnen der Tür mit sich aus dem Raum und ließ die Tür ins Schloß gleiten, bevor es Mrs. Danol gelang, ihm nach draußen zu folgen. Ihn beschlich ein sehr ungesundes Gefühl der Befriedigung über seine Handlungsweise.

»Am liebsten möchte ich sie selbst erwürgen«, sagte er zu Gram, dem die Pointe entging und der ein wenig besorgt aussah. »Nur ein Scherz, Gram. Ich habe keine Mordgelüste. Wo ist der Bursche hin?«

Darauf wußte Gram keine Antwort, und sie gingen nach draußen, um nachzusehen.

*

Linkeree hockte am Zaun des Regierungswohnblocks, dem meilenlangen schweren Metallzaun, der die Zivilisation von der übrigen Welt trennte. Der Abendwind wehte schon vom dichten Gras und den sanften Hügeln der Ebene herein, nach der der Planet Pampas genannt wurde. Die Sonne stand aber noch zwei Finger breit über dem Horizont, und Linkeree wußte, daß er über eine Entfernung von Meilen deutlich zu sehen war. Zu sehen für die

Leute von der Regierung, die ihn bestimmt suchten; zu sehen aber auch für die wilden Vaqs, die, wie er wußte, hinter den Hügeln darauf warteten, daß ein Kind wie er hinauswanderte, um gefressen zu werden.

Nein, dachte er. Ich bin kein Kind.

Er schaute auf seine Hände. Sie waren groß und kräftig – und doch glatt, sensibel und zart, wie die Hände eines Künstlers.

»Du müßtest Künstler sein«, hörte er Zad sagen.

»Ich?« antwortete Link, den der Vorschlag ein wenig amüsierte.

»Ja, du«, sagte sie. »Sieh dir das an«, und zeigte mit der Hand auf die Wände des Raumes. Unwillkürlich folgten seine Blicke ihrer Hand, und auch er sah es: An der Wand hing ein Gobelin neben dem anderen, die alle für den Verkauf bestimmt waren. An einer anderen Wand sah er dicke Teppiche, und dort stand auch der Webstuhl, den Zad für ihre Arbeit benutzte. Eine weitere Wand bestand von der Decke bis zum Fußboden aus einem einzigen großen Fenster. (Glas ist billig, hatte man dem Regierungsarchitekten eingeschärft), und durch dieses Fenster sah man die anderen, auf gleiche Weise schäbigen Teile des Wohnprojekts der Regierung, in dem die meisten Bewohner der Hauptstadt lebten. Und dahinter lagen die Regierungsgebäude, von denen aus das Leben von Tausenden von Leuten reglementiert wurde. Von Millionen, wenn man die Vaqs mitzählte. Aber niemand zählte sie.

»Nein«, sagte Zad lächelnd. »Mein lieber, guter Link. Schau dorthin. Zur anderen Wand.«

Und er schaute hin und sah die Bleistiftzeichnungen, die Pastellzeichnungen, die Kreidezeichnungen.

»Das kannst du auch.«

»Ich habe zwei linke Hände.« Oh, du hast zwei linke Hände, hatte seine Mutter immer zu ihm gesagt.

Zad nahm seine Hände und legte sie sich um die Hüften. »Nicht zwei linke«, sagte sie kichernd.

Und dann hatte er ein Stück Holzkohle genommen, und während sie ihm anfangs noch die Hand führte, hatte er einen Baum gezeichnet.

»Ausgezeichnet«, sagte sie.

Jetzt schaute er zu Boden und sah, daß er einen Baum in den Sand gezeichnet hatte. Er sah wieder den Zaun an. Sie sind hinter mir her, dachte er.

Er erinnerte sich, daß Zad gesagt hatte: »Ich werde es nicht zulassen, daß sie dich fangen.« Er schämte sich, daß er sie angelogen und ihr erzählt hatte, er sei ein Verbrecher. Aber wie hätte sie ihn wohl behandelt, wenn sie gewußt hätte, daß er nur der zurückgezogen lebende Sohn von Mrs. Danol war, der fast ganz Pampas gehörte, soweit man es überhaupt besitzen konnte? Dann wäre sie ihm ängstlich begegnet. Statt dessen begegnete er ihr ängstlich. Sie hatte ihn von der Straße aufgelesen in jener Nacht, als er ausgeraubt worden war und zusammengeschlagen – ausgeraubt von einem Mann und dann verprügelt von zwei anderen, die seine Taschen leer gefunden hatten.

»Was? Bist du verrückt?«

Er hatte den Kopf geschüttelt, aber heute wußte er es besser. Hatte er nicht schließlich seine Mutter ermordet?

In der Nervenheilanstalt heulte eine Sirene auf. Von Verzweiflung geschüttelt, rollte Linkeree sich so klein wie möglich zusammen und wünschte, daß er sich in einen Busch verwandeln könnte. Aber was würde das nützen? Dies ist ein völlig entlaubtes Gebiet.

Er erinnerte sich, daß Zad gefragt hatte: »Was hast du gekriegt?« und er fing an zu weinen.

Ein Insekt stach ihn, und er schnippte das Insekt von der Hand. Der Schmerz ließ ihn zusammenfahren. Was wollte er hier überhaupt?

»Was will ich hier überhaupt?« dachte er. Dann erinnerte er sich an seine Flucht aus der Nervenheilanstalt, an seinen Lauf durch das Labyrinth der Gebäude zur Peripherie hin – zur Peripherie, weil dort Sicherheit winkte, weil dort die einzige Hoffnung lag. Vage erinnerte er sich an seine Kindheitsängste angesichts der offenen Ebene – An die Gruselgeschichten seiner Mutter über die Vaqs, die einen holten, wenn man nicht brav war oder wenn man nicht essen wollte.

»Wenn du mir noch einmal nicht gehorchst, holen dich die Vaqs, und du weißt ja, was sie bei kleinen Jungen am liebsten zuerst essen.«

Was für eine kranke Frau, dachte Linkeree zum millionsten Mal. Wenigstens ist es nicht erblich.

Aber es ist doch erblich, nicht wahr? Bin ich nicht gerade aus einer Nervenheilanstalt geflohen?

Er war ganz durcheinander. Aber er wußte, daß er jenseits des Zauns in Sicherheit war. Vaqs hin, Vaqs her, er konnte nicht im Hospital bleiben. Hatte er nicht seine Mutter umgebracht? Hatte er ihnen nicht gesagt, daß er

darüber froh sei? Und wenn sie erst erkannten, daß er überhaupt nicht verrückt war sondern wirklich absichtlich und kaltblütig auf offener Straße in Pampas City seine Mutter ermordet hatte, ohne jede Möglichkeit, sich auf Geistesgestörtheit auszureden – dann würden sie ihn töten.

Ich will nicht von ihren Händen sterben.

Unbarmherzig zerkratzte ihn der Stacheldraht, und der elektrische Schlag aus dem oberen Draht hätte eine Kuh betäubt, dachte er. Aber wütend hielt er fest, sein Körper zuckte unter der Stärke der Spannung; er kletterte hinüber; hing einen Augenblick an den Stacheln, bis sein Hemd riß und herabstürzte. Benommen lag er auf dem Boden, als eine weitere Sirene ertönte, diesmal ganz in der Nähe.

Ich habe ihnen gezeigt, wo ich bin, dachte er. Ich Dummkopf.

Er stand auf, sein Körper zitterte noch von der Elektrizität, und er taumelte halb blind davon in das hohe, kräftige Gras, das hundert Meter vom Zaun entfernt anfang.

Die Sonne berührte gerade den Horizont.

Das Gras war rau und scharf.

Der Wind war eisig.

Er hatte kein Hemd.

Ich werde hier draußen heute nacht zu Tode frieren. Ich werde an Unterkühlung sterben. Und der Teil von ihm, der sich immer hämisch freute, höhnte: »Das geschieht dir recht, du Muttermörder. Das geschieht dir recht, Ödipus.«

Nein, das stimmt alles nicht. Dann muß man doch den

Vater töten, nicht wahr?

»Oh, ist das nicht ein Bild von mir?« fragte Zad, als sie sah, was er mit den Wasserfarben gemacht hatte. »Es ist ausgezeichnet, außer daß ich nicht blond bin.«

Und er sah sie an und hatte im Augenblick nicht die geringste Ahnung, warum er sie für blond gehalten hatte.

Ein Geräusch riß ihn aus seinen Erinnerungen. Er konnte es nicht identifizieren und wußte nicht einmal genau, aus welcher Richtung es gekommen war. Er blieb stehen, stand schweigend da und lauschte. Nun, da er wieder genau wußte, wo er sich befand, bemerkte er, daß er sich Arme, Beine, Bauch und Rücken zerkratzt hatte. Überall blutete er leicht von den scharfen Gräsern. Saugegel klebten an seiner nackten Haut; mit einer heftigen Bewegung wischte er sie weg. Vollgesogen fielen sie ab – eine der Geißeln dieses Planeten, da man weder Jucken noch Schmerz verspürte und leicht verbluten konnte, ohne zu wissen, daß die Egel am Werk waren.

Linkeree drehte sich um und schaute zurück. Hinter ihm blinkten die Lichter des Regierungswohnblocks. Die Sonne war untergegangen, und in der Abenddämmerung war die Ebene nur noch schwach erleuchtet.

Wieder kam das Geräusch. Er konnte es immer noch nicht identifizieren, wohl aber die Richtung genauer ausmachen. Er ging auf das Geräusch zu.

Keine zwei Meter entfernt lag ein Säugling, der nur ganz schwach schrie, und dem die Geburtsflüssigkeit noch am Körper klebte. Nicht weit daneben lag häßlich die Nachgeburt. Die Placenta war von Egeln bedeckt. Das Baby auch.

Linkeree kniete sich hin und fegte die Saugegel weg und betrachtete das Kind, dessen kurze Arme und Beine es als Vaq auswiesen. Aber davon abgesehen erkannte Link keine weiteren Anzeichen dafür, daß dies kein menschliches Baby war – die dunkle Haut dieser Leute war auf die Tatsache zurückzuführen, daß sie sich jahraus, jahrein der heißen Mittagssonne aussetzten. Er erinnerte sich noch ganz klar an einen aus der langen Reihe der Lehrer, unter denen er studiert hatte, und der ihm von dieser Sitte der Vaqs erzählt hatte. Man nahm an, daß es sich um eine genaue Entsprechung der alten griechischen Sitte handelte, nach der unerwünschte Kinder ausgesetzt wurden, um die Bevölkerung innerhalb vernünftiger Grenzen zu halten. Das Baby weinte. Und die Ungerechtigkeit traf Link hart, daß es ausgerechnet dies Baby sein mußte, das ausgewählt war, zum Besten des – Stammes – zu sterben. Hatten die Vaqs überhaupt verschiedene Stämme? Wenn sieben Prozent der Kinder zum Nutzen des Stammes sterben mußten, warum konnten dann nicht sieben hundertstel jedes Kindes beseitigt werden? Das war natürlich unmöglich. Linkeree streichelte die dünnen Armchen des Kindes. Es war viel wirksamer, die Welt ihrer unerwünschten Kinder zu entledigen.

Behutsam hob er das Kind auf (er hatte das mit einem Kind noch nie getan, er hatte sie immer nur in den Brutkästen des von seinem Vater gebauten Hospitals gesehen, für das Linkeree deshalb natürlich »verantwortlich« war) und drückte es an seine nackte Brust. Er wunderte sich darüber, daß es noch so warm war. Einen Augenblick hörte es wenigstens auf zu weinen, und in regelmäßigen

Abständen streifte Link die Saugegel ab, die von der Placenta auf das Baby oder auf seine eigene nackte Haut sprangen.

Wir sind von einer Art, sagte er stumm dem Kind. Wir sind verwandt, wir unerwünschten Kinder. »Wenn du doch nie geboren wärest«, hörte er seine Mutter sagen; diesmal war es ein Spruch, den er nur ein einziges Mal von ihr gehört hatte, aber die Erinnerung daran war scharf und klar, der Augenblick für immer in sein Gedächtnis eingegraben. Es war keine Schauspielerei. Es war kein falscher Schein wie ihre Umarmungen, ihre Küsse und ihr Gerede, wie stolz sie doch auf ihren lieben Jungen sei. Es war einer der nur allzu seltenen Augenblicke äußerster Aufrichtigkeit: »Wenn du doch nie geboren wärest, würde ich auf diesem scheußlichen Planeten nicht auf diese Weise alt werden!«

Warum, Mutter, hast du mich dann nicht in der Ebene ausgesetzt, damit ich sterbe? Das wäre viel freundlicher, viel, viel freundlicher gewesen als mich zu Hause zu behalten und mich immer nur sieben Prozent auf einmal umzubringen.

Wieder schrie das Baby und suchte nach einer Brust, die gewiß schon viele Kilometer entfernt war, und aus der es für ein Kind hervorquoll, das niemals saugen würde. War die Mutter traurig? Oder war sie vielleicht nur irritiert darüber, daß ihre Brüste so empfindlich waren und sehnte sie sich nur danach, daß auch die letzte Erinnerung an diese Schwangerschaft endlich verschwand?

Als er da so hockte und das kleine Kind im Arm hielt, wußte Linkeree nicht, was er tun sollte. Konnte er das

Kind in den Wohnblock zurückschaffen? Fraglos konnte er das, aber um welchen Preis? Man würde erstens Linkeree ergreifen, ihn wieder in die Anstalt sperren, wo man bald die Tatsache erkennen würde, daß er alles andere als geisteskrank war, und man würde ihm sauber und schmerzlos die Nadel in den Hintern stechen, die ihn unwiderruflich einschläferte. Und dann war da noch das Kind. Was wollten sie mit einem Vaq-Kind in der Hauptstadt anfangen? In einem Waisenhaus hätten die anderen Kinder es schikaniert, die sich in ihrem Elend und ihrer Unehelichkeit gefreut hätten, in dem Nichtmenschen etwas noch Geringeres vorzufinden, das sie quälen konnten, um damit ihre vermeintliche Überlegenheit zu beweisen. In den Schulen würde das Kind als Intellektueller Paria behandelt werden, das zum Lernen unfähig ist. Man würde es von einem Institut ans andere versetzen – bis die Qual eines Tages zu groß wurde, und das Kind auf der Straße jemanden umbrachte und dafür sterben mußte.

Linkeree legte das Baby wieder auf den Boden zurück. Wenn dich deine eigenen Leute nicht wollen, will dich auch der Fremde nicht, sagte er stumm. Das Baby schrie immer verzweifelter. Stirb, Kind, dachte er, und bleib von Schlimmerem verschont. »Ich kann nicht das geringste tun«, sagte er laut.

»Was meinst du damit, wo du so gut malen kannst?« antwortete Zad. Aber Link sah die Sache klarer als sie. Er hatte Zad malen wollen, aber er hatte statt dessen die Mutter gemalt. Jetzt erkannte er etwas, gegen das er sieben Monate lang blind gewesen war – Zads Ähnlichkeit mit seiner Mutter. Deshalb war er ihr an jenem ersten

Abend durch die Straßen gefolgt, hatte sie ständig beobachtet, bis sie ihn zuletzt endlich fragte, was denn, zum Teufel –

»Was, zum Teufel?« hatte Zad gefragt, aber Link antwortete nicht, sondern zerknüllte das Blatt ungeschickt (du hast zwei linke Hände, Linky!), schob sich das Knäuel zwischen die Beine und schlug es vor Wut heftig und damit sich selbst. Er schrie laut auf vor Schmerz. Dann schlug er sich noch einmal.

»Heh! Heh! Hör auf damit! Sei nicht –«

Und dann sah, fühlte, roch und hörte er seine Mutter sich über ihn beugen, und ihr Haar fegte über sein Gesicht (wohlriechendes Haar), und Link war von ohnmächtiger Wut erfüllt, und seine Hilflosigkeit wurde dadurch nur noch schlimmer, daß er klare Erinnerungen daran hatte, diese Frau Stunde um Stunde in einer Wohnung voller Bilder im unteren Teil der Stadt geliebt zu haben. Jetzt bin ich erwachsen, dachte er, ich bin jetzt stärker als sie, und immer noch gängelt sie mich, immer noch greift sie mich an, immer noch erwartet sie so verdammt *viel*, und ich weiß nie, was ich tun soll! Und er hörte auf, sich zu schlagen und fand ein besseres Ziel.

Das Baby schrie immer noch. Link war einen Augenblick desorientiert und wußte nicht, warum er so zitterte. Dann erinnerte ihn ein weiterer scharfer Windstoß daran, daß dies die Nacht war, während der er sterben würde, in unzureichender Buße für seine Sünden, und wie das Baby würden auch ihn winzige Bisse aussaugen, würden kleine, gefräßige Tiere, die durch die Nacht wanderten, ihn zerbeißen, und der Wind würde ihm einen eisigen

Tod bereiten. Der Unterschied würde natürlich sein, daß das kleine Kind es nicht verstehen würde, nie verstanden hätte. Es ist besser, ohne Verständnis zu sterben. Besser, keine Erinnerungen zu haben. Besser, keinen Schmerz zu empfinden.

Und Link griff nach unten und legte Daumen und Zeigefinger um den Hals des Kindes, um es gleich zu töten und ihm so die Todesqual später in der Nacht zu ersparen. Aber als es Zeit war, fest zuzudrücken, um das Blut und die Luft abzuschneiden, entdeckte Link, daß er es nicht fertigbrachte.

»Ich bin kein Mörder«, sagte Link. »Ich kann dir nicht helfen.«

Und er stand auf und schritt davon und ließ das Wimmern des Kindes zurück, das bald im Geräusch des Windes begraben war, der durch das Gras strich. Die Spitzen zerkratzten seine nackte Brust, und er dachte daran, wie seine Mutter ihm früher im Bad den Rücken schrubbte. »Siehst du? Nur ich kann deinen Rücken erreichen. Du brauchst mich, allein schon, um sauber zu bleiben.«

Ich brauche dich.

»Du bist Mutters lieber Junge.«

Ja. Das bin ich, das bin ich.

»Faß mich nicht an! Kein Mann darf mich anfassen!«

Aber du sagtest doch –

»Ich habe von den Kerlen die Schnauze voll. Du bist ein Miststück, und dein Vater war ein noch größeres, und du hast mich alt gemacht!«

Aber Mutter –

»Nein, nein, was sage ich da? Es ist ja nicht *deine*

Schuld, daß die Männer so sind. Du bist ganz anders, du bist mein süßer kleiner Junge. Umarm deine Mutter – nicht so fest, um Gottes willen, du kleiner Satan, was machst du denn da? Geh auf dein Zimmer!«

Er stolperte in der einsetzenden Dunkelheit, stürzte, und das scharfe Gras zerschnitt ihm das Handgelenk.

»Warum schlägst du mich?« hörte er die braunhaarige Frau schreien, die eigentlich blond sein mußte. Aber er schlug sie wieder und wieder, und sie rannte aus der Wohnung, die Treppe hinunter und stolperte auf die Straße hinaus. Gerade weil sie stolperte fiel er über sie her, und dort, mitten auf der Straße, erstickte er ihren Schrei, indem er ihr genau zeigte, wer der Herr war, und er sandte sie in die Ewigkeit.

Er spürte die Spitze eines Messers an der Brust.

Er lag im Gras, schaute nach oben und sah einen kleinen, untersetzten Mann – nein, keinen Mann, einen Vaq – und nicht nur einen, sondern ein halbes Dutzend, alle bewaffnet, obwohl einige sich erst vom Boden erhoben und fast noch zu schlafen schienen. In seiner Benommenheit war er direkt in ein Lager der Vaqs hineingestolpert.

Das ist besser, dachte er, als die Saugegel und die gefräßigen kleinen Tiere, und statt seines Rückgrats spürte er nur Schwärze und Kälte. Er konnte sich kaum noch auf den Beinen halten und wartete darauf, daß der andere mit dem Messer zustach.

Aber er stieß es ihm nicht ins Herz, und Link wurde ungeduldig. War nicht er der Erbe des Mannes, der den Vaqs den größten Schaden zugefügt hatte, dessen große

Traktoren die Lebensgrundlage von einem Dutzend Stämmen weggefeigt hatte, dessen Jäger Vaqs getötet hatten, wo immer sie sich auf dem als sein Besitz ausgewiesenen Territorium blicken ließen? Ich besitze die Hälfte dieser Welt, soweit es sich lohnt, sie zu besitzen. Tötet mich und befreit euch.

Einer der Vaqs zischte ungeduldig. Gib dich dem Messer, schien er nach Links Meinung zu sagen. Und auch Link zischte jetzt ungeduldig. Stoß doch zu. Schnell.

Überrascht darüber, daß der andere sein eigenes Todesurteil wiederholte, trat der Vaq, der Link das Messer an die Brust hielt, einen Schritt zurück, aber das Messer war immer noch erhoben und die Klinge zeigte auf Linkeree. Der Vaq stammelte etwas mit vielen rollenden R- und zischenden S-Lauten – keine menschliche Sprache, wie sie die Kinder in den Regierungsschulen lernten, obwohl es, wie Link wußte, Dutzende von anthropologischen Berichten gab, die ausführten, daß es sich bei der Vaq-Sprache lediglich um korrumpiertes Spanisch handelte und daß die Vaqs offenbar Nachkommen der Besatzung des Kolonialschiffs Argentinien waren, das man vor Tausenden von Jahren während der ersten Dekade interstellarer Kolonisation für verloren gehalten hatte. Damals hatte der Mensch zum erstenmal den kleinen Planeten verlassen, den er so gründlich ruiniert hatte. Menschlich. Bestimmt waren sie menschlich, wie grausam auch die Evolution auf Pampas Häßlichkeit und Ignoranz und Bössartigkeit und Unmenschlichkeit hatte hervortreten lassen.

Aber darin haben Wilde kein Monopol.

Und Linkeree streckte den Arm aus, ergriff vorsichtig die Hand, die die Klinge hielt, und zog sie an sich, bis die Spitze wieder seinen Bauch berührte. Und dann zischte er wieder ungeduldig.

Die Augen des Vaq weiteten sich, und er wandte sich zu seinen Begleitern um, die ebenso erstaunt waren. Sie plapperten untereinander; einige wichen vor Link zurück, sie hatten anscheinend Angst. Das verstand Link nicht. Er drückte sich die Klinge tiefer ins Fleisch; ein wenig Blut quoll hervor und lief die Klinge entlang.

Mit einer heftigen Bewegung zog der Vaq das Messer zurück, und seine Augen füllten sich mit Tränen. Er kniete nieder und nahm Linkerees Hand.

Link versuchte, ihm seine Hand zu entziehen. Der Vaq folgte ihm nur, ohne auch nur im geringsten zu widerstreben. Auch die anderen versammelten sich um ihn. Er verstand ihre Sprache nicht, wohl aber ihre Gesten. Plötzlich begriff er, daß sie ihn anbeteten.

Behutsame Hände führten ihn in die Mitte des Lagers. Ringsherum standen kleine Becken mit brennendem Torf, die dauernd aufzischten, wenn die wärmesuchenden Saugegel die Vaqs verließen, um gemeinsam in den Flammen zu sterben.

Sie sangen ihm klagende Melodien, die vom Heulen des Windes nur noch vertieft und verstärkt wurden. Sie zogen ihn aus und berührten ihn überall vorsichtig, um ihn genau zu erforschen. Dann kleideten sie ihn wieder an und gaben ihm zu essen (und er dachte voller Bitterkeit an das kleine Kind, das wegen Nahrungsmangel gerade jetzt draußen im Gras sterben mußte), und sie um-

ringten ihn und legten sich um ihn herum, um ihn im Schlaf zu beschützen.

Ihr betrügt mich. Ich kam her, um zu sterben, und ihr betrügt mich.

Und er weinte bitterlich, und sie bewunderten seine Tränen, und nach einer halben Stunde, lange bevor der kalte Mond aufging, war er eingeschlafen und fühlte sich immer noch betrogen, aber irgendwie empfand er auch tiefen Frieden.

*

Mrs. Danol saß mit fest verschränkten Armen in einem Sessel in Horts Büro, und ihre Augen folgten wütend jeder Bewegung, die er machte – oder nicht machte.

»Mrs. Danol«, sagte er endlich, »es würde uns allen, auch Ihnen helfen, wenn Sie nach Hause gingen.«

»Nein«, antwortete sie scharf, »erst wenn Sie meinen Jungen gefunden haben.«

»Mrs. Danol, wir suchen ihn nicht einmal.«

»Darum gehe ich ja auch nicht.«

»Die Regierung schickt nachts keine Suchtrupps in die Ebene. Es wäre selbstmörderisch.«

»Linkeree wird also sterben. Ich versichere Ihnen, Mr. Hort, Sie werden es noch sehr bedauern, daß das Hospital nichts mehr unternimmt.«

Er seufzte. Er war sicher, daß das Hospital doch etwas unternehmen würde – die jährlichen Zuwendungen der Familie Danol machten mehr als die Hälfte des gesamten Budgets aus. Einige Gehälter würden schon gleich nicht

mehr bezahlt werden können – als erstes wäre sein eigenes an der Reihe, da hatte er nicht den geringsten Zweifel. Und da er das wußte und außerdem von extremer Müdigkeit heimgesucht wurde, warf er seine diplomatische Höflichkeit beiseite und wies auf einige nackte Tatsachen hin.

»Mrs. Danol, wissen Sie, daß in neunzig Prozent unserer Fälle die Behandlung der Eltern des Patienten der wirksamste Schritt in Richtung auf eine Heilung ist.«

Ihre Lippen wurden zu einem Strich.

»Und wissen Sie auch, daß Ihr Sohn durchaus nicht an einer echten Psychose leidet?«

Jetzt lachte sie. »Gut. Um so mehr Grund, ihn von hier fortzuschaffen – wenn er die Nacht in der Hölle dort draußen überlebt, die man einen erdähnlichen Planeten nennt.«

»In Wirklichkeit ist Ihr Sohn die halbe Zeit über völlig normal – ein sehr gescheiter und sehr kreativer junger Mann. Ganz wie sein Vater.« Damit wollte er sie tief treffen. Es funktionierte.

Sie sprang auf. »Ich wünsche nicht, daß dieser Schuft in meiner Gegenwart erwähnt wird.«

»Aber während der restlichen Zeit inszeniert er seine Kindheit neu. Kinder sind verrückt, alle sind sie es – nach Erwachsenenmaßstäben. Ihre Verteidigungsstrategien, ihre Art, sich anzupassen sind so, daß ein Erwachsener, der sich ähnlich verhält, als total verrückt gilt. Paranoia, übertriebene Selbstdarstellung, Verweigerung, Selbstzerstörung. Aus irgendeinem Grund, Mrs. Danol, ist Ihr Sohn in den Beziehungsstrukturen seiner Kindheit steckengeblieben.«

»Und nach Ihrer Ansicht bin ich der Grund dafür.«

»Das ist nicht nur Ansichtssache. Linkeree war nur dann normal, wenn er davon überzeugt war, Sie umgebracht zu haben. Wenn er Sie tot glaubt, benimmt er sich wie ein Erwachsener. Denkt er, Sie leben noch, verhält er sich wie ein Kind.« Er war zu weit gegangen. Sie schrie vor Wut und schlug über den Tisch hinweg auf ihn ein. Sie zerkratzte ihm das Gesicht. Er konnte gerade noch den Rufknopf drücken, während er sich mit der freien Hand ihrer erwehrte, aber er hatte eine Handvoll Haare verloren und an den Schienbeinen Abschürfungen, als die Wärter herbeieilten, sie zurückrissen, ihr ein Beruhigungsmittel gaben und sie in einen anderen Raum brachten, damit sie sich ausruhen konnte.

*

Morgens. Die behaarten Vögel der Ebene waren schon wach und suchten in der anbrechenden Dämmerung eifrig Futter. Sie fraßen die Saugegel, die um diese Zeit träge waren, denn sie hatten sich am Nachtgetier des Graslands gelabt. Linkeree erwachte und war ein wenig überrascht, daß es ein so gutes und natürliches Gefühl war, im Freien im Gras liegend unter Vogelrufen aufzuwachen. Hat sich die Erinnerung an ein Leben in der freien Natur in meiner Rasse erhalten, und fühle ich mich deshalb so wohl? fragte er sich. Er gähnte, stand auf und reckte sich. Er fühlte das Leben kraftvoll pulsieren. Es war ein herrliches Gefühl.

Die Vaqs beobachteten ihn während ihrer morgendli-

chen Verrichtungen – sie packten ihre Sachen für die Tagesreise und bereiteten eine karge Mahlzeit aus kaltem Fleisch und heißem Wasser. Aber nach dem Essen gingen sie wieder auf ihn zu, berührten ihn, knieten sich wieder vor ihn hin und vollführten mit den Händen geheimnisvolle Gesten. Als sie fertig waren (und Linkeree dachte verbittert daran, wie seltsam es doch sei, daß Mord und Anbetung die einzige Art des Umgangs zwischen Menschen und Vaqs waren), führten sie ihn aus dem Lager hinaus in die Richtung zurück, aus der er am letzten Abend gekommen war.

Jetzt, bei Tageslicht, konnte er erkennen, warum die Vaqs in ihrer heimischen Umgebung so tödliche Feinde waren. Sie waren klein, und keiner von ihnen war größer als das dichte Gras. Link aber, obwohl nach menschlichen Maßstäben nicht übermäßig groß, konnte über das Gras hinweg alles sehen. Und das Gras verdeckte sofort ihre Spuren, schloß sich hinter ihnen und verbarg ihre Bewegungen vor jedem denkbaren Verfolger oder Beobachter. Eine ganze Armee von Vaqs könnte in einem Meter Entfernung unbemerkt selbst an einem scharfen Beobachter vorbeiziehen, dachte er, wenn das auch ein wenig übertrieben war.

Und dann erreichten sie ihr Ziel. Sie hatten ihn an den Ort zurückgeführt, wo sie das Baby ausgesetzt hatten. Linkeree war zutiefst darüber bestürzt, daß sie zum Schauplatz ihres Verbrechens zurückgekehrt waren. Schämten sie sich ihres Mordes nicht? Mindestens hätten sie die Anständigkeit besitzen müssen, die Existenz des Kindes zu vergessen, anstatt zurückzukommen und sich

über ihre Schandtat auch noch zu freuen.

Aber sie bildeten einen Kreis um die kleine Leiche (wie hatten sie sie in der Graswüste überhaupt wiedergefunden?), und Linkeree sah das Kind am Boden liegen.

In der Nacht war eines der kleinen gefräßigen Tiere gekommen und dann mehrere andere. Das erste hatte (welch schreckliche Erinnerung an Mutters abendliche Drohungen) die Genitalien des Kindes abgenagt und sich dann in die weichen Innereien hineingefressen, wobei es die Muskelfasern völlig verschmähte. Aber das Baby und die Placenta hatten eine Menge Saugegel angezogen, die sich nun auf das viel wärmere kleine gefräßige Tier stürzten und es zu Tode saugten, bevor es noch seine Mahlzeit beendet hatte. Als weitere Saugegel erschienen, wurden die restlichen Tiere noch schneller zu Tode gesaugt, worauf die Egel ihre Eier legten und selbst starben.

Und dann kamen die Vögel, die bei Links und der Vaqs Ankunft am Himmel geschwebt hatten, und fraßen die sterbenden Egel, ignorierten aber die Eier, die an den Grashalmen klebten und aus denen noch in dieser Nacht neue Egel schlüpfen würden, die, wenn sie Glück hatten, Nahrung finden würden, um sich dann im verrückten Leben einer einzigen Nacht selbst fortzupflanzen.

Außer den weggefressenen Genitalien und Eingeweiden war der Körper des Babys intakt.

Die Vaqs knieten sich hin, nickten Link zu und fingen an, die Leiche des Kindes zu zerteilen. Die Einschnitte waren sauber und genau. Vom Brustbein bis zur Leisten-
gegend, ein U-förmiger Schnitt über die Brust, ein langer Schnitt die Arme entlang, und der Kopf wurde ganz ab-

geschnitten; alle Schnitte wurden rasch und geschickt geführt, und bald war die Leiche völlig abgehäutet.

Und dann aßen sie.

Entgeistert sah Link, wie sie ihm abwechselnd einen Streifen rohes Fleisch entgegenhielten, als sei es eine geweihte Gabe. Jedesmal schüttelte er den Kopf, und jedesmal murmelte der jeweilige Vaq etwas (in Dankbarkeit) und aß.

Und als nur noch die abgenagten Knochen und die Haut und das Herz übrig waren, legten die Vaqs die ausgebreitete Haut mit der glatten Seite nach oben vor Link hin. Sie sammelten die Knochen zusammen und reichten sie ihm. Er nahm sie – angesichts dieser Unmenschlichkeit wagte er sie nicht zurückzuweisen. Dann warteten sie.

Was soll ich tun? überlegte er. Sie wurden schon ein wenig unruhig, als er mit den Knochen in der Hand reglos vor ihnen kniete. Und da er sich vage an klassische Geschichte erinnerte, die er gelernt hatte, warf er die Knochen auf die Haut, stand auf und wischte sich die Hände an den Hosen ab.

Die Vaqs betrachteten die Knochen, zeigten auf den einen oder anderen, obwohl sie nicht so gefallen waren, daß Link irgendein Muster erkennen konnte. Endlich aber fingen sie an zu lachen, sprangen auf und ab und hüpfen hin und her vor Freude über das, was ihnen die Knochen verraten hatten, was immer es sein mochte.

Lind war mehr als erleichtert darüber, daß sie offenbar günstige Vorzeichen gesehen hatten. Was wäre gewesen, wenn die Lage der Knochen Unheil bedeutet hätte?

Die Vaqs entschlossen sich, ihn zu belohnen. Sie hoben den Kopf auf und boten ihn Link an.

Er lehnte ab.

Sie sahen ihn erstaunt an. Er sie auch. Erwarteten sie, daß er den Kopf aß? Es war grauenhaft – der Halsstumpf hatte überhaupt nicht geblutet. Er sah aus wie ein Exemplar aus einem Labor und erinnerte ihn an –

Nein, er konnte nicht.

Aber die Vaqs blieben ganz ruhig. Sie schienen Verständnis zu haben – sie nahmen einfach die Knochen und vergruben sie einzeln in flachen Gruben, die sie aus dem reichen Mutterboden unter dem Gras herauskratzten. Dann nahmen sie die Haut und legten sie Link über die nackten Schultern. Es kam ihm so vor, als wollten sie damit andeuten, daß *er* das Kind sei. Die Gesten des Anführers bestätigten, daß sie das glaubten – immer wieder zeigte er vom Kopf und der Haut auf Linkeree, verharrte dann stumm und wartete auf eine Antwort.

Linkeree wußte nicht, wie er reagieren sollte. Wenn er leugnete, daß er der Geist oder der Nachfolger des Kindes sei, würden sie dann ihr Opferritual mit seiner Tötung abschließen? Wie immer er sich entschied, es mochte seinen Tod bedeuten, und er empfand an diesem Morgen nicht das geringste Verlangen nach Selbstmord.

Und dann, als er in das tote Gesicht des Kindes schaute und sich daran erinnerte, daß es am letzten Abend noch gelebt und auf seine Berührungen reagiert hatte, wußte er, daß in ihrem Glauben mehr Wahrheit lag, als sie selbst erkannten. Ja, er war das Kind, zerfressen und zerschnitten und gegessen und fortgeworfen, um dann in

hundert winzigen Gräbern begraben zu werden. Ja, er war tot. Und er bejahte sein Schicksal und nickte zustimmend.

Die Vaqs nickten ebenfalls alle, traten vor ihn hin und küßten ihn. Er war nicht sicher, ob sie sich mit dem Kuß verabschieden wollten, oder ob er ein Vorspiel zu seinem Tod war. Aber dann küßte einer nach dem anderen den Kopf des Kindes, und als er sah, wie sie die Lippen sanft auf die Stirn, die Wange oder den Mund des Kindes legten, wurde er von Selbstmitleid und Kummer überwältigt. Er weinte.

Und als sie seine Tränen sahen, fürchteten sich die Vaqs, plapperten untereinander, verschwanden schweigend im hohen Gras und ließen Link mit den Überresten des Kindes allein.

*

Sobald Dr. Hort am Morgen aufwachte, suchte er Mrs. Danol auf. Sie saß mit auf dem Schoß gefalteten Händen in einem der leeren Privaträume. Sie schaute auf, sah ihn durch das Fenster, nickte, und er trat ein.

»Guten Morgen«, sagte er.

»Ist es wirklich ein guter Morgen?« antwortete sie.
»Mein Sohn ist inzwischen tot, Dr. Hort.«

»Vielleicht auch nicht. Er wäre nicht der erste, der eine Nacht im Gras überlebt, Mrs. Danol.«

Sie schüttelte nur den Kopf.

»Mir tut der Ärger von gestern abend leid«, sagte er.
»Ich war übermüdet.«

»Und außerdem hatten Sie recht«, antwortete sie. »Ob mit oder ohne Beruhigungsmittel, ich bin heute morgen um vier Uhr aufgewacht. Immer wieder habe ich über alles nachgedacht. Ich bin Gift für meinen Sohn. Schon dadurch, daß ich seine Mutter bin, habe ich meinen Sohn vergiftet. Oh, könnte ich doch an seiner Stelle draußen auf der Ebene sein, um für ihn zu sterben.«

»Und was, zum Teufel, würde das nützen?«

Statt zu antworten fing sie an zu weinen. Er wartete. Sie hörte schon bald auf zu schluchzen.

»Verzeihen Sie«, sagte sie. »Ich habe den ganzen Morgen immer wieder weinen müssen.« Dann sah sie Hort an, und es war ein flehender Blick. »Helfen Sie mir.«

Er lächelte – freundlich, nicht triumphierend – und sagte: »Ich will es versuchen. Warum erzählen Sie mir nicht einfach, worüber Sie nachgedacht haben?«

Sie lachte bitter. »In diesem Rattennest müssen wir nicht unbedingt herumstochern. Ich habe hauptsächlich an meinen Mann gedacht.«

»Den Sie nicht mögen.«

»Den ich verabscheue. Er hat mich geheiratet, weil ich sonst nicht mit ihm geschlafen hätte. Er schlief mit mir, bis ich schwanger war; dann machte er sich davon. Als sich herausstellte, daß Linkeree ein Junge war, freute er sich wie verrückt und änderte sein Testament, um alles dem Jungen und nichts mir zu hinterlassen. Und dann, nachdem er mit allen Mädchen auf diesem Planeten und der Hälfte aller Jungen geschlafen hatte, wurde er von einem Traktor überfahren, und ich muß sagen, daß ich

mich ein wenig gefreut habe.«

»Auf diesem Planeten hatte man von ihm eine gute Meinung.«

»Von Geld haben die Leute immer eine gute Meinung.«

»Oft auch von Schönheit.«

Bei diesen Worten fing sie wieder an zu weinen. Und durch ihr Schluchzen hindurch sagte sie mit verzerrter Kleinmädchenstimme: »Mein einziger Wunsch war schon immer, nach Capitol zu gehen. Nach Capitol zu gehen und dort all die berühmten Leute kennenzulernen, um Somec zu nehmen und ewig zu leben und ewig schön zu sein. Ich hatte doch nur meine Schönheit – ich hatte kein Geld, keine Bildung und zu nichts Talent. Und nicht einmal als Mutter war ich zu gebrauchen. Wissen Sie, was es bedeutet, wenn die Leute einen nur wegen einer einzigen Eigenschaft lieben?«

Nein, dachte Hort bei sich, aber ich sehe ja, was für eine Tragödie das ist.

Sie waren der Vormund Ihres Sohnes. Sie hätten ihn nach Capitol schaffen können.

»Nein, das konnte ich nicht. Es wäre gegen das Gesetz gewesen, Hort. Auf dem Planeten gewonnenes Vermögen muß so lange auf dem Planeten investiert werden, bis er den vollen Status einer Provinz erlangt. Das schützt uns vor *Ausbeutung*.« Sie spuckte das Wort nur so aus. »Wir dürfen kein Somec nehmen, bevor wir Provinz geworden sind. Wir haben keine Chance auf *Leben*!«

»Es gibt Leute unter uns, die nicht jahrelang schlafen wollen, nur um ein paar Jahre lang jünger zu bleiben«, sagte Dr. Hort.

»Das sind nur die Verrückten«, gab sie zurück, und fast hätte er ihr zugestimmt. Ewiges Leben erschien ihm nicht sehr verlockend. Das Leben zu verschlafen hielt er für grauenhafte Zeitverschwendung. Aber er kannte die Anziehungskraft der ganzen Sache. Er wußte, daß die meisten Leute, die in die Kolonien kamen, dumm oder verzweifelt waren, die talentierten Reichen und Hoffnungsvollen aber dort blieben, wo Somec greifbar war.

»Nicht nur das«, sagte sie, »mein hassenswerter Ehemann hat sein gesamtes Vermögen anderweitig vererbt. Ich hätte keinen Penny aus Pampas herausschaffen können.«

»Ach so.«

»Also blieb ich und hoffte, daß, wenn mein Sohn erst erwachsen war, wir einen Weg finden könnten, wegzugehen – irgendwohin.«

»Wenn Ihr Sohn nie geboren wäre, hätten Sie selbst das ganze Geld geerbt, ohne Einschränkungen, und dann hätten sie es alles einem Neueinwanderer verkaufen können und wären von hier verschwunden.«

Sie nickte und fing wieder an zu weinen.

»Kein Wunder, daß Sie Ihren Sohn haßten.«

»Fesseln, nur Fesseln, die mich hier festhielten, und im Laufe der Jahre ging ich des einzigen Kapitals verlustig, das ich hatte, meines schönen Gesichts und meiner guten Figur.«

»Sie sind immer noch schön.«

»Ich bin fünfundvierzig. Es ist zu spät. Selbst wenn ich heute noch nach Capitol abreiste, würde man mir, da ich schon über fünfundvierzig bin, kein Somec mehr zugestehen. Es wäre gegen das Gesetz.«

»Ich weiß, und deshalb –«

»Deshalb bleibe ich hier und versuche, das Beste daraus zu machen? Nein danke, Doktor, darauf kann ich verzichten. Statt Ihrer hätte ich auch genausogut einen Priester konsultieren können.«

Sie wandte sich von ihm ab und murmelte: »Und jetzt stirbt der Junge, *jetzt*, wo es zu spät ist. Warum, gottverdammte, konnte er nicht vor einem Jahr sterben?«

*

Linkeree drückte den Rest der Erde über dem Grab an, das er für den Kopf und die Haut des Kindes gegraben hatte. Seine Tränen waren schon lange getrocknet. Die einzige Flüssigkeit, die es an ihm noch gab, war der Schweiß von der Anstrengung, in der heißen Sonne durch die festen Graswurzeln hindurchzugraben. Kein Wunder, daß die Vaqs nur flache Gräber ausgehoben hatten, um die Knochen unterzubringen. Es war schon Nachmittag, und er hatte eben erst seine Arbeit beendet.

Aber während der Arbeit hatte er sich in seine Vergangenheit zurückgezwungen, hatte seine Erinnerungen befragt und eine nach der anderen zusammen mit dem Kind begraben. Es war nicht Mutter, die ich auf der Straße umbrachte, es war Zad. Mutter lebt noch und hat mich gestern besucht. Deshalb bin ich aus dem Hospital geflüchtet; deshalb wollte ich sterben. Denn wenn es je einen Menschen gab, der zu leben verdiente, dann war es Zad. Und wenn je ein Mensch zu sterben verdiente, dann war es Mutter.

Verschiedene Male sehnte er sich danach, sich einfach zusammenzurollen und zu verstecken, sich in den kühlen Schatten unter dem Gras zurückzuziehen, abzustreiten, daß dies alles sich überhaupt ereignet hatte, abzuleugnen, daß er überhaupt je fünf Jahre alt geworden war. Aber er erwehrte sich dieses Gefühls, bestand auf den Tatsachen, er ließ seine ganze Lebensgeschichte Revue passieren und begrub sie im Dreck.

Ich bin du, dachte er, du kleines Kind. Ich kam gestern abend her, um hier im Grasland zu sterben, lebend gefressen zu werden, mir das Blut absaugen zu lassen. Und es geschah; und die Vaqs aßen mein Fleisch, und jetzt bin ich begraben.

Ich, der ich dich beerdige, Kind, ich bin das Du, das du hättest sein können. Ich habe keine Vergangenheit mehr; ich habe nur eine Zukunft. Von hier aus will ich neu beginnen, ohne Mutter, ohne Blut an den Händen, verworfen von meinem eigenen Stamm und für Fremde nicht annehmbar. Ich werde ohnehin unter Fremden leben, aber ungehindert. Ich werde du und deshalb frei sein.

Er wischte sich den Dreck von den Händen, ignorierte den Sonnenbrand an seinem Rücken und stand auf. Um ihn herum krochen die Saugegel gerade aus den an den Grashalmen klebenden Eiern, und die neugeborenen Egel fraßen sich voller Eifer gegenseitig auf, so daß nur die paar Tausend stärksten überleben würden, die sich vorher von den anderen ernährt hatten. Link vermied Vergleiche, die sich geradezu aufdrängten, und trat den Rückweg in Richtung Regierungswohnanlage an. Er mied das Tor und stieg über den Zaun, wobei er die Elektrizität in

Kauf nahm, die ihn durchfuhr, als er den oberen Draht berührte, und dann, als die Alarmsirenen ausgelöst wurden, ging er zum Hospital zurück.

*

Dr. Hort saß allein in seinem Büro. Er aß ein spätes Lunch von einem Tablett, das Gram ihm gebracht hatte. Jemand klopfte an die Tür. Er öffnete, und Linkeree trat ein.

Hort war überrascht, aber aus langer professioneller Gewohnheit heraus ließ er es sich nicht anmerken. Statt dessen schaute er leidenschaftslos zu, wie Linkeree hereinkam, zu einem Sessel ging und sich mit einem Seufzer hineinsinken ließ.

»Herzlich willkommen«, sagte Hort.

»Hoffentlich habe ich Ihnen keine Unannehmlichkeiten verursacht«, antwortete Linkeree.

»Wie war die Nacht im Gras?«

Linkeree betrachtete seine Kratzer und Wunden.
»Schmerzhaft aber heilsam.«

Eine Weile herrschte Schweigen. Hort biß noch einmal von seinem Sandwich ab.

»Dr. Hort, im Augenblick habe ich mich vollkommen im Griff. Ich weiß, daß meine Mutter lebt. Ich weiß, daß ich Zad getötet habe. Ich weiß auch, daß ich nicht normal war, als ich es tat. Aber ich verstehe und akzeptiere diese Dinge.«

Hort nickte.

»Ich glaube, Doktor, daß ich im Augenblick geistig

normal bin. Ich glaube, daß ich die Welt so genau beurteilen kann wie die meisten anderen Leute auch und daß ich vernünftig funktioniere. Außer.«

»Außer?«

»Außer, daß ich Linkeree Danol bin, und sobald bekannt wird, daß ich meine Angelegenheiten selbst in die Hand nehmen kann, werde ich gezwungen sein, die Kontrolle über ein sehr großes Vermögen und ein riesiges Unternehmen auszuüben, das irgendwann fast alle Leute auf Pampas beschäftigen wird. Ich werde in einem ganz bestimmten Haus in, der Stadt wohnen müssen, und in diesem Haus wohnt auch meine Mutter.«

»Aha.«

»Ich glaube nicht, daß ich auch nur eine Viertelstunde normal bleibe, Doktor, wenn ich wieder bei ihr wohnen müßte.«

»Sie hat sich inzwischen verändert«, sagte Dr. Hort.
»Ich verstehe sie jetzt ein wenig besser.«

»Ich verstehe sie seit Jahren genau, und sie wird sich nie ändern, Dr. Hort. Wichtiger noch ist allerdings die Tatsache, daß *ich* mich nie ändern werde, solange ich in ihrer Nähe bin.«

Hort atmete tief ein und lehnte sich in seinem Sessel zurück. »Was ist dort draußen in der Einöde mit Ihnen geschehen?«

Linkeree lächelte schwach. »Ich bin gestorben und habe mich selbst begraben. Zu jenem Leben kann ich nicht zurückkehren. Selbst wenn das bedeutet, daß ich mein ganzes Leben in dieser Institution zubringen und so tun müßte, als sei ich verrückt. Ich würde es tun, aber zu

meiner Mutter gehe ich nicht zurück. Wenn ich das täte, würde ich wieder mit allem leben, was ich ein Leben lang gehaßt habe – und mit der Tatsache, daß ich den einzigen Menschen getötet habe, den ich je liebte. Das ist keine angenehme Erinnerung. Es ist gar nicht so angenehm, an seiner geistigen Gesundheit festzuhalten.«

Dr. Hort nickte.

Es wurde an die Tür geklopft. Link richtete sich auf. »Wer ist da?« fragte Hort.

»Ich. Mrs. Danol.«

Linkeree stand abrupt auf, ging durch das Büro und stellte sich an die der Tür gegenüberliegende Wand.

»Ich behandle gerade, Mrs. Danol.«

Auch durch die Tür klang ihre Stimme noch schrill. »Man hat mir gesagt, daß Linkeree zurückgekommen ist. Ich hörte Sie drinnen mit ihm sprechen.«

»Gehen Sie, Mrs. Danol«, sagte Dr. Hort. »Sie werden Ihren Sohn zu gegebener Zeit schon sehen.«

»Ich will ihn jetzt sehen. Ich habe eine Verfügung, die besagt, daß ich ihn sehen darf. Sie wurde heute mittag vom Gericht ausgestellt. Ich will ihn sehen.«

Hort drehte sich zu Link um. »Sie denkt voraus, nicht wahr?«

Link zitterte. »Wenn sie hereinkommt, bringe ich sie um.«

»In Ordnung, Mrs. Danol. Einen Augenblick noch bitte.«

»Nein!« schrie Link und machte krampfhaftige Bewegungen, als wollte er sich durch die hintere Wand hindurchkratzen.

Hort flüsterte: »Beruhigen Sie sich, Link. Ich werde sie nicht in Ihre Nähe lassen.« Er öffnete einen Schrank, und Link wollte schon hineinspringen. »Nein, Link.« Und Hort nahm seinen zweiten Anzug und ein sauberes Hemd vom Bügel. Der Anzug, ein normaler Einteiler, war für Linkeree ein wenig zu groß, aber in den Hüften und an den Schultern paßte er einigermaßen, und Link sah ganz passabel aus, als er ihn angezogen hatte.

»Ich weiß nicht, was Sie erreichen wollen, indem Sie mich hinhalten, Dr. Hort, aber ich will meinen Sohn sehen«, schrie Mrs. Danol. »In drei Minuten rufe ich die Polizei!«

Hort schrie zurück. »Geduld, Mrs. Danol. Ich brauche eine Weile, um Ihren Sohn auf Ihren Besuch vorzubereiten.«

»Unsinn! Mein Sohn will mich sehen!«

Linkeree zitterte jetzt noch heftiger. Hort legte die Arme um den jungen Mann und griff fest zu. »Beherrschen Sie sich«, flüsterte er.

»Das versuche ich ja«, stammelte Link, der seinen Unterkiefer nicht unter Kontrolle hatte.

Hort griff in die Tasche, holte seine Ausweispapiere hervor und gab sie Link. »Ich werde den Verlust erst anzeigen, wenn Sie den Planeten schon auf einem Schiff verlassen haben.«

»Schiff?«

»Sie gehen nach Capitol. Sie werden wenig Mühe haben, dort etwas Geeignetes zu finden. Jemanden wie Sie kann man dort immer gebrauchen.«

Link schnaufte. »Sie wissen genau, daß das eine ver-

dammte Lüge ist.«

»Richtig. Aber selbst, wenn man Sie wieder nach hier zurückschickt, wird Ihre Mutter bis dahin lange tot sein.«

Link nickte.

»Hier ist also der Mechanismus für die Türkontrolle. Wenn ich es sage, öffnen Sie.«

»Nein.«

»Sie öffnen die Tür und lassen sie ein. Ich kümmere mich um Ihre Mutter, während Sie durch die Tür gehen und sie von außen wieder schließen. Dann gibt es für uns keine Möglichkeit den Raum zu verlassen, außer mit Grams Hauptschlüssel, und das erledige ich durch eine kleine Notiz.« Hort kritzelte rasch ein paar Zeilen. »Er wird mitmachen, denn er haßt Ihre Mutter fast genauso sehr wie ich. Es ist natürlich schlimm, wenn ein unparteiischer Psychologe so etwas sagt, aber beim Stand der Dinge kann das niemanden mehr interessieren.«

Linkeree nahm den Zettel und den Kontrollmechanismus für die Tür und stellte sich mit dem Rücken zur Wand in Position. »Doktor«, fragte er, »was wird man jetzt mit Ihnen machen?«

»Man wird natürlich einen gewaltigen Wirbel machen«, sagte er. »Aber ich kann nur von einem Ärzterrat abberufen werden – und das sind dieselben Leute, die Mrs. Danol einweisen können.«

»Einweisen?«

»Sie braucht Hilfe, Link.«

Linkeree lächelte – und registrierte überrascht, daß es zum erstenmal seit Monaten war. Seit – Seit Zad gestorben war.

Er drückte den Knopf zum Öffnen.

Die Tür glitt auf, und Mrs. Danol stürmte herein. »Ich wußte, daß Sie Vernunft annehmen würden«, rief sie aus. Dann fuhr sie herum und sah Link den Raum verlassen. Er schloß die Tür so rasch, daß er fast eingeklemmt worden wäre. Seine Mutter kreischte schon wild und schlug mit den Fäusten gegen die Tür, als er Gram die Notiz reichte, der sie las, den andern prüfend ansah und dann nickte. »Aber Sie müssen sich verdammt beeilen, mein Junge. Was wir hier machen, nennen einige Gerichte Kidnapping.«

Linkeree legte die Türkontrolle auf den Tisch und rannte hinaus.

*

Er lag in Passagierdeck des Schiffs und erholte sich von der Benommenheit, die, wie man ihm sagte, immer auftritt, wenn jemandes Gehirninhalt aufgezeichnet wird. Die Gehirnmuster, die all seine Erinnerungen und seine ganze Persönlichkeit enthielten, befanden sich nun auf einer Kassette in sicherer Aufbewahrung in der Kabine des Schiffs, und nun lag er auf einem Tisch und wartete darauf, daß man ihm Somec verabfolgte. Wenn er in Capitol aufwachte und man ihm sein Gedächtnis wiederspielte, würde er sich nur an die Zeit vor der Aufzeichnung seines Gehirninhalts erinnern. Die Augenblicke zwischen der Aufzeichnung und der Wiedereinspielung würden für immer verloren sein.

Und deshalb dachte er an das Kind zurück, dessen

warmen Körper er gehalten hatte, und deshalb wünschte er, er hätte es retten, beschützen und dem Leben zurückgeben können.

Nein, ich lebe für das Kind weiter.

Den Teufel tue ich. Ich lebe für mich.

Dann kamen sie und stießen ihm die Nadel ins Gesäß, nicht zum kalten Todesschlaf, sondern zum heißen Schlaf des Lebens. Und als der brennende Schmerz des Somec ihn durchflutete, rollte er sich auf dem Tisch zu einem Ball zusammen und rief: »Mutter! Ich liebe dich!«

Zieht Gott sich zurück,
wenn niemand mehr seinen Namen kennt?

Fürwahr, ihr alle zündet ein Feuer an, setzt Pfeile in Brand, fahrt in eine Feuerflamme hinein und in die Brandpfeile, die ihr entzündet.

Von meiner Hand geschieht dies an euch, in Qualen werdet ihr liegen.

– *Isaias 50:11*

Amblick, der Prophet, lag sterbend auf einem Bett, das sie ihm auf dem Fußboden des Raumes bereitet hatten, der ihnen von der Regierung kostenlos für ihre Zusammenkünfte zur Verfügung gestellt worden war. Er war älter als hundert Jahre, und da die Kirche der *Unsterblichen Stimme* nur noch einige Dutzend Mitglieder hatte, deren keines je erklärt hatte, die *Stimme* zu hören, war es klar, daß auch die Kirche im Sterben lag; daß es keinen Propheten mehr gab, der ihnen den rechten Weg verkünden konnte.

Das wußte Amblick. Die Gemeinde wußte es. Es gab wenig zu sagen, als Amblick auf seinem Bett lag und zur Decke mit ihrer indirekten Beleuchtung und den schon alten Akustikplatten hinauf starrte. Sein Jahrhundert war lang gewesen; zum erstenmal hatte er die *Stimme* mit fünfzehn gehört, und vierundneunzig Jahre lang war er Prophet gewesen. Wenn er der *Stimme* ein besserer Diener gewesen wäre, das wußte er, wäre die Kirche nie zu solchem mißlichen Zustand verkümmert. Er empfand

Schuld und Scham, aber noch intensiver empfand er Müdigkeit. Ein erbarmungsloses Jahrhundert, in dem die Gesellschaft höhnische Gleichgültigkeit gezeigt hatte. Predigt soviel ihr wollt, schien die Ansicht der Regierung zu sein, wir stellen euch sogar einen Versammlungsraum zur Verfügung, aber ihr werdet niemanden zum Konvertiten machen, kein Leben verändern. Sprecht und verkündet euren Glauben wie ihr wollt, schien die Welt auf Capitol sie zu ermuntern, wir werden euch tolerieren, wir werden freundlich lächeln, und einige von uns werden euch während einer Wachperiode zur Belustigung sogar einladen, aber wir werden nicht bereuen und etwa Somec aufgeben oder Sex oder die Live Shows oder die Spiele. Wir werden auch Krieg und Politik nicht aufgeben oder den mörderischen Konkurrenzkampf im Geschäftsleben.

»Es gibt so viel zu tun«, sagte Amblick, »aber der Ozean der Sünde ist über mich hinweggerollt, und ich habe nichts getan.«

Nein, murmelten seine Anhänger, du bist ein großer Mann gewesen.

Aber einer der Zuhörer murmelte keinen Trost. Er verstand nicht, daß der alte sterbende Mann vielleicht Trost *brauchte*. Er sah auch weder ein, noch begriff er, daß der Tod eines Mannes den Tod eines ganzen Glaubens bedeuten sollte. Garol Stipock war sieben. Und Amblick war sein Urgroßvater, eine so entfernte Beziehung, daß Garol Hinweise auf Gott oder die *Stimme* immer mit solchen auf seinen Urgroßvater verwechselt hatte, dessen Stimme, wenn er sprach, von überallher zu kommen schien und in dessen Augen eine Weisheit lag,

der nichts verborgen war, die alles geschaffen hatte, und der am Ende alles gelingen würde.

So kam es Garol gar nicht in den Sinn, daß Amblick Hilfe brauchte, um friedlich aus dem Leben zu scheiden; er, Garol, brauchte Hilfe.

»Ehrwürdiger Vater«, sagte Garol, und Amblick und die anderen sahen ihn an. »Ehrwürdiger Vater, wenn du stirbst, wer wird uns die Worte der *Stimme* verkünden?«

Der Ehrwürdige Vater bekam traurige Augen, und die Erwachsenen waren unangenehm berührt davon, daß ein Kind die Frage stellte, die sie alle zu vermeiden suchten. »Die *Stimme* wählt ihr eigenes Werkzeug«, antwortete Amblick leise, und in seiner Sprache blubberte es von der Flüssigkeit in seiner Lunge.

»Aber, Ehrwürdiger Vater«, beharrte Garol, und die Erwachsenen hätten viel darum gegeben, ihn zum Schweigen zu bringen (aber das konnten sie nicht, denn Kinder waren reine Werkzeuge in der Hand Gottes, und es schickte sich ohnehin, daß Amblick an der Schwelle des Todes die harten Fragen ertrug statt ihnen auszuweichen). »Ehrwürdiger Vater, was ist, wenn die *Stimme* niemanden erwählt? Was, wenn keiner würdig ist?«

»Dann«, sagte Amblick, »wird niemand die *Stimme* hören.«

Garol hatte gewußt, daß dies die Antwort sein würde, und es war ein so schrecklicher Gedanke, daß er ihn nicht ertragen konnte. Tränen liefen ihm die Wangen herab, und er sagte: »Ehrwürdiger Vater, kannst du uns nicht die letzten Worte der *Stimme* übermitteln, damit wir wissen, wie wir leben sollen, wenn du fort bist?«

Und Amblick seufzte und sank in die Kissen zurück und überlegte, ob die *Stimme* überhaupt je wirklich existiert hatte. In der letzten Zeit hatte es jedenfalls kaum noch Worte gegeben, nur ein Gefühl der Verzweiflung und drohenden Verhängnisses. Aber war nicht andererseits die Tatsache, daß die *Stimme* sich nicht äußerte, wo er sie so dringend brauchte, geradezu ein Beweis dafür, daß es sie wirklich gegeben hatte?

Sie? Nein, *er* hatte sich nicht geäußert. Und Amblick versuchte, wenigstens das bißchen Wahrheit zu fassen und festzuhalten, das ihm gesagt hatte, daß es sich bei der *Stimme* nicht nur um eine ätherische Quelle der Inspiration handelte sondern eher um eine Art Person. Halt dich an etwas fest, sagte er sich, und das Blubbern in seiner Lunge stieg ihm wieder in die Stimme, als er ausrief: »Oh, Gott, wo bist du? Wo ist die Wand, hinter der sich dein Gesicht verbirgt? Warum versteckst du dich stumm im Lärm dieser Welt?«

Und die Gemeindemitglieder saßen oder standen aufrecht da, ihre Blicke auf Amblick gerichtet, und die Schreiber waren bereit, jedes seiner Worte zu notieren. Denn sie kannten diese Stimme – es war die Stimme der *Stimme*, und Amblick würde ihnen, ganz wie der Junge es verlangt hatte, vor seinem Tod die letzten Worte Gottes verkünden.

»Die Tiger rasen im Wald, und die Löwen brüllen in der Ebene, und die Stimme des Jägers wird verstummen.« Die Federn eilten schreibend über das Papier. »Der Jäger wird jetzt zuschauen und warten, denn jene, die schlafen, werden bald nie mehr erwachen, und die

Tiger werden den Löwen den Leib aufreißen, während die Löwen den Tigern die Kehle zerfetzen.«

»Jene, die aus der Zukunft borgen, müssen zurückzahlen, und sie werden in Blut und Schrecken zahlen, und die Sterne werden sich verfinstern, und in der Dunkelheit über allen Welten wird der Mensch seinen Gott wiederfinden und sich fragen, wie er ihn in jenen goldenen Zeiten je hatte vergessen können, da die Sterne eine Handvoll Juwelen waren, die man kaufen und verkaufen konnte. In der Dunkelheit werde Ich wieder reden, denn im Licht wollen die Menschen mich nicht hören.

Mein Knecht Amblick. Er war der schwächste meiner Knechte, und doch wird, wenn er stirbt, die letzte Kraft die Welt verlassen. Nur einer von euch wird das Ende erleben. Und dieser eine wird nicht wissen, ob sein Gott die letzte Schlacht gewonnen oder verloren hat.«

Und dann schwieg Amblick, und die Federn brachten die letzten Worte zu Papier und verharrten endlich beim Schlußpunkt, und dann streckte Amblick die Hände nach Garol Stipock aus und umarmte ihn, als wollte er ihm dafür danken, daß er die letzten Worte der *Stimme* hatte erfahren wollen, und so war es, daß Garol als erster das Steifwerden und Erschlaffen der Hände und Arme bemerkte und wußte, daß Amblick tot war.

Sie nahmen die Leiche und übergaben sie den Maschinen, die ihnen die Asche zurückgaben, damit sie in den Garten des Lebens gestreut werden konnte. Und dann gingen sie alle nach Hause.

Garols Eltern hatten ihre und damit auch seine Entscheidung getroffen. Nach Amblicks Tod, so beschlossen

sie, konnte man die Religion nur noch privat ausüben; mit den Predigten und Verkündigungen (und damit nicht zufällig auch mit den ständigen Unannehmlichkeiten und der Ächtung) war es vorbei. Gott würde ihr Geheimnis sein; sollten die Nachbarn ihren eigenen Weg suchen, den wahren Weg würde man ihnen nicht mehr predigen.

Nicht alle Anhänger kamen zu diesem Entschluß. Viele hielten noch eine Zeitlang Zusammenkünfte ab. Einer von ihnen behauptete sogar, die *Stimme* gehört zu haben, aber als er die Enthüllungen diktieren wollte, weigerten sich die Schreiber, sie zu notieren, denn sie klangen unglaubwürdig, und sie wurden nicht vom Feuer des Lebens erfaßt wie bei Amblicks Worten. Aber zuletzt gab es bei den Versammlungen nichts mehr zu sagen, und es war auch kein Geld mehr vorhanden. Wenn Gläubige ihren Glauben verlieren, weiß es die Geldbörse früher als Herz und Verstand.

Amblicks Kirche der *Unsterblichen Stimme* starb vier Jahre nach ihm. Und Garol Stipock, der zu der Zeit elf war, wußte nicht einmal, daß sie noch so lange gelebt hatte.

Ohne den Rückhalt in der Gemeinde arrangierten sich Carols Eltern mit Capitol; der lange Krieg war vorbei. Zuerst wurde beschlossen, Garol in die Schule zu schicken. Er war acht Jahre alt, als er anfang, aber er lernte so schnell, daß er nach sechs Monaten die Kinder seines Alters eingeholt hatte, und als er zehn war, studierte er Material, das intelligenten Vierzehnjährigen Schwierigkeiten machte.

Seine Eltern schlossen auch andere Kompromisse.

Den ersten Kompromiß gab es ganz privat im eigenen Schlafzimmer, als sie anfangen, die Medizin zu nehmen, die es gestattete, Sex nicht nur zur Fortpflanzung zu benutzen. Der nächste Kompromiß war der Umzug in einen anderen Sektor, wo sie fremd waren, und sie begannen, Partys zu besuchen und Freunde zu sich einzuladen, und Garols Vater schloß sich sogar einer Gruppe von Spielwütigen an, und Garols Mutter entwickelte sich zu einer Art Feinschmeckerköchin. Sie glaubten, Garol sei zu jung, es zu bemerken. Aber es entging ihm nicht, und obwohl es nicht in seiner Natur lag, sich darüber zu äußern, war er über die Abtrünnigkeit seiner Eltern doch zutiefst erschüttert.

Zuerst glaubte er, seine Eltern hätten ihren Glauben verraten und schwankte zwischen Haß wegen ihrer Untreue und der Angst, Gott würde sie zermalmern.

Aber Gott zermalmte sie nicht, und nach einigen Jahren entdeckte Garol, daß seine Eltern immer noch anständige und nette Leute waren, und um diese Zeit entdeckte Garol auch die Wissenschaft.

Zuerst beschäftigte er sich mit Geologie, wobei er Bilder von Felsen betrachtete. Er hatte in seinem ganzen Leben noch keinen Felsen gesehen. Für ihn war sogar Granit ein Edelstein, und liebevoll beschäftigte er sich mit den verschiedenen Exemplaren aus der Steinsammlung der Schule, als ob er schon durch ihre Berührung begreifen könnte, was einen Planeten ausmacht und warum er lebt.

Dann war es Biologie, die endlose Vielfalt von Pflanzen und Tieren, die zusammenwirkten, um einen riesigen

lebenden Organismus über den ganzen Planeten zu spannen. Es rührte eher seinen Schönheitssinn, als daß es seine wissenschaftliche Neugier erregte – in der Biologie gab es ohnehin kaum noch Geheimnisse, und Garol studierte sie nur so lange, bis er wußte, wie sie funktionierte.

Und dann fand er das Gebiet, auf dem es noch etwas zu entdecken gab: die Physik. Und obwohl er auf einem Planeten eingepfercht war, wo nichts wuchs, das nicht zum Wachsen gezwungen wurde, und wo die Natur vollständig besiegt war, leistete er Pionierarbeit für die Kolonialschiffe. Es mußte doch möglich sein, noch bevor ein Schiff auf einem Planeten landete, genau festzustellen, welche Mineralien es dort gab und wo sie sich befanden; die genaue Beschaffenheit der dortigen Fauna, und welche Tiere man gefahrlos für Nahrungszwecke töten konnte; welche klimatischen Bedingungen dort herrschten. Sein Ziel war es, Methoden zu ersinnen, mit denen ein Schiff von einer Umlaufbahn aus alles ermitteln konnte, was die Kolonisten vor der Landung wissen mußten – damit man den günstigsten Landeplatz wählen und alle nötigen Vorsichtsmaßnahmen treffen konnte. Er war Elektriker – er kannte die Fragestellungen auf anderen Gebieten, die nur von der Physik gelöst werden konnten.

Er war fünfzehn und Universitätsabsolvent als er sich ernsthaft an die Arbeit machte. Seine Professoren machten sich ein wenig Sorgen über einen so jungen Studenten, und ihre Sorge verwandelte sich in Wut, als sie entdeckten, daß er ausgerechnet Maschinen konstruierte.

»Mr. Stipock«, sagte der Dekan zu dem jungen Mann, der ruhig zuhörte und den das Ganze offenbar nicht im geringsten interessierte, »wir machen uns Sorgen, weil Sie Ihre Zeit mit Spielereien verschwenden.«

Garol sah ihn überrascht an. »Nicht Spielereien«, sagte er. »Werkzeuge.«

»Physik ist eine theoretische Wissenschaft, mathematischer Umgang mit dem Universum, Mr. Stipock. Kein Gebiet für Zauberkästen.«

»Aber Dr. Whickit«, protestierte Garol, »ich muß minimale Strahlungsmengen messen. Also brauche ich ein Gerät, mit dem ich diese Messungen durchführen kann. Und ein solches Gerät gibt es nicht.«

»Wenn Sie Geräte bauen wollen, sollten Sie vielleicht ein anderes Fach studieren. Gehen Sie doch an eine technische Hochschule.«

Und Stipock lachte. Es war ein entnervendes Lachen, und Whickit war beleidigt. »Dr. Whickit«, sagte Garol, »wenn Sie wirklich glauben, daß Physik eine mathematische Disziplin ist, warum bestehen Sie dann darauf, Daten zu verwenden, die mit Hilfe von Teleskopen und Teilchenbeschleunigern gewonnen wurden? Es ist doch nicht die Tatsache, daß ich mit Geräten arbeite, die sie stört, nicht wahr? Es ärgert Sie, daß ich Fragen stellen kann, die nicht beantwortet werden können, weil die dazu nötigen Geräte fehlen – und daß ich es wage, diese Geräte selbst zu bauen. Wenn ich unwissenschaftlich genug wäre, Psychologe zu sein, würde ich annehmen, daß Sie neidisch sind und sich bedroht fühlen. Und da ich mein Gerät schon gebaut habe und es ausgezeichnet funktio-

niert, wäre es mir ein Vergnügen, wenn Sie mich der Universität verweisen. Dann würde ich einfach nach Sektor H-88 gehen, meine Arbeit veröffentlichen und die Maschinen patentieren lassen.«

Whickit war wütend; er brüllte, er ärgerte sich, er schmiedete Komplotte, er intrigierte. Aber Stipock hatte schon gewonnen. Seine Geräte leisteten das, wofür er sie konstruiert hatte. Und schon bald erkannte Whickit, daß die Verwaltung jederzeit zwanzig Whickits gegen einen Stipock eintauschen würde.

Und man bot Stipock Somec an.

»Wir müssen Sie am Leben erhalten«, sagten die Leute vom Schlafraum. »Sie sind einer der zehn oder zwanzig besten Köpfe des Jahrhunderts. Wir müssen Sie Hunderte von Jahren leben lassen, damit Sie die Fragen lösen helfen können, die sich dann stellen.«

Stipock lehnte ab. »Ich arbeite an mehreren Projekten, die außer mir niemand zu Ende führen kann, und wenn sie es könnten, wäre es mir nicht recht. Wenden Sie sich wieder an mich, wenn die Projekte abgeschlossen sind.«

Die Leute vom Schlafraum waren es nicht gewöhnt, daß man sie abwies, aber seine Gründe klangen plausibel, und er war erst fünfzehn. Sie warteten also.

Aber Garols eigentliche Gründe waren nicht die, die er angegeben hatte.

»Mutter«, sagte er. »Vater. Man hat mir Somec angeboten.«

Er beobachtete seine Eltern aufmerksam. Somec war auf Capitol die Sünde aller Sünden. Amblick und die anderen Propheten hatten es als Zerstörer der Seelen und

Stifter von Haß verdammt. Somec stiehlt Leben hatte es geheißen. Garol war Wissenschaftler genug, um zu wissen, daß es Gott nicht geben konnte. Er kannte genug vom Leben, um zu wissen, daß niemand an Gott glaubte und nur wenige sich daran erinnerten, daß er je in den Herzen der Menschen gelebt hatte. Aber all dieses Wissen hatte den Strukturen seiner Kindheit nichts anhaben können: Vergnügen am Sex war immer noch undenkbar, Somec war immer noch eine Sünde.

Und deshalb beobachtete er seine Eltern, um zu sehen, ob sie dem alten Glauben noch in gewissem Maße anhängen.

»Somec?« fragte sein Vater. »Welche Ebene?«

»Sieben Jahre Schlaf, eins wach.«

»Das ist hoch«, sagte seine Mutter.

Sein Vater sah seine Mutter kurz an und fragte dann ein wenig unbeholfen: »Garol, ich habe gehört, daß jemand auf hoher Somec-Ebene mehrere Familienmitglieder bestimmen darf, die auf der gleichen Ebene Somec nehmen, damit sein Leben nicht zu sehr durcheinandergebracht wird.«

»Ja«, sagte seine Mutter. »Und wir sind die einzigen Familienangehörigen, die du hast.«

Beider Augen hellten sich auf vor Hoffnung, und Garol merkte, daß die letzten Reste von Religion in ihm zusammenbrachen. Er war wütend und gekränkt und fühlte sich verraten. Aber er sagte nur: »Natürlich. Ich werde erst in ein paar Jahren Somec nehmen, aber ihr könnt mitkommen.«

»Ein paar Jahre?« fragte seine Mutter. »Warum?«

»Ich habe zu tun.«

Sein Vater hustete und schien ein wenig fassungslos. »Das ist dein gutes Recht, vermute ich. Aber, vergiß nicht, Garol, während du noch jung bist, werden wir langsam älter.«

Garol vermied es, seine Verachtung zu zeigen. Am nächsten Tag ging er zum Schlafraum und kündigte an, daß er in drei Jahren Somec nehmen wolle, seine Eltern jedoch sofort Somec bekommen sollten.

»Aber Mr. Stipock«, sagte der Mann im Schlafraum. »Sie dürfen Somec nur auf der gleichen Ebene wie Sie nehmen. Wenn sie es heute bekommen, Sie selbst dagegen erst in drei Jahren, würden Ihre Eltern Sie nie wiedersehen. Sie würden immer schlafen, wenn Sie wach werden. Und umgekehrt.«

Garol trommelte mit den Fingern auf den Tisch. »Setzen Sie das Dokument auf, ich werde es unterschreiben.«

Sei setzten es auf, er unterschrieb, und fröhlich gingen seine Eltern zum Schlafraum. Sie wußten, daß all ihre Freunde sie beneideten. Sie hatten nicht einmal gefragt, ob Garol wach sein würde, wenn sie aufwachten. Vielleicht hielten sie es für selbstverständlich und würden schrecklich enttäuscht sein. Aber Garol nahm ganz einfach an, daß es ihnen gleichgültig sei.

Stipocks Strahlungsmesser für geringe Dichten revolutionierte die Physik. Weil ein hochempfindliches Gerät selbst bei den trägsten Elementen fast unendlich geringe Strahlungsmengen registrieren konnte, war es jetzt möglich, die Zusammensetzung jeder Probe praktisch auf ein Molekül genau zu analysieren – ob es sich nun um einen

kleinen Felsbrocken oder das Licht eines Millionen von Lichtjahren entfernten Sterns handelte.

Garols neue Arbeit bestand eher im Katalogisieren als in wissenschaftlicher Tätigkeit – aber es war ihm unmöglich, einen großen Unterschied zwischen Theorie und Praxis der Wissenschaft festzustellen, und er sah darin keinen Widerspruch. Er entwickelte Programme für Stipocks geologisches Gerät, das aus der Umlaufbahn heraus Planeten analysieren und unglaublich genaue Karten über Metalle, Erze und Topographie erstellen konnte; für Stipocks ökologisches Gerät, das alles Leben auf einem Planeten während eines einzigen Umlaufs analysieren konnte; und Stipocks Klima-Analysator, der mit ziemlicher Genauigkeit das Wetter für ein ganzes Jahr voraussagen konnte, klimatische Veränderungen über Jahrhunderte jedoch mit fast perfekter Genauigkeit beschrieb. Es würde noch Jahre dauern, die Geräte zu hoher Effizienz zu entwickeln, aber sobald Garols grundlegende Arbeiten beendet waren, konnten auch weniger begabte Forscher das Projekt weiterentwickeln.

Es war keine Arbeit, die Garol geistig vollkommen in Anspruch genommen hätte, und den wenigen, die ihn überhaupt kannten, schien es, als sei er entschlossen, sich geistig so frei wie möglich zu halten. Er bat die Frau eines Professors, ihm den Sex zu erklären; sie tat es, und einige Wochen lang übte er an ihr, bis er sich dann daranmachte, auf dem Gebiet so viele Erfahrungen wie möglich zu sammeln, und zwar mit so vielen verschiedenen Partnerinnen wie möglich.

»Du wirkst nicht sehr beteiligt, wenn wir uns lieben«,

beklagte sich eines abends eine Studentin bei ihm.

»War es gut?« fragte er.

»Wunderbar«, sagte sie, »aber –«

»Was verlangst du denn noch«, fragte er. Bald darauf weigerte sie sich, noch einmal mit ihm zu schlafen, aber er sagte ihr, das sei dumm. »Was erwartest du vom Sex«, fragte er, »emotionales Engagement?«

»Ja«, antwortete sie. »Obwohl mir unerfindlich ist, wieso man ausgerechnet von dir emotionales Engagement erwarten kann.«

»Wenn irgendeiner von denen, die ihn beobachteten, religiös gewesen wäre, hätte dieser das Muster, dem er folgte, erkannt. Aber wie hätte auch nur einer von ihnen wissen können, daß etwas Ungewöhnliches darin lag, daß Garol sich kurzfristig intensiv mit dem Studium der Geschäfte befaßte, um dann aus den mit seinem Strahlungsmeßgerät verdienten Millionen durch geschickte aber riskante Investitionen auf dem Markt Milliarden zu machen.

Eine Weile nahm er an Kriegsspielen teil, bis er so viel gewonnen hatte, daß es ihn langweilte. Er probierte jedes alkoholische Getränk, das hergestellt wurde und betrank sich mehrere Male, bis er fand, daß es ihm keinen Spaß machte, und er es aufgab. Er sah sich so oft die Live Shows an, daß die anderen Studenten sich über ihn lustig machten (sie gaben ihm den Spitznamen Glotzi). Er versuchte sich sogar in Homosexualität, was damals nicht Mode war, und gab auch das bald wieder auf.

Wenn jemand den Sinn verstanden hätte, der hinter seinem Verhalten lag, wenn jemand geglaubt hätte, es sei

mehr als jugendliche Experimentierlust in Verbindung mit einem brillanten Verstand, dann hätte seine fortgesetzte Weigerung, Somec zu nehmen wohl einige Sorgen verursacht. Er wurde immer noch in gewissem Ausmaß von seiner Religion gesteuert. Das wußte er; aber er konnte seine Angst vor dem Somec nicht leicht überwinden, und deshalb amüsierte er sich verbissen und arbeitete genauso verbissen, und doch war immer noch die Hälfte seines Verstandes ungenutzt, so daß diese sich beständig über seine Verabredung mit dem Schlafraum Sorgen machen konnte.«

»Ihr Vertrag, Mr. Stipock, besagt, daß Sie in vier Tagen im Schlafraum erscheinen müssen. Wir dachten, wir sollten Sie besser daran erinnern, damit Sie ihre Angelegenheiten regeln können.«

»Danke sehr«, sagte Garol und feierte seinen neunzehnten Geburtstag, indem er eine Kopie der Schrift verbrannte, in der die Gebote seiner alten Religion niedergelegt waren und die er während der ganzen Jahre aufbewahrt hatte. Dadurch wurde für seine Wohnung Feueralarm ausgelöst, denn er galt als Nichtraucher, und er brauchte drei Stunden, bis er die Feuerwehrleute überzeugt hatte, daß sie nicht nur nicht gebraucht wurden, sondern daß die verdammt Sprinkler seine Möbel ruiniert hatten.

»Bitte kommen Sie hier herein«, sagte die junge Frau, »und legen Sie Ihre Kleidung ab.«

Stipock folgte ihr in den Aufzeichnungsraum, der mit einem bequemen Stuhl, einem fahrbaren Bett und einem Haken, an den er seine Kleider hängen konnte, ausgerüs-

tet war. Er zog sich aus, und die Frau bat ihn, im Stuhl Platz zu nehmen. Aber er zitterte; er konnte seine Kleider nicht aufhängen. Sie fielen immer wieder herunter.

»Das erstmal?« fragte die junge Frau.

Er nickte.

»Sie brauchen vor nichts Angst zu haben. Die Aufzeichnung ist schmerzlos, und das Somec schläfert Sie sofort ein. Es ist wie ein schöner Traum.«

Er lächelte. Er konnte ihr nicht sagen, daß, trotz all seiner eindrucksvollen wissenschaftlichen Leistungen, der Gott seiner Kindheit ihm immer noch über die Schulter schaute und ihm verbot, die Früchte vom Baum des Lebens zu essen.

Die junge Frau setzte ihm einen Helm auf, und Stipock fing an zu schwitzen. Jetzt wird mir der Verstand aus dem Kopf entfernt, dachte er und schalt sich gleichzeitig für seine Irrationalität. Er hatte kalte Hände; er mußte seine Beine fast mit Gewalt entspannen, damit sie nicht so sichtbar zitterten.

»Das wär's«, sagte die Frau. »Das Gehirnband läuft gleich.«

Stipock hatte einen trockenen Mund, und er konnte seine Frage nur stammeln: »Was ist, wenn etwas mit dem Band schiefgeht?«

»Keine Chance«, sagte sie. »Beim ersten Mal machen wir vier Bänden. Das erste davon ist schon abgespielt und analysiert, um sicherzugehen, daß all Ihre Gehirnmuster vorhanden sind. Ein weiteres wird an das ständige Bandarchiv geschickt. Noch eins wird hier, wo Sie schlafen, aufbewahrt, und das letzte geht an die Regierung, für

den Fall, daß Sie ein Verbrechen begehen und mit einem früheren Band geweckt werden müssen. Sie sehen also, Ihr Gedächtnis wird an vier völlig verschiedenen Orten aufbewahrt. Es kann nichts passieren.«

Stipock war einigermaßen beruhigt. »Danke.«

»Keine Ursache. Natürlich werden Sie sich an kein Wort dieser Unterhaltung erinnern, wenn Sie aufwachen, da diese sich nicht auf dem Band befindet. Ich gebe eine Notiz zu Ihren Akten, damit nachzuweisen ist, daß Ihnen alles erklärt wurde. Das letzte, an das Sie sich erinnern werden, ist, daß Sie sich Sorgen gemacht haben!« Das sagte sie mit einem charmanten Lächeln, und Stipock gab ihr eines seiner sehr seltenen Lächeln zurück.

»Legen Sie sich jetzt auf den Tisch. Das Somec wird sofort bereitstehen.«

Er legte sich rücklings auf den Tisch und starrte nach oben auf das indirekte Licht und die alten Akustikplatten. Er erinnerte sich an Amblick, der vor zwölf Jahren so gelegen hatte, und plötzlich hatte er wieder Angst. Diesmal war es allerdings nicht Besorgnis – es war nackte Panik. Seine Beine wurden steif, und er mußte urinieren.

»Ich muß ins Bad«, sagte er und war entsetzt über seine tonlose Stimme.

»Nein, das müssen Sie nicht«, sagte die junge Frau. »Denn in genau drei Minuten kommen Ihre sämtlichen Körperfunktionen zum Stillstand oder fast zum Stillstand, und zwar für einige Jahre. Sie werden dann aufwachen, und *dann* erst können Sie zur Toilette gehen.« Die Nadel glitt ihm in die Handfläche.

Aber es war nicht schmerzlos. Der Schlaf kam nicht

mit angenehmen Träumen, sondern mit einem Alptraum. Alle Höllenfeuer brannten in seinen Venen, und die Stimme Gottes dröhnte in seinem Kopf und rief: »Verrat! Verrat!« Du hast Gott getötet, rief die Stimme in seinem Kopf. Du warst der Tod der *Unsterblichen* Stimme. Wenn du nur gelauscht hättest, du hättest ihn dich rufen hören! Und nun nimmst du den Zerstörer der Seelen in deinen Leib und leugnest deine eigene Seele.

Er kreischte, und die junge Frau hatte Angst, denn sie hatte zahllose andere sich winden und schwitzen sehen und ihr Stöhnen gehört, wenn die verwüstende, heiße Wirkung des Somec einsetzte, aber noch nie hatte jemand so steif dagelegen, mit einem solchen Ausdruck des Entsetzens im Gesicht, und noch nie hatte jemand geschrien, als ob das Leben selbst ihm genommen würde.

Aber bald wurde er ruhig, und bald schlief er wie eine Leiche, und sie schloß ihn an die Überlebensapparaturen an und rollte ihn zu den Wärtern. Sie würden ihn in einen Sarg legen und ihn an seinen Platz in einem Regal schaffen, ihn dort lassen, bis er in sieben Jahren wiederbelebt wurde.

Als er aufwachte, erinnerte er sich nicht mehr an die Qual des Einschlafens. Er wußte nur noch, daß er vor dem Somec Angst gehabt hatte und daß er in bestem Zustand aufgewacht war.

Innerlich stieß er einen enormen Seufzer der Erleichterung aus. Bald beschäftigte er sich wieder mit den abschließenden Arbeiten an seinen Maschinen zur Erleichterung der Kolonisierung von Planeten. Er prüfte die Programme auf ihre Korrektheit, damit auch die geplante

Arbeit erledigt wurde. Er mußte seine früheren Hemmungen hinsichtlich Sex und Vergnügen und Profit nicht mehr überkompensieren. Sein Leben wurde beständiger. Er stabilisierte sich. Er war bereit, sich von Somec für immer am Leben halten zu lassen.

*

Er war fünfunddreißig subjektive Jahre alt, als der Kapitän des Raumschiffs ihn weckte und in den Kontrollraum brachte. Es handelte sich um den ersten Feldtest seiner Geräte, und er hatte darauf bestanden, mitzugehen. Sie befanden sich bereits auf einer Umlaufbahn um einen schon lange besiedelten Planeten, und er hatte nur elf Jahre schlafen müssen um die Reise zu bewältigen, da ein Wunderkind auf Capitol eine Methode gefunden hatte, Raumschiffe zu bauen, die zehnmal schneller als die herkömmlichen waren – das war zur Zeit achtzig- oder neunzigmal schneller als das Licht. Ich war auch ein Wunderkind, dachte er sentimental. Es war eine einsame Zeit gewesen, aber heute erwartete man von ihm einfach Genialität, während es früher aufregend gewesen war, zu beobachten, wie seine Entdeckung ihm allmählich immer mehr Macht und Respekt eintrugen. Der Test war schnell erledigt – ein einziger Umlauf für jedes der Analysegeräte (obwohl in der Praxis alle drei ihre Aufgabe während eines einzigen Umlaufs zu Ende führen konnten). Das Programm warf Dutzende von Karten aus, auf Anforderung auch Tausende weiterer Karten, deren jede detaillierte Angaben über ein bestimmtes Mineral oder eine

bestimmte Spezies oder über die während eines bestimmten Jahres zu erwartenden klimatischen Bedingungen machte.

Als die Gesamtübersicht erstellt war, stiegen sie in einem Landungsfahrzeug zu dem Planeten ab und fingen an mit der mühseligen Arbeit, die Karten mit den bekannten Lagerstätten zu vergleichen, und sie bestanden darauf, daß alle auf den Karten ausgewiesenen weiteren Lagerstätten von Metallen oder ungewöhnliche Informationen über irgendeine Spezies peinlich genau anhand der tatsächlichen Gegebenheiten auf dem Planeten überprüft wurden.

Bald wurde das Geschäft zu einer Routine, die von auf dem Planeten ansässigen Wissenschaftlern und Studenten bewältigt werden konnte, und Garol hatte wieder Zeit für sich. Und deshalb war er allein, als der Verrückte ihn umbringen wollte.

Er saß auf einer Bank in einer der vielen Parkanlagen in der Hauptstadt des Planeten, auf dem er arbeitete. Ein älterer Mann näherte sich ihm und nahm an seiner Seite Platz. Beide trugen Mäntel, da der Nachmittag kalt war und der Abend noch kälter sein würde.

»Warum sitzen Sie hier?« fragte der Mann.

»Ich beschäftige mich damit, erstaunt zu sein«, antwortete Garol lächelnd.

»Worüber?«

»Daß hier Pflanzen direkt aus der Erde wachsen, ohne daß zwischen ihnen und dem Felsuntergrund mehr liegt als eine Sandschicht. Darüber daß der Wind selbst bestimmt, aus welcher Richtung er wehen will und manch-

mal ungemütlich kalt ist. Ein Himmel ohne Decke, die die Sicht versperrt. Ein so weiter Raum, daß man nicht sieht, wo er endet.«

Der ältere Mann nickte. »Sind sie aus Capitol?«

»Ich denke, das läßt sich kaum verheimlichen.«

»Sind Sie Schläfer?«

»Im Augenblick bin ich hellwach, und das gefällt mir sehr gut«, antwortete Garol mit der Höflichkeit der Somec-Benutzer, die es gern vermeiden, ihre Fast-Unsterblichkeit gegenüber Leuten zu erwähnen, die keines bekommen – warum die Gefühle anderer verletzen?

Der ältere Mann nickte wieder und steckte die Hände in die Manteltaschen. »Sie sind doch das Genie, nicht wahr?« fragte er. »Der Mann, der die Maschinen gebaut hat, die hier getestet werden.«

Sein Bild war seit Wochen in jeder Nachrichtensendung ausgestrahlt worden – der Besuch eines Mannes seiner Bedeutung und seines interplanetarischen Rufs war ein bedeutendes Ereignis, das alle lokalen Ereignisse in den Schatten stellte.

»Ja, ich bin Garol Stipock.«

»Dann sind Sie ein Schläfer.«

Garol nickte abwesend. »Ja«, sagte er, »das bin ich.«

Der Mann nahm die Hand, in der er eine Nadel hielt, aus der Tasche. Sie war offensichtlich auf voll eingestellt. Garol schlug auf den Mann ein, und deshalb riß ihm die Nadel nur den Arm auf und fügte seinem Nervensystem keinen Schaden zu. Er würde den Anschlag überleben.

Allerdings lag er wochenlang im Hospital, bevor der

Arm genügend verheilt war, daß er es verlassen konnte. Verschiedene Leute vom Projekt besuchten ihn gelegentlich, um über den Stand der Arbeiten zu berichten – bis jetzt hatten die Geräte ohne Ausnahme genau gearbeitet –, aber das erste Geschäft, dem er sich nach seiner Entlassung widmen mußte, war sein Erscheinen vor Gericht.

Es war ein kleines privates Interview. Der Richter, die Anwälte und der Verteidiger bildeten auf bequemen, weichen Sitzen eine kleine Gruppe und richteten Fragen an Stipock und den älteren Mann.

»Warum wollten Sie Dr. Stipock töten?« fragten sie.

»Er ist Schläfer«, sagte der ältere Mann.

Der Richter nickte. »Dann gehören Sie also zu den Gleichmachern?«

Der ältere Mann lachte höhnisch.

»Heute bin ich Abschaffer, auch wenn ich früher Gleichmacher war!«

Stipock suchte den Blick des Richters. Der Richter erklärte. »Die Gleichmacher wollen die Verteilung nach Verdienst abbauen und allen Somec zur Verfügung stellen. Die Abschaffer wollen ganz einfach jeden töten, der Somec benutzt.«

»Nein!« sagte der ältere Mann, und sein Gesicht funkelte vor Wut. »Nein!«

»Wen wollen Sie dann töten?« fragte Stipock. »Und warum mich?«

Die Augen des älteren Mannes wurden schmal. »Ich will niemanden töten.«

Stipock lächelte, obwohl es in seinem Arm plötzlich klopfte, wie um ihn daran zu erinnern, wie nahe er dem

Tod von den Händen dieses Mannes gewesen war. »Sie wollen ihnen also nur die Arme abreißen?«

»Ich töte wo ich muß.«

»Ich war für Sie keine Bedrohung, Sir.« Stipock lächelte nicht mehr. Er erkannte etwas in den Augen des Mannes. »Warum mußten Sie mich den töten?«

»Der Feind heißt Somec.«

»Aber ich verfüge nicht über Somec. Ich benutze es nur. Wie Millionen andere.«

»Millionen andere!« sagte der Mann verächtlich. »In einem Universum von Billionen entscheiden sie, wer die Ewigkeit verdient, und wir anderen verdienen, wie die Würmer zu sterben!«

»Das System stammt nicht von mir«, sagte Stipock lahm.

»Doch«, sagte der ältere Mann. »Sie erhalten es am Leben. Sie. Ganz allein. Und solange es Sie und Leute Ihres Schlages gibt, wird es am Leben *bleiben*!«

Erstaunt sah Stipock die übrigen Anwesenden an. Der Ankläger lehnte sich zu ihm hinüber und legte ihm beruhigend die Hand auf den Arm. »Erwarten Sie nicht, daß diese Leute vernünftig reden. Sie sind einfach Fanatiker. Es ist wie eine Religion.«

Das Wort *Religion* weckte Erinnerungen, und Stipock drehte sich wieder zu dem alten Mann um. Jetzt erinnerte er sich an diese Augen, diesen Gesichtsausdruck: Es waren Amblicks Augen, sein ernster Blick.

»Der Mann ist nicht verrückt«, sagte Stipock. »Er glaubt nur an etwas.«

Der ältere Mann nickte. »Das stimmt. Es ist die Wahr-

heit. Ich wußte, daß Sie es erkennen würden. Selbst Lügner wissen, daß es wahr ist, aber Sie sind kein Lügner. Sie sind ein Mann von wahrer Größe«, sagte er.

Der Richter war erbost. »Warum in aller Welt haben Sie dann versucht, ihn umzubringen?«

»Weil«, sagte der alte Mann ungeduldig, als ob der andere es schon hätte wissen müssen, »solange große Männer Somec nehmen, jeder auf das System der Verteilung nach Verdienst hinweisen und sagen kann: ›Ein solcher Mann ist der Beweis dafür, daß wir Somec brauchen – er beweist, daß die Verteilung nach Verdienst die großen Männer ewig leben läßt.‹ Während die meisten Somec-Benutzer käufliche und machthungrige kleine Halunken sind wie Sie.« Und er starrte dem Richter in die Augen, bis der Richter mit wutverzerrtem Gesicht den Blick abwandte.

»Die Beweislage ist eindeutig, und diese Befragung dient nur dazu, einem Verrückten beim Äußern seiner Verrücktheiten Zuhörer zu verschaffen. Schuldig. Das Urteil lautet: fünf Jahre Kerker und anschließende Deportation in eine andere Welt. Wir müssen diesen Krebs ausrotten, bevor er sich ausbreitet.«

Der Verteidiger sagte: »Sir, wenn Sie den Krebs ausrotten wollen, warum schicken Sie ihn dann als Botschafter in eine andere Welt?«

»Um ihn aus dieser wegzuschaffen«, antwortete der Richter knapp. Und dann waren Richter und Verteidiger erschrocken über das Gelächter des älteren Mannes.

»Was ist daran so komisch?« knurrte der Richter.

»Sie graben eine Kloake, schwimmen darin herum und

beklagen sich über den Gestank! Man wird Sie eines Tages in Stücke reißen! Man wird Sie zerfetzen!«

»Wer?« fragte Stipock. »Wer wird das tun?«

»Geben Sie sich keine Mühe, Dr. Stipock«, sagte der Ankläger. »Sie werden nie zugeben, daß es eine Organisation gibt. Selbst unter Drogen nicht. Eine solche Selbstbeherrschung habe ich noch nie erlebt.«

»Es gibt keine Organisation«, sagte der alte Mann. »Wer braucht eine Organisation? Ich meine, daß jeder, alle wirklichen Menschen, alle jene, die kein Somec bekommen und wissen, daß sie es nie bekommen werden – sie alle werden sich erheben und euch Schläfer aus den Wänden reißen, zerfetzen und an die Tiere verfüttern. Sie werden die Kommandanten der Raumschiffe töten und die Wissenschaftler und die Politiker und die Geschäftsleute und die Gesellschaftsdamen und die Schauspieler und all das andere Gesindel, das glaubt, es könne ewig leben, während wir anderen sterben müssen, und es wird kein Somec mehr geben, und die Leute werden wieder Menschen sein, wie es ihnen bestimmt war!«

Der alte Mann war rot im Gesicht. Zitternd war er aufgestanden und richtete einen Finger auf Stipocks Herz, und der peinlich berührte Richter ließ ihn abführen. »Es tut mir so leid«, wiederholte der Richter immer wieder Stipock gegenüber. »Aber Sie sehen ja, wie schwer es ist, sie unter Kontrolle zu halten.«

Stipock schüttelte den Kopf und versicherte, daß er sich keine Sorgen mache. »Verbrecher gibt es überall«, sagte Stipock. Und dann fragte er. »Was, wenn der Mann recht hätte? Was, wenn *tatsächlich* jeder rebelliert, der

kein Somec bekommt?«

Der Richter wischte den Gedanken lachend vom Tisch. »Da besteht nicht die geringste Gefahr. Kaum eine lebende Seele lebt nicht in der Hoffnung, eines Tages genug Geld oder Macht oder Prestige zu besitzen, um Somec zu bekommen. Und die meisten älteren Leute, die es selbst nie bekommen werden, arbeiten, um ihren Kindern eine Chance darauf zu verschaffen. Sie sind alle Teil des Systems, und es sind nur ein paar isolierte alte Fanatiker wie dieser, die verrückt spielen. Aber das können wir nicht verhindern. Wir müßten jeden einzelnen alten Mann und jede einzelne alte Frau in dieser Welt überwachen, und das ist einfach nicht möglich.« Er fügte noch einige untertänige Entschuldigungen hinzu.

Aber Stipock hatte den alten Mann ernster genommen, als er vorausgesehen hatte. Er hatte nie gewußt, daß irgend jemand außerhalb ihrer kleinen und lange aufgelösten religiösen Gruppe Somec gehaßt hatte. Aber jetzt erinnerte er sich an seine ganze Kindheitserziehung – eine Erziehung, die er so leicht abgestreift hatte. Somec war nicht deshalb von Übel, weil Gott es verbot. Es war von Übel, weil es das Universum in zwei Klassen von Menschen einteilte: die wenigen mit ewigem Leben und den Rest, der zum Sterben verurteilt war.

Er begann einzusehen, wie wenige der Leute, die Somec bekamen, in irgendeiner Weise bemerkenswert waren. Es waren die Angehörigen von Somec-Benutzern, die durch dieselbe Lücke die Schlafräume erreicht hatten, durch die auch Garols Eltern geschlüpft waren. Oder es waren die reichen und glücklichen Gewinner von Lotte-

rien. Oder es waren knallharte Geschäftsleute, die das Glück auf ihre Seite gezwungen hatten. Oder es waren Frauen, die mit Männern schliefen, die ihnen genug Geld geben konnten, so daß sie sich Somec erlauben konnten. Oder es waren die Darsteller von Live Shows oder moderne Künstler oder Politiker die oft genug gewonnen hatten. Und bei einigen von ihnen konnte Garol keinen auch nur denkbaren Grund entdecken. Sie hatten Somec bekommen, weil das System der Verteilung nach Verdienst ein Witz war. Garol hatte keinen getroffen, der, wie er, durch bemerkenswerte Leistungen Schläfer geworden war.

Es gibt heute im Universum nicht mehr viele bemerkenswerte Leistungen, fiel Garol ein. Und er fing an, Somec zu hassen.

Zuerst spielte er mit dem Gedanken, kein Somec mehr zu nehmen und so als Werkzeug des Systems auszuscheiden, was schon der alte Mann hatte erreichen wollen. Aber er sah bald ein (oder rationalisierte – er war ehrlich genug zuzugeben, daß ihm an Unsterblichkeit ebensoviel gelegen war wie jedem anderen), daß sein Ausstieg aus dem Somec-System kaum eine derartige Schockwelle auslösen würde, daß sein Zusammenbruch erfolgen mußte.

Außerdem wollte er gar nicht, daß es zusammenbrach. Er wollte reformieren. Den wenigen Somec geben, die es wirklich verdienten – und dann das Privileg ohne Ansehen des Reichtums oder des sozialen Status auf faire Weise ausdehnen, vielleicht durch eine äußerst streng überwachte Lotterie oder eine Quote von einer gewissen

Anzahl von Individuen pro Familie, irgendwie – alles, nur nicht die korrupte Methode, bei der Reichtum und Grausamkeit mit Unsterblichkeit belohnt werden.

Er stellte bald fest, daß eine Somec-Reform gar nicht selten Diskussionsgegenstand war. Es gab andere, die sich über Ungleichheit oder Ungerechtigkeit Gedanken machten, und bald nahm Garol mit ganzen Gruppen von Somec-Benutzern seiner Ebene, die sich für Reformen einsetzten, Kontakt auf.

Um das System zu reformieren, müssen wir die Regierung reformieren, erklärten diese Gruppen. Und um die Regierung zu reformieren, müssen wir die Regierung übernehmen.

Und so kam es, daß Stipock den schmalen Grat zwischen sozialem Engagement und politischer Verschwörung überschritt. Bald arbeitete er fast die ganze Zeit für diese Gruppen; er erfand Waffen, die sich leicht verbergen ließen, entwickelte Computersprachen, mit deren Hilfe sie Computerzeit und Speicherkapazität stehlen konnten, ohne daß es jemandem gelang, ihre eigenen Programme anzuzapfen, und er erfand eine Maschine, die einen Menschen so desorientieren konnte, daß er jedes Geheimnis ausplauderte – die perfekte psychologische Sonde, etwas, nach dem die Psychologen so eifrig gesucht hatten wie die Alchimisten nach dem Stein der Weisen.

Sie kamen ihrem Ziel immer näher. Es schien, als ob der Sieg innerhalb von hundert Jahren in greifbare Nähe rücken könnte.

Und dann stieß sich Stipock wieder einmal hart an den

Realitäten. Eine zufällige Bemerkung anlässlich der Versammlung einer kleinen Verschwörerzelle zwang seine Aufmerksamkeit auf etwas, das er seit Jahren zu ignorieren versucht hatte.

»Hört auf, euch über die Reform zu streiten«, hatte eine temperamentvolle junge Dame geschrien, als die Debatte zu hitzig wurde. »Es spielt doch keine Rolle, wie wir das System reformieren, solange jeder glücklich ist und wir Somec bekommen.«

Alle lachten nervös und hörten mit der Diskussion auf, aber Garol Stipock reduzierte ihre Aussage auf die zugrunde liegende Wahrheit. Normalerweise erwähnte sie niemand, aber jeder einzelne Verschwörer war Somec-Benutzer, und keiner von ihnen wäre mit einer Somec-Reform einverstanden, die ihm das Somec entziehen würde. Es war, als ob sie alle glaubten, daß die simple Teilnahme an der Revolution ihren Anspruch auf Somec sicherstellen würde. Dabei hatten sehr wenige von ihnen auch nur den Schatten eines Anspruchs wenn es nach Verdienst ginge.

Die Somec-Reform und unsere Revolution werden nichts verändern, sagte sich Stipock, und er wußte, daß er recht hatte.

An jenem Abend ging er ganz verzweifelt nach Hause.

Seine Wohnung war nicht groß. Er hätte sich da etwas mehr leisten können. Sie war auch nicht luxuriös ausgestattet. Nach den Lustanwandlungen seiner Jugend war er in mancher Hinsicht geradezu asketisch geworden. Er trieb häufig Sport, um in Form zu bleiben. Er aß mit Bedacht und nie zuviel. Sein Leben wurde begrenzt und

eingefaßt von Gewohnheiten, die zu Ritualen geworden waren, und als er nach der Versammlung in seiner Wohnung angekommen war, verfiel er sofort wieder in diese Rituale. Er bereitete seine Mahlzeit, setzte sich zum Essen an den gewohnten Platz, absolvierte einige körperliche Übungen und las ein Buch. Aber sein Verstand verharrte nicht in dieser engen Begrenzung.

»Ich bin ein Abschaffer«, sagte er endlich, obwohl Jahre vergangen waren, seit er jenen Alten sich so hatte nennen hören. »Es *gibt* keine Reform. Somec wird immer soziale Unterschiede schaffen. Außer jeder einzelne bekäme Somec auf gleicher Ebene. Aber dann brauchte es Somec überhaupt nicht zu geben.« Und als er diese Worte laut ausgesprochen hatte, wußte er, daß er den Schlüssel gefunden hatte.

Somec gewährt nur die Illusion der Unsterblichkeit, und das nur, solange der größte Teil der Menschheit in normalem Schneckentempo weiterlebt. Wenn niemand schon nach einem Jahrhundert sterben muß, verliert ein fünf oder zehn Jahrhunderte dauerndes Leben jeden Reiz. Wir fühlen, daß wir nur leben können, solange sie sterben – und das ist die Wahrheit. Wenn sie erst einmal so lange lebten wie wir, würden wir versuchen, noch länger zu leben.

Zerstörer der Seelen, Stifter von Haß. Somec stiehlt das Leben. Die alten, in der Kirche der *Unsterblichen Stimme* leidenschaftlich ausgestoßenen Verfluchungen fielen ihm wieder ein. Und nach all diesen Jahren erkannte er, daß die Propheten recht gehabt hatten. Somec war ein Mörder. Somec bedeutete die Zerstörung der

Menschheit. Somec verlieh denen, die es benutzten, keine zusätzlichen Lebensjahre – aber es ließ das Leben derer, die es nicht benutzten, wertlos erscheinen, empörend kurz erscheinen, hoffnungslos erscheinen.

Sie hatten recht.

Und als er in seinem Arbeitszimmer saß, seinen Gewohnheiten folgend hätte er eigentlich schon im Bett liegen sollen, dachte er über all die anderen Doktrinen nach, an die er sich erinnern konnte. Die Kirche hatte Sex ohne tiefere Empfindung verdammt, und sie hatte recht – er hatte beiläufige und selbst leidenschaftliche Affären schon vor Jahren aufgegeben, ohne es eigentlich zu wollen. Die Kirche verdammt den Profit, und er hatte gesehen, wie grausam Männer und Frauen sein mußten, die Profit erstrebten. Die Kirche verdammt fleischliche Lüste, und bei seinem asketischen Lebensstil wußte Garol Stipock, daß er ohne sie glücklicher war als vor seiner Enthaltbarkeit.

Die Gottesfrage war es, die die Kirche sinnlos erscheinen ließ. Stipock war müde und mutlos und ganz verzweifelt bei dem Gedanken, daß er es nie schaffen würde, etwas zum Guten zu verändern. Er ging an den Computer und stellte ihn auf enzyklopädischen Modus ein. Dann drückte er die Taste für Geschichte und schaltete auf Religion. Er rief die Angaben für Capitol ab und zuletzt auch alle Informationen über die Kirche der *Unsterblichen Stimme*.

Überrascht stellte er fest, daß die Liste ständiger Mitglieder immer noch seinen Namen enthielt – die Liste verzeichnete Milliarden von Namen und Kurzbiogra-

phien seit die Kirche damals auf der Erde gegründet wurde.

Zuerst war er höchst erstaunt darüber, daß jemand sich all diese Mühe gemacht hatte, nur um Informationen über Kirchenmitglieder zu sammeln – bis ihm klar wurde, daß es sich lediglich um die Standardbiographien handelte, die das Amt für Bevölkerungsstatistik ständig auf dem neuesten Stand hielt und in der Zentralbibliothek speicherte. Die Liste der Kirchenmitglieder war einfach aus der Zentralstatistik abgerufen worden.

Er suchte ohnehin keine Namen, und endlich, nachdem er einiges Material geprüft hatte, stieß er auf die Äußerungen des Propheten Amblick. Er ließ sie alle durch den Computer laufen. Dann las er die letzten Worte der *Unsterblichen Stimme*.

Die *Stimme* hatte es gewußt. Die *Stimme* war die Stimme eines Abschaffers.

»Diejenigen, die aus der Zukunft borgen, müssen zurückzahlen«, hatte Amblick gesagt, und es stimmte.

Aus den vagen Worten erkannte Garol, daß die *Stimme* (nein, nein, nicht die *Stimme*, sondern Amblick in seinen letzten Worten) eine Revolution vorausgesagt hatte, die nicht deshalb kam, weil man sich wieder darauf besonnen hatte, an die Stimme zu glauben, sondern weil im Wald die Tiger rasten – jene, die man für weniger menschlich hielt, werden entdecken, daß sie Macht haben, und sie werden diese Macht einsetzen, um ihre Unterdrücker zu vernichten. Und wenn es kein Somec mehr gab, wäre auch das Ende des Reiches gekommen – die Raumschiffe würden nicht mehr zu den Sternen reisen.

Die Genauigkeit dieser Prophezeiung war leicht zu erklären: Ein kluger Mann konnte schon vor zweihundert Jahren sehr leicht die allgemeine zukünftige Entwicklung voraussehen – und Amblick war ein kluger Mann gewesen.

Am meisten beunruhigt war Garol über den letzten Teil der Prophezeiung. »Nur einer von euch wird das Ende erleben«, hatte der alte Mann gesagt. »Und er wird nicht wissen, ob sein Gott die letzte Schlacht gewonnen oder verloren hat.«

Wer ist jener letzte? Ich war damals der jüngste – werde ich es deshalb sein, der das Ende erlebt?

Dann mußte er selbst über sich lachen. Die Tatsache, daß er der jüngste war, spielte kaum eine Rolle. Wichtig war nur seine besonders hohe Somec-Ebene – ein Jahr Wachen, zwölf Jahre Schlaf war sein jetziger Stand –, und er würde mit Sicherheit alle anderen überleben. Aus Neugier holte er die Biographien der Mitglieder, die bei Amblicks Tod noch gelebt hatten, auf den Schirm. Sie waren alle gestorben.

Alle? Bestürzt erinnerte er sich daran, daß seine Eltern ebenfalls Somec genommen hatten, als ihm selbst das Privileg eingeräumt wurde, und das natürlich auf der gleichen Ebene wie er. Sie konnten subjektiv noch keine sechzig Jahre alt sein. Gewiß lebten auch sie noch.

Aber ihre Biographien konnten nicht falsch sein.

Er las sie. Seine Eltern waren nicht auf Capitol gestorben. Vor einem Jahrhundert waren sie gemeinsam auf ein Kolonialschiff gegangen und hatten Somec freiwillig aufgegeben. Sie hatten die Unsterblichkeit aufgegeben,

und zu der Zeit, da Stipocks neue Geräte zur Planetenanalyse in Gebrauch genommen wurden, waren sie in den Raum hinausgegangen, um sich auf einem neuen Planeten niederzulassen.

Garol wußte, daß sie Somec nur aus einem einzigen Grund aufgegeben hatten. Außer denen, die eines Verbrechens überführt wurden, ging niemand, dem eine hohe Somec-Ebene zugestanden war, in die Kolonien – nur Versager und verzweifelte Nichtschläfer gaben freiwillig und für immer die Hoffnung auf, Somec zu bekommen.

Garols Eltern hatten ihre Ansicht geändert. Sie waren wieder gläubig geworden. Sie hatten auf Somec und alle Sünden Capitols verzichtet und waren an einen Ort gegangen, wo keine dieser Sünden möglich war.

Sie waren vor über einem Jahrhundert abgereist, und deshalb führte der Computer sie als verstorben auf, obwohl sie sich in Wirklichkeit immer noch im Raum befinden mochten, weil ihr Einsatzort sehr weit entfernt lag. Nach der Landung würden sie allerdings bei harter Arbeit und vielleicht häufig unter Gefahren ihr normales Leben zu Ende leben. Hunderte von Jahren bevor ihre Kolonie sich für Somec qualifizierte, würden sie dann sterben.

Carol war tatsächlich das letzte Mitglied der Kirche der *Unsterblichen Stimme*, das auf Capitol noch lebte. Und die Prophezeiung richtete sich an ihn.

*

Garol Stipock konnte nicht schlafen. Seine Kindheitser-

innerungen kannten kein Erbarmen: sie hielten ihn wach und erfüllten ihn mit Angst und Unruhe. Ihm wurde abwechselnd heiß und kalt.

Er stand vom Bett auf. Er nahm ein Handtuch, bedeckte sich damit den Kopf und kniete sich hin. Dann begann er, mit Gott zu reden. Er sprach die Worte, die er in der Kindheit gelernt hatte, und weil er müde war, überwand er das Gefühl, daß er sich albern verhielt, war er doch Wissenschaftler und wußte er es doch besser. Mit Amblicks Stimme hatte Gott direkt zu ihm gesprochen; und nun sollte die *Stimme* ihm sagen was zu tun war.

»Es ist sinnlos«, sagte er immer wieder. »Ich kann nichts erreichen. Was kann ich nur tun?«

Und weil er müde war, war er nicht überrascht, als die *Stimme* zu ihm sprach. Er wußte, daß es Amblicks Stimme war, die er hörte; aber er spürte dennoch hinter der ihm vertrauten Stimme, die *Stimme*, die er nicht kannte, und sie sprach zu ihm voller Inbrunst und hallte in ihm wider.

»Alles, was du getan hast, ist wertlos«, sagte die *Stimme*.

Stipock versank in tiefe Verzweiflung.

»Ich habe es aufgegeben mit den Menschen zu reden und zu versuchen, sie zu überzeugen. Sie waren zu klug. Sie wollen nicht auf mich hören.«

Aber ich werde hören, rief Stipock in seiner Verwirrung.

»Du am allerwenigsten«, sagte die *Stimme*. »Gott ist verstummt, und deshalb glauben die Menschen, daß er tot ist, aber das ist nicht wahr. Die *Unsterbliche Stimme*

spricht nicht mehr, aber nur weil das niemals schlafende Schwert aus der Scheide gezogen wurde. Wenn die Menschen bereut hätten, hätte ich sie geschont; aber sie wollten die Früchte vom Baum des Lebens essen, ohne zu wissen, daß diese Früchte zu kosten den Tod näher bringt. Das Ende ist nahe. Das Ende wird bald kommen. Aber nichts, was du tun kannst, wird das Ende um eine Stunde oder einen Tag beschleunigen oder aufschieben.«

Stipock empfand die Worte wie Hiebe, und die Wut der *Stimme* schmerzte ihn so sehr, daß er weinte: um die Menschheit, die alle Hoffnung auf Gnade verloren hatte, um sich selbst, dem jede Hoffnung auf einen Sinn des Lebens geschwunden war.

»Und warum sollte ich dann noch weiterleben?« fragte er.

»Weil dein Tod«, sagte die *Stimme* »noch weniger bewirken würde als dein Leben.«

Und weil Stipock diese völlige Verzweiflung nicht ertragen konnte, rief er trotzig: »Wer bist du denn, daß du beurteilen kannst, was sinnvoll ist und was nicht? Die Menschen wollten nicht mehr auf dich hören, und jetzt willst du sie vernichten! Ein Gott, den nur die Unwissenden und Schwachen anbeten können, muß die Menschen unwissend und schwach halten, damit er sie beherrscht!«

Dann war Schweigen. Die lärmende Stille ließ Stipock taumeln. Ich bin wahnsinnig, dachte er. Ich bin so verrückt geworden, wie Amblick war, als er in seiner Todesstunde vergebens nach dem Sinn des Lebens suchte und seine Prophezeiungen hinausschrie.

Und als er sich gerade eingeredet hatte, daß die *Stim-*

me nur eine Sinnestäuschung war, hörte er sie wieder. Diesmal sprach sie nicht mit der Wut Amblicks, als er die Prophezeiungen hinausbrüllte, sondern mit der Stimme seiner Mutter, leise, wie damals, als er noch klein war.

»Garol«, sagte die *Stimme*, die ihn liebte, »Garol, ich zeige den Menschen nur den Weg zum Glück. Ist es meine Schuld, daß sie höhere Einsicht und besseres Wissen nur dazu verwenden, sich selbst zu zerstören?«

»Nein«, antwortete er.

»Garol, mein Sohn, mein Kind, mein kleiner Junge, du mußt mir vertrauen. Es liegt in meinen Händen. Vertraue mir. Vertraue mir.« Und Garol stieg ins Bett, und mit diesem *vertraue mir* im Kopf schlief er ein.

*

Morgens wachte er auf und erinnerte sich an die Erlebnisse der vergangenen Nacht. Er lachte und schalt sich einen Narren. Die Kirche der *Unsterblichen Stimme* hatte er als Programm noch im Computer. Er löschte das Programm mit einem Gefühl der Trauer um seine Eltern, die zu ihrer Religion zurückgekehrt waren und in den Kolonien den sicheren Tod gesucht hatten. Und doch wußte er, wie das geschehen war. Selbst gestern abend, als er sich die Stimme eingebildet hatte, war ihm klar gewesen, daß er alles im Kopf hatte. Aber Einbildungen können sehr überzeugend sein – überzeugender als die Wirklichkeit. Kein Wunder, daß seine Eltern sich zum Narren halten ließen. In der Kindheit eingetrichterte Religion läßt

einen nie los. Bei all seiner Klugheit und bei all seinem Verständnis für die Wissenschaft, bei all seiner Selbstbeherrschung blieb er doch der kleine Junge, der zu viele Predigten gehört und an zu viele Lügen geglaubt hatte.

Er vergaß die Ereignisse jener Nacht. Aber sie wirkten nach. Denn nun interessierte er sich nicht mehr sehr für die geplante Revolution; der Gedanke, an den sinnlosen und nicht enden wollenden Treffen der Verschwörer teilzunehmen, langweilte ihn. Er blieb ihnen fern. Er konzentrierte sich wieder auf Physik. Und wenn er auch nicht das Gefühl hatte, sehr viel zu leisten, so hatte er wenigstens seine Freude daran.

Mutters kleine Knaben fanden ihn; als er sich am Computer gerade mit der Lösung eines Problems beschäftigte. Sie stürmten herein, um ihn zu verhaften.

»Mich verhaften? Weshalb?« fragte er.

»Weshalb?« fragte der Anführer der kleinen Knaben.
»Natürlich wegen Verrats.«

Stipock sah sie erstaunt an. »Aber meine Herren, was die Revolution anbetrifft, habe ich es mir anders überlegt. Ich habe damit nichts mehr zu tun ...«

Die kleinen Knaben sahen einander verblüfft an. Dann brachen sie in schallendes Gelächter aus. »Er hat es sich anders überlegt«, sagten sie, als sie ihn abführten. »Er hat nichts mehr damit zu tun!« Es war einfach lustig.

Als sie lachten, wußte Garol, daß es für ihn keine Hoffnung mehr gab. Wenn er Glück hatte, würden sie ihn deportieren. Warum hatte er sich nicht schon früher von den Verschwörern distanziert? Warum hatte er so lange geglaubt, daß man etwas erreichen konnte?

»Warum, Gott, hast du es mir nicht früher gesagt?« fragte er ironisch. Aber heute war er nicht müde. Gottes einzige Antwort war deshalb ein schauriges Lachen in seinem eigenen Kopf. Garol verstand das Witzige daran nicht, aber er lachte trotzdem. Was immer die Pointe wäre, wenn er sie endlich verstünde, gut mußte sie sein. Gibt es bessere Witzeerzähler als Gott?

Die Sterne verlöschen

Das sollt ihr aber wissen: Wenn ein Hausvater wüßte, welche Stunde der Dieb kommen wollte; so würde er ja wachen und nicht in sein Haus brechen lassen.

Darum seht ihr auch bereit; denn des Menschen Sohn wird kommen zu einer Stunde, da ihr es nicht meinet.

– Matthäus 24:43-44

Der Gouverneur hatte ein Teleskop und konnte damit umgehen. Es war bei weitem nicht das leistungsstärkste in der Kolonie, aber die anderen waren nur für fotografische Aufnahmen geeignet, und das des Gouverneurs war das einzige Teleskop auf Answer, durch das man mit dem bloßen Auge sehen konnte.

Und er sah oft hindurch. Andere Männer mochten sich bei alkoholischen Getränken und Konversation entspannen, sie mochten sich mit primitiven Spielen, Büchern oder Sex beschäftigen, des Gouverneurs Zerstreuung aber war es, die Sterne zu beobachten.

Als von Menschen besiedelte Kolonie war Answer erst dreihundert Jahre alt, aber es war eine angenehme Welt, und die ursprüngliche Bevölkerung von 334 Menschen war auf über fünf Millionen angewachsen. Die Familien hatten im Durchschnitt sechs Kinder. Es gab in der Natur keine Raubtiere, und Krankheiten waren selten und niemals tödlich. Bis hierher war Somec noch nicht gedrungen, und deshalb war die Lebenserwartung natürlich geringer – wenige wurden mehr als hundert Jahre alt.

Aber der Gouverneur, der erst vierzig war, konnte sich noch an die Zeit erinnern, da es auf der Welt kein Gebäude gegeben hatte, das mehr als zwei Stockwerke hoch war.

Jetzt stand er oben auf dem Regierungsgebäude und beobachtete den Himmel. Mit seiner Frau und den vier Kindern, die noch im Haus waren, bewohnte er eine Suite im obersten Stockwerk des Gebäudes. Nach hiesigen Normen war sie luxuriös – separate Zimmer für jeden einzelnen, und es wurde in getrennten Räumen gekocht und gegessen. Luxus. Wohlstand. Aber nicht aus dem Rahmen fallend – auf Answer lebten Dutzende von reichen Familien besser als er.

Und tatsächlich war er nicht so sehr deshalb Gouverneur, weil er der bedeutendste Mann auf Answer war, sondern weil er bereit war, die Arbeit zu machen. Und er war deshalb bereit, die Arbeit zu machen, weil sie nicht seine ganze Zeit und all seine Gedanken in Anspruch nahm. Sie ließ ihm ausreichend Muße, in Ruhe seinen Gedanken nachzuhängen. Der Job war gut dotiert und verschaffte ihm und seiner Familie einiges Ansehen. Außerdem war er ein guter Gouverneur, und das wußte er auch. Man achtete ihn, und seine Urteile und Entscheidungen wurden beachtet und ohne Murren befolgt. Seit seiner Wahl hatte man keine gesetzgebende Versammlung einberufen müssen.

Nach Dienstschluß ging er allerdings immer nach oben.

»Warum beobachten Sie so oft die Sterne?« fragte ihn einer seiner Assistenten eines Tages.

»Weil«, antwortete er, »sie nie einschlafen, wenn ich mit ihnen spreche.«

Aber es war eine gute Frage, und er dachte über eine Antwort nach.

Er wußte, daß um viele von ihnen (und er konnte sie nennen und zeigen, und er wußte, wie weit entfernt sie waren) die Planeten des Reiches kreisten. Viele Milliarden von Menschen – es ging über seine Vorstellungskraft hinaus. Er wußte, wenn er alle Sterne zählen könnte, die er während eines Jahres durch sein Teleskop betrachtete, es immer noch weniger sein würden als die Anzahl der Menschen im Reich. Und doch, wenn er an Menschen dachte, fiel ihm nur Answer ein, wo ganze Kontinente noch unbewohnt waren, wo keine Stadt mehr als dreißigtausend Einwohner hatte, wo es noch jungfräulichen Acker zu pflügen gab, und wo man noch unberührte Erzlager entdecken konnte. Das Reich mochte alt und groß sein, aber hier war die Menschheit neu und klein, und die gewaltige Ausdehnung des Planeten ließ sie bescheiden bleiben, obwohl die weit größeren Entfernungen zwischen den Sternen schon von Menschen bewältigt worden waren.

Und während er den Himmel beobachtete, stellte sich der Gouverneur vor, er könne die Raumschiffe sehen, deren Bahnen wie Fäden die gewaltigen Abstände zwischen den Sonnen überspannten. Sie wirkten ein Netz, und in diesem Netz war er gefangen.

Wir tanzen auf dem Netz der Raumschiffe, sagte er zu sich selbst (oder zu den Sternen) und glauben, daß sie uns frei machen. Dabei könnte uns nur das Nichtvorhan-

densein von Raumschiffen befreien.

Früher einmal befreiten diese Schiffe uns wirklich, als wir die überfüllte Erde verließen, um zu entdecken, daß uns viel schönere, fruchtbarere und wohnlichere Planeten zur Verfügung standen. Seltsam, daß die der Erde entstammende Menschheit so viele Planeten entdecken sollte, die der Erde ähnlicher waren als die Erde selbst. Hatte es denn je etwas von so anmutiger Schönheit gegeben wie die Berge von Answer? Das klare Wasser, das sein Lied murmelte, rauschte und brüllte, auf seinem Weg durch die Berge, über die Ebene, und wenn es als donnernde Brandung das Ufer berannte. Hatte es jemals solchen Stein gegeben? dachte er und berührte die rauen, glänzenden Steine des Regierungsgebäudes.

Die Raumschiffe haben uns hergebracht, aber jetzt muß das Netz zerschnitten werden. Allein auf unserem Planeten wollen wir unseren Weg um die Sonne suchen, und sollte eine Zeit kommen, da wir zu den Sternen reisen wollen, dann laßt uns die Fäden wieder aufnehmen. Warum sollten die Sterne bis dahin nicht geheimnisvoll bleiben, ihre Bewegungen wunderbar, ihr Licht ein Geschenk der Götter? Warum kann nicht dieses Teleskop Entdecker sein?

Die Somec-Benutzer lebten lange genug, um zu sehen, wie die Sterne sich bewegten. Doch keiner von ihnen, das wußte der Gouverneur, hielt jemals Ausschau. Er war sich klar darüber, daß eines nicht allzu fernen Tages ein Schiff mit einem Inspektionsteam des Kolonialministeriums nach Answer kommen würde. Die Leute werden uns für fortgeschritten genug erklären, gleichberechtigt in das

Reich aufgenommen zu werden, und plötzlich werden wir Somec haben, und mir wird eine hohe Somec-Ebene zugestanden und meinem Untergebenen eine niedrigere und anderen eine noch niedrigere, und die Mehrheit der Bevölkerung wird überhaupt kein Somec bekommen. Dann wird der Posten des Gouverneurs nicht mehr an den einzigen Mann gehen, der die Fähigkeiten dazu hat und auch bereit ist, sie einzusetzen – er wird von den Habgierigsten und Ehrgeizigsten eingenommen werden, von jenen, die sich nichts sehnlicher wünschen als geschenkte Unsterblichkeit, und die nicht bereit sind, nur dadurch ewig zu leben, daß sie untilgbare Spuren in den Herzen der Menschen hinterlassen. Auf Answer wird kein Friede mehr sein, sondern nur noch Neid und Haß.

Aber auch ich, dachte der Gouverneur, werde dann sehen, wie sich die Sterne bewegen. Ich werde Jahrhunderte lang leben können und werde erkennen, daß die Konstellationen nicht mehr das sind, was sie waren, erkennen, daß dieser und jener Stern sich aufeinander zu bewegen.

Und, wenn ich lange genug lebe, werde ich dann die Sterne, einen nach dem anderen, aufflackern, noch eine Weile am Himmel strahlen und dann verlöschen sehen?

Er schaute in den Himmel, und ein Licht tauchte auf. Sichtlich bewegte es sich. Die Bahn war unregelmäßig. Es war ein Raumschiff. Es ging auf eine Umlaufbahn um Answer.

Der Gouverneur ging nach unten in den Bürotrakt, wo die ganze Nacht hindurch die Himmelsbeobachter an der Arbeit waren. Sie schauten auf, als er hereinkam. »Gut, daß sie noch wach sind, Sir. Ein Raumschiff. REN-455-

t. Sie bitten um die Erlaubnis, eine Abordnung zu landen, die mit Ihnen verhandeln soll.«

»Warum nicht?«

Die Mannschaft des Raumschiffs sah nicht aus wie ein Inspektionsteam. Sie wirkten beunruhigt, als sie auf den Gouverneur zugingen.

»Haben Sie Schwierigkeiten?« fragte dieser.

»Sie sind eine Kolonie, nicht wahr?« fragte der Captain zurück.

»Nach der nächsten Inspektion wahrscheinlich nicht mehr. Aber ich nehme nicht an, daß Sie Inspektoren sind?«

Der Captain schüttelte den Kopf. »Wir fliegen ein Kriegsschiff. Mit Waffen vollgestopft. Ich warne Sie, falls uns etwas zustößt. Oben ist noch ausreichende Mannschaft. Wir sind in der Lage, Sie aus dem Himmel zu pusten.«

Die Augen des Gouverneurs weiteten sich in gespielter Überraschung. »Sie kommen aus dem Reich und bedrohen eine loyale Kolonie?«

Der Captain sah aus, als ob er sich schämte. »Sie würden mir keine Vorwürfe machen, wenn Sie gesehen hätten, was ich gesehen habe.«

»Was haben Sie denn gesehen?«

»Capitol«, sagte der Captain. »Es ist tot.«

»Woran ist es denn gestorben?«

»Das ist wohl das Ende der Menschheit. Es gab eine Revolution. Dieses Schwein von Usurpator, dieser Abner Doon –«

»Usurpator?«

»Sie sind nicht mehr auf dem laufenden. Der Mann hat mit Somec herumexperimentiert. Und die Nichtbenutzer empörten sich. Sie rebellierten und brachten alle Schläfer um.«

»Alle!«

»Wo immer ein Raumschiff landete, haben sie es angegriffen, die Mannschaft getötet und das Somec vernichtet. Ein Wahnsinn. Wissen Sie was das bedeutet? Zwischen den Planeten verkehren keine Raumschiffe mehr! Und Capitol – Capitol schneidet sich selbst die Kehle durch. Von dort ging die Revolution aus, und jetzt haben sie keine Nahrung mehr. Es gibt nur wenige Überlebende, und auch die sind bald erledigt. Kannibalismus. Der Planet ist tot. Ein Haufen Wilde, die in nacktem Metall überleben wollen.«

»Und Sie?«

»Wo könnten wir landen? Wir wollten nach Garden, aber selbst dort spielen die Leute verrückt. Wir sind so weit wie möglich geflogen, um eine Kolonie ohne Somec zu finden. Eine Kolonie, die deshalb auch nicht an der Revolution teilnimmt.«

Der Gouverneur lächelte. »Wir nehmen an keiner Revolution teil.«

Der Captain beruhigte sich. »Gott sei Dank. Wenigstens das hätten wir geschafft.«

»Sie dürfen gern landen.«

»Wissen Sie, wir kommen nicht als Bettler«, sagte der Captain. »Wir haben Ihnen einiges zu bieten. Wir besitzen genug Somec, um Ihre wichtigsten Leute für Hunderte von Jahren zu versorgen. Und unser Computer kennt die

Formel. Und wir haben ein Aufzeichnungsgerät. Und mehr als zweihundert Bänder. Sie könnten mit unseren Geräten sofort auf höchster Ebene anfangen. Unsere einzige Bedingung: wir möchten auch selbst Somec nehmen dürfen.«

»Und warum möchten Sie das?«

Der Captain lachte. »Sie haben vielleicht Humor.«

Der Gouverneur dachte einen Augenblick nach. »Nehmen Sie mich zu Ihrem Schiff mit. Ich möchte das Gerät sehen.«

Der Captain sah ihn ganz verstört an. »Natürlich haben wir das Gerät. Wie hätten wir sonst herkommen sollen?«

Der Gouverneur lächelte nur. »Ich zweifle nicht an seiner Existenz. Ich will es nur sehen.«

Sie führten ihn zu ihrem Landungsfahrzeug und starteten. Die Beschleunigung war überraschend stark. So schnell war der Gouverneur in seinem Leben noch nicht gereist.

Und dann begann der langsame Tanz des Anlegemannövers, und der Gouverneur erlebte die Schwerelosigkeit, und die Sterne strahlten, ohne zu flimmern.

So fühlt man sich also, dachte er, wenn man im Raum ist. Kein Wunder, daß die Menschen sich so lange daran geklammert haben. Am liebsten wäre er mit ihnen zu einem anderen Stern geflogen.

Und bald wird meine Unsterblichkeit greifbar nahe sein. Ich werde sehen, wie sich die Sterne bewegen. Er wollte sofort seinen Gehirninhalt aufzeichnen lassen und Somec nehmen, um später zu sehen, wie die Sterne verlöschen.

Aber dann, als das Anlegemanöver fast beendet war, wußte er, daß er Somec ablehnen würde. Er wußte sogar, daß er die Revolution fortsetzen würde. Ohne Haß. Ohne Blutvergießen. Sondern weil es auf Answer Bäume gab, die niemand berührt, Berge, die niemand gesehen hatte. Wer braucht Unsterblichkeit, wo jeder Tag bis zum Überfließen erfüllt ist? Der lange Somec-Schlaf kann nur denen nützen, die übersättigt sind und die hoffen, daß, wenn sie nur die Jahre überspringen, sie lange genug leben werden, um irgendwann einmal etwas Neues zu sehen.

Muß ich etwas Neues sehen? Höchstens das Ende der Sternenwelt. Und so lange wird auch Somec mich nicht leben lassen. Denn wenn ich es auf Answer zulasse, wird Haß entstehen und bald auch eine Revolution, und ich würde einer der Schläfer sein, die getötet werden.

Sie brachten ihn an Bord des riesigen Raumschiffs, und er ging zwischen den Waffen hindurch, und sie führten ihn in den Raum, wo das Aufzeichnungsgerät installiert war. »Was würde geschehen, wenn mit diesem Gerät etwas passiert?« fragte er skeptisch.

»Nun«, sagte der Captain lachend, »dann würde niemand mehr Somec nehmen wollen. Wenn man Somec nimmt, ohne daß einem das Band wieder in den Kopf eingespielt wird, könnte man genauso gut gleich tot sein. Alle Erinnerungen eines Menschen wären verloren.«

»Das wollte ich nur wissen«, sagte der Gouverneur mit einem Lächeln, und dann drückte er auf einen Knopf an dem kleinen Beil, das er in der Tasche trug, und das Gerät explodierte.

Die Mannschaft war entsetzt, aber der Captain schien nicht besonders überrascht.

»Wenn Sie wollen, können Sie mich töten«, sagte der Gouverneur. »Aber dadurch wird Ihr Gerät nicht repariert.«

»Wir werden Ihren Planeten in die Luft jagen«, rief einer aus der Mannschaft.

Der Gouverneur zuckte die Achseln. »Tun Sie es doch, wenn Sie wollen. Aber wohin wollten Sie dann noch reisen?« Und die Mannschaft überlegte es sich, und die Leute erkannten, daß sie das Raumschiff nie wieder fliegen würden.

»Sie sind uns willkommen«, sagte der Gouverneur, »wie ich Ihnen schon sagte. Sie dürfen kommen und bei uns leben. Sie müssen nur Ihr Raumschiff wegschicken.«

»Das Ding ist immerhin ganz schön teuer –« rief einer aus der Mannschaft.

Aber der Skipper unterbrach ihn. »Warum haben Sie das getan, Gouverneur?« fragte er. »Haben Sie was gegen Unsterblichkeit?«

»Welche Unsterblichkeit? Somec verlängert doch nicht Ihr Leben. Es macht es nur nutzloser. Und es sorgt dafür, daß andere Sie hassen.«

»Aber es ermöglicht Raumflüge«, sagte der Captain, und in seiner Stimme schwang Kummer.

»Wohin würdet Ihr gehen? Wohin könnten wir gehen? Ihr habt unsere Welt gesehen. Ist sie nicht schön?«

»Ja«, sagte der Captain. »Ich denke, Sie haben uns überzeugt. Wir wären Narren, wenn wir ablehnten. Ich denke, wir werden uns in Ihrer Kolonie niederlassen.«

»Wir werden sterben«, winselte einer aus der Mann-

schaft. »Ohne Somec leben wir nur hundert Jahre, um dann zu sterben.«

Der Captain sah ihn verächtlich an. »Sie werden so viele Tage leben wie sonst auch. Packen Sie Ihre Sachen ein. Ich gebe Ihnen zehn Minuten.«

»Bitte, keine Waffen«, sagte der Gouverneur. »Die meiden wir hier sehr gern.«

»Von Ihrem kleinen Beil abgesehen«, murmelte einer aus der Mannschaft.

»Schließlich bin ich der Gouverneur«, sagte er.

Zehn Minuten später war das Landungsfahrzeug beladen. Die Männer hatten erbärmlich schmales Gepäck, aber was hätten sie auf einem Raumschiff auch ansammeln können. Und der Captain steuerte das Fahrzeug nach Answer.

Nach der Landung schauten sie nach oben und sahen, wie das Raumschiff wie ein Flammenbündel davonschoß. »Wo fliegt es hin?« fragte der Gouverneur.

Der Captain hob die Brauen. »Ich habe es natürlich in die Sonne geschickt. Wir werden sehr lange hierbleiben. Jede zusätzliche Masse wird die Sonne um einiges länger glühen lassen.«

»Das Raumschiff macht ungefähr eine Sekunde aus.«

»Auch ein wenig hilft.« Und der Captain lachte.

Der Gouverneur lachte nicht. Er nahm den Captain am Arm und führte ihn auf das Dach des Regierungsgebäudes, wo immer noch das Teleskop stand. Er wollte ihm das Ding nicht zeigen. Er wollte ihn nur etwas fragen.

»Captain, Sie hatten doch zwei Aufzeichnungsgeräte an Bord?«

Der Captain zuckte die Achseln.

»Es mußten zwei gewesen sein. Eins, damit Sie die Mannschaft wecken konnten. Und eins für Sie selbst. Eins, das Sie automatisch weckt.«

Der Captain nickte. »Ja, das stimmt. Wir hatten zwei.«

»Dann hätten Sie doch weiterfliegen können.«

»Ja.«

Warum sind Sie dann nicht weitergeflogen, fragte der Gouverneur nicht.

Der Captain beantwortete die gar nicht gestellte Frage.
»Es ist hier so schön.«

Bei Anbruch der Nacht ging der Gouverneur schlafen. Die Leute aus dem Raumschiff waren in Hotels untergebracht worden, die noch Betten freihatten. Er war müde und wußte nicht, ob er richtig gehandelt hatte. Wenn die Bevölkerung von Answer erst erfuhr, was er getan hatte, was würden die Leute dann sagen. Würde man das Parlament einberufen und einen neuen Gouverneur wählen? Das wäre durchaus möglich. Oder würde man einsehen, daß Geschehenes nicht ungeschehen zu machen war und ihm verzeihen, daß er ihnen das Somec vorenthalten hatte, und ihn vielleicht im Amt lassen?

Die Netze zwischen den Sternen sind zerrissen, dachte er, und wußte nicht, ob er traurig sein oder sich freuen sollte.

Im Schlaf träumte er. Er träumte, daß er mit einem Fuß auf Answer, mit dem anderen auf der Sonne stand. Mit den Händen konnte er Sterne greifen. Aber jeder Stern, den er griff, zerplatzte in seiner Hand zu einer winzigen Nova und verschwand. Bald waren alle Sterne

erloschen, und am Ende gab es nur noch ein Licht im Universum, das der Sonne, die hell unter seinen Füßen brannte.

Und als er aufwachte, war er zufrieden. Er würde nicht ewig leben, aber er hatte tatsächlich die Sterne verlöschen sehen. Nicht persönlich, sondern so, wie der Mensch die Dinge nur sehen kann – in seinen Träumen.

Er war zufrieden, aber seine Freizeit vertrieb er sich jetzt mit Gartenarbeit. Er schaute nicht mehr in den Himmel, sondern in die Erde hinein. Nur die Spinnen benutzten sein Teleskop, und auch das nur, um ihre Netze dort anzubringen.

ENDE